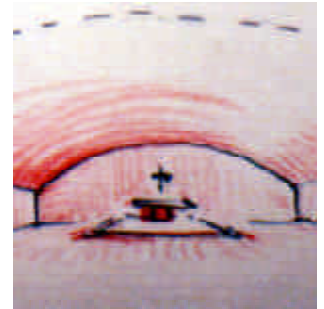


## Beiträge zum Kirchenbau von 1945 bis 1950



### Auswahlkriterien der Beispiele

#### Fallbeispiele

Emil Steffann und die Suche nach Armut und Einfachheit

Rudolf Schwarz und sein Wirken in „nüchterner Trunkenheit“

Otto Bartning und das Notkirchenprogramm des HEKD

Gerhard Langmaack und die Gestaltung der Religion für die Gemeinschaft

Max Taut und zwei Entwürfe für Notkirchen

Martin Schilling und die verborgenen Baracken

Der „Ruhrkaplan“ und die „Bunkerkirche“ in Düsseldorf-Heerdt

Winfried Wendland und die Entpolitisierung der Architektur

Dominikus Böhm und der Wiederaufbau „im Geiste des alten Raumes“

Hans Döllgast und die Poesie der Baukunst

Heinrich Otto Vogel und der Wiederaufbau zwischen „Erbe und Aufgabe“

Leitbild Reduktion in den Beiträgen zum Kirchenbau nach 1945

### Ausgangssituation für den Kirchenbau nach 1945

Der Alltag der Menschen um 1945 war bestimmt von der materiellen Not. Die substantielle Verknappung aller Güter führte dazu, dass selbst banale Alltäglichkeiten zu unbewältigbaren Problemen wurden. Auch eine Bautätigkeit war in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur unter stark erschwerenden Bedingungen möglich. Angesichts dieser Umstände darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, dass ein wirtschaftlicher Umgang der Mittel ein Grundprinzip der Architektur ist. In der Architekturgeschichte finden sich genügend Beispiele, die belegen, dass nicht nur in Zeiten wirtschaftlicher Not die Forderung nach sparsamer Bauweise eine Prämisse in der Architektur ist.<sup>1</sup> Spätestens bei der Frage nach der Realisierbarkeit einer architektonischen Idee wird dieser rationale Aspekt zum gewichtigen Argument. Das Wirtschaftlichkeitsprinzip, wonach „ein bestimmter Erfolg mit dem geringstmöglichen Mitteleinsatz (Minimalprinzip) bzw. mit einem bestimmten Mitteleinsatz der größtmögliche Erfolg (Maximalprinzip) erzielt werden soll“<sup>2</sup>, gilt für den Architekten als ökonomisches Prinzip nach Effizienz also schon von jeher als Regel. Hinsichtlich der finanziellen Mittel bedeutet dies eine Kostenminimierung oder Kostenoptimierung, eine hohe Effektivität bei minimalem Kapitaleinsatz, was in diesem Zusammenhang auf die ökonomische Dimension von Reduktion in der Architektur verweist.

Für die Betrachtung der konkreten Situation stellt sich eine Vergleichbarkeit dieser relativierenden Prämissen allerdings als sehr problematisch dar. Mit Kriegsende wurden nämlich nicht nur politische und rechtliche Strukturen für nichtig erklärt. Mit der Enthebung des Deutschen Reiches war auch die wirtschaftliche Basis und die nationale Währung wertlos geworden. Eine national vergleichbare Wirtschaftlichkeit war bis zur Währungsreform nicht möglich. Zwar galt weiterhin die Reichsmark als nationale Währung, aber regionale Unterschiede, differierende Zugriffsmöglichkeiten auf natürliche Ressourcen, verschiedentlich genutzte Tauschmöglichkeiten oder abweichende Verfügbarkeit von Arbeitskräften bestimmten die Effektivität der Baumaßnahmen. Ein erster Bauindex konnte erst mit Beginn der Währungsreform auf einer vergleichenden Ebene erstellt werden.<sup>3</sup> Daher sind Gegenüberstellungen der Planungs- und Baukosten bis zur Währungsreform kaum möglich bzw. wenig aussagekräftig. Infolgedessen wird in dieser Arbeit auf Preisangaben und Preisvergleiche weitestgehend verzichtet. Dafür soll umso stärker auf die herrschende Mangelbewirtschaftung unter dem Dekret der Zwangswirtschaft verwiesen werden. Die gesamte Wirtschaft lag am Boden, die Industrie war zerstört, stillgelegt oder wurde demontiert, qualifizierte Arbeitskräfte waren rar. Für eine Bautätigkeit hieß dies, dass ungeachtet dessen ob bzw. wieviel Geld vorhanden war, nicht gewährleistet werden konnte, ob damit überhaupt Baumaterial erworben werden konnte, da dieses entweder nicht verfügbar war oder keine Zuteilung von den Besatzungsmächten erfolgte. Aus wirtschaftlicher Sicht ergibt sich daher die banale Feststellung, dass mit dem Mangel an qualifizierten Arbeitskräften, Baumaterialien und Zah-

lungsmittel schlechte Rahmenbedingungen für einen Wiederaufbau herrschten. Resümierend hatte Willy Weyres diesen Sachverhalt für die kirchlichen Baumaßnahmen bereits 1951 wie folgt zusammengefasst: „Es hing von der Tatkraft und der Beweglichkeit, von den Verbindungen und von der Zähigkeit der Kirchenvorstände und vom Opfergeist der Gemeinde ab, wie und wieweit die Hindernisse überwunden wurden.“<sup>4</sup>

Zwar begann schon mit der Bildung des britisch-amerikanischen Wirtschaftsgebietes ein begrenzter wirtschaftlicher Aufschwung in den Westzonen, aber erst nach der Währungsreform im Juni 1948 kam es zu einer zunehmenden Verbesserung bei der Materialversorgung. In der am 23. Mai 1949 durch Verkündung des „Grundgesetzes“ geschaffenen Bundesrepublik wurde das wirtschaftliche Vorwärtskommen noch durch die steuer- und kreditpolitischen Maßnahmen zum Vorteil der Unternehmungen, einem niedrigen Lohnniveau sowie einer technologischen und wirtschaftlichen Stützung durch Anlagekapital aus dem Ausland begünstigt. Nicht zuletzt wurde die Rekonstruktion der Wirtschaft auch durch die kriegsbedingten Zerstörungen unterstützt. Dadurch entstand eine allgemeine Nachfrage nach Produkten aller Art, die über viele Jahre anhielt und in der Bundesrepublik eine Reorganisation der kapitalistischen Wirtschaft unter dem Konzept der sozialen Marktwirtschaft ermöglichte.

Aber zunächst galt nach Ende des Krieges eine umfassende Materialknappheit und Mangelbewirtschaftung. Stahl, Glas und Beton waren für das Baugewerbe kaum erhältlich. Wurde die Suche nach einem zeitgemäßen Kirchenbau in den zurückliegenden Dekaden von den technischen Entwicklungen der Baustoffe und ihren Anwendungsmöglichkeiten begleitet, bestand nach Kriegsende gerade an Werkstoffen wie Zement, Stahl und Glas ein großer Mangel. Angesichts der Materialknappheit waren obendrein Bauteile und Bauweisen abwegig, die mittels hochwertiger Verfahren erstellt wurden. So waren Stahlbetonfertigteile oder gar filigrane aufgelöste Stahlbetondachkonstruktionen kaum zu produzieren. Vorschläge, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg für die Wiederherstellung des Dachstuhls einer Kathedrale unterbreitet wurden, wonach die „einfachen und handlichen Stahlbetonelemente“<sup>5</sup> als beste Möglichkeit für solch eine Aufgabe gerühmt wurden, kamen demnach nicht in Frage.

Auch an Bauholz bestand großer Mangel. Der Baumbestand aus deutschen Forsten wurde als Rohstoffquelle von den Besatzungsmächten kontrolliert und als Gelegenheit für Reparationszahlungen angesehen. Allein für 1947 hatte das selbst unter Not leidende England 2,5 Millionen cbm Nadelschnittholz gefordert. Die russische Militärverwaltung verlangte 1948 insgesamt 18 Millionen fm Rohholz im Rahmen der Reparationszahlungen.<sup>6</sup> Diese enorme Knappheit an Baustoffen und Arbeitskräften war eine schwerwiegende Hürde für die Bautätigkeit, weshalb die Verwaltungsstellen die Genehmigungsverfahren und die Materialzuweisung von der Verfügbarkeit der Baustoffe und Arbeitskräfte abhängig machten. Entsprechend wurde auch die Zuweisung von Bauholz seitens der Besatzungsmächte streng reguliert. Die allgemeingültige Prämisse des sparsamen Umgangs mit Geld und Baumittel in der Architekturproduktion wurde somit

in der Nachkriegszeit zwangsweise bis ins Extreme verschärft. Die aus der Trümmerverwertung erhaltenen Baumaterialien reichten nicht einmal für die wichtigsten Reparaturmaßnahmen aus.

Gleichwohl war die Alltagserfahrung des Mangels - nicht nur an Baustoffen - für den Großteil der deutschen Bevölkerung aber auch in den Jahren zuvor schon allvertraute Normalität gewesen. Die Lebenserfahrung, alltägliche Güter entbehren zu müssen, Knappheit als omnipräsentes Phänomen zu erdulden, war insofern keine neue Begebenheit. Die Menschen hatten schon Jahre zuvor Fähigkeiten entwickeln müssen, um mit der finanziellen und materiellen Notlage irgendwie fertig zu werden.

So mussten im Nachkriegsdeutschland die Menschen auch noch nach Kriegsende ums Überleben kämpfen und die existentiellen Bedrohungen wie im kalten Winter 1946/47 für sich und ihre Familien überwinden. Aus diesem Grunde stand neben der ersten Trümmerbeseitigung vorwiegend die Errichtung von Unterkünften und Maßnahmen für das soziale und körperliche Wohlergehen im Sinne einer lebenswichtigen Grundversorgung im Vordergrund. Straßen und Versorgungseinrichtungen mussten repariert und erstellt werden, um die Menschen mit Wasser, Grundnahrungsmitteln und lebensnotwendigen Energieträgern versorgen zu können. Bevölkerung, Stadtverwaltungen und Institutionen waren gleichermaßen aufgerufen, am Aufbau mitzuwirken. Wo es ging, sollten die vordringlichsten Arbeiten zunächst selbst eingeschätzt und organisiert werden, auch wenn unzureichende Planungen oder Abstimmung unter den Betroffenen zu Interessenskonflikten führten. Für den Kirchenbau bedeutete dies in den ersten Nachkriegsjahren eine Betonung der ohnehin vorhandenen Selbstverantwortung der Kirche mit finanzieller Unterstützung ausländischer Hilfsorganisationen und Partizipation der Gemeindemitglieder.

Angesichts der Wohnungsnot wäre es aus heutiger Sicht möglicherweise nahegelegen, dass die Errichtung von Kirchenbauten in der Öffentlichkeit kritisiert worden wäre. Damals kam aber nur vereinzelt Kritik an der Kirche auf. So wurde beispielsweise das Evangelische Hilfswerk mit der Anfrage eines Journalisten „für eine führende Wochenzeitung“ konfrontiert, ob nicht „zuerst Wohnungen gebaut werden müssten, um in erster Linie einem, an soziale Verelendung grenzenden Notstand, abzuhelpfen“, und ob die christlichen Kirchen nicht „gegen ihre Glaubensgrundsätze und gegen die Gebote verstossen, die Christus selbst aufgestellt habe, wenn sie in diesen grossen, aussergewöhnlichen Notzeiten zuerst Gotteshäuser bauten“<sup>7</sup>? Die herausfordernde Anfrage blieb nach Aktenlage unbeantwortet, hatte die Leitung des Hilfswerkes doch auch ein völlig anderes Verständnis von dem „Liebeswerk der Inneren Mission“ und wollte den Sachverhalt nicht in diesem Sinne sehen. Da nicht zuletzt sämtliche Taten des Hilfswerkes umfassend in der Presse publiziert und gewürdigt wurden, kam diese Art von Kritik gegen die Leitinstanz Kirche schließlich auch nicht zur Geltung.

Indirekt nahm allerdings der hannoverische Landesbischof Hanns Lilje bei der Grundsteinlegung einer Notkirche in Hannover Bezug auf diese Frage-



<sup>1</sup> Hausfrauen stehen 1944 an einem Lebensmittelgeschäft an.



<sup>2</sup> Der Winter 1946/47 geriet für die Menschen zur Katastrophe, das Brennmaterial musste rationiert werden.

stellung. Er gestand zunächst ein, dass der Wohnungsbau „so stark wie irgend möglich gefördert werden“ müsse, reklamierte aber zugleich, dass die Kirche bereits „zahlreiche Beweise ihrer Mitarbeit durch Bereitstellung von Kirchenland und sonstiger Mittel gegeben“<sup>8</sup> habe. Sein wichtigstes Argument für den Bau von Kirchen war jedoch der symbolische Wert der Kirchengebäude, mit dem die fundamentale Bedeutung und zugehörige Instanz christlicher Werte für die Gesellschaft zum Ausruck gebracht werden sollte: „Wenn ein Volk aber keine Gotteshäuser mehr baue und damit die Fundamente seines Glaubens verlasse, werde es eines Tages auch keine Wohnungen mehr bauen, allenfalls noch Kasernen; Krieg und Zerstörung würden dann die Welt abermals heimsuchen. Deshalb gelte es, ein Ja zum Kirchenbau zu sagen.“<sup>9</sup>

### **Kooperation zwischen Theologen und Architekten**

Dem Kirchenbau in Deutschland stand somit „nur“ der materielle Notstand im Weg, aber keine öffentliche Kritik. Stattdessen fanden die Kirchen eine öffentliche Unterstützung für ihre Anliegen. Und trotz der materiellen Nöte sollten die Kirchen keine behelfsmäßigen Provisorien sein, sondern als zeitgemäße Lösungen den zukünftigen Generationen Zeugnis ablegen von den Jahren einer Neubelebung. Diese Leistung konnte sich nur durch das Werk einer Gemeinschaft verwirklichen lassen - eine Gemeinschaft, die sich im Kirchenbau zwar häufig auf die Bezeichnung der Gemeinde eingrenzte, aber nur bedingt mit einem eingeschränkten Verständnis von Gemeindemitgliedern gleichzusetzen ist. Der Gemeindebegriff stand vielmehr für die Vision einer neu belebten christlichen Gemeinschaft. Innerhalb dieser Gemeinschaft nahmen für die Aufgabe des Kirchenbaus freilich zwei Personengruppen einen besonderen Status ein: Die Theologen und die Architekten. Beide galten dafür als Fachleute, wobei die Kernkompetenz der Architekten im Entwurf für die ästhetischen Fragen der Gestaltfindung keinem Zweifel unterlag. Zu einem späteren Zeitpunkt sprach die Kanzlei der evangelischen Kirche in Deutschland den Architekten diese Kompetenz explizit zu, wiederholte jedoch die Intention der ersten Kirchenbautagung von 1946 in Hannover, indem sie nochmals darauf verwies, dass der evangelische Kirchenbau nur in Zusammenarbeit zwischen den Fachleuten gefunden werden könne und deshalb die „führenden Kirchenarchitekten auch immer die Verbindung mit der Kirche gesucht“<sup>10</sup> haben. Für die Kirchenleitung stand überdies fest, „dass es fertige Rezepte nicht gibt und echte Lösungen nur dem geschenkt werden, der sich zeitlebens als Lernender auf diesem Gebiet weiß“<sup>11</sup>. Wiederum also ein Verweis auf das „Zeitgemäße“, das von den Planern stets gesucht werden sollte. Dieser Ansatz, nach dem die Kirchenbautagungen als ein ständig aufs Neue aktualisierter Meinungsaustausch zwischen Architekten und Theologen verstanden wurde, etablierte sich. Auch in den Folgeveranstaltungen wurde diese Zusammenführung stets betont, wobei sich die Kooperation von Vertretern dieser zwei Disziplinen nicht auf den evangelischen Kirchenbau beschränkte. Auch auf katholischer Seite ist im 20. Jahrhundert eine Tradition zu erkennen, in der Architekten und Theologen einen intensiven Meinungsaustausch praktizierten, der oftmals weit

über die architektonischen Belange des Kirchenbauentwurfs hinausging. Insbesondere sei an die „Liturgische Bewegung“ um Romano Guardini erinnert, die außer auf Rudolf Schwarz auch auf Emil Steffann, Martin Weber und Dominikus Böhm, wie auch auf den evangelischen Architekten Gerhard Langmaack einen wichtigen Einfluß ausübte. Selbst Mies van der Rohe pflegte in den zwanziger Jahren Kontakte zu diesem Kreis und schrieb Beiträge für die Zeitschrift „Die Schildgenossen“, die von der Bewegung „Quickborn“ herausgegeben wurde. Insofern war es also bei beiden großen Konfessionen eine gängige Praxis, dass sich Architekten und Theologen berieten und innovative Vorschläge immer durch einen kooperativen Austausch entstanden. Diesem Miteinander stand nach Kriegsende nichts im Wege, beide Berufsstände schienen sich unter Berücksichtigung der anstehenden Aufgaben grundsätzlich zu ergänzen oder gar zu bedingen. Denn die Fragen zielten vor allem auf eine adäquate Umsetzung der formulierten Werte und weniger auf die Erfüllung gebäudekundlicher Funktionsabläufe oder gar produktionstechnischer Probleme.

Dieses konfessionsübergreifende Verständnis, wonach in kooperativer Konzeption von Theologen und Architekten zu einem idealen Kirchenbau zu gelangen sei, wurde unterstützt durch gegenseitiges Beobachten des Kirchenbaus der anderen Konfessionen, was zu Vergleichen und Verwischungen konfessionsbedingter Merkmale führte. So betonte Hermann Hampe, Architekt und Leiter des Bauamtes der evangelischen Kirche Baden, auf der evangelischen Kirchenbautagung 1948 in Berlin: „Die Unterschiede zwischen den Konfessionen verringern sich zusehends, die Gegensätze überschneiden sich“<sup>12</sup>. Hampe führte dazu Rudolf Schwarz an, der seine Altäre als Tisch konzipiere und dagegen in evangelischen Kirchen der Altar oftmals als Opferblock gestaltet werde. Der Katholik Schwarz wiederum versicherte dem evangelischen Architekten Gerhard Langmaack einige Jahre später seine Übereinstimmung in vielen Ansichten zum Kirchenbau und hielt ihm vor, dass Langmaacks „Überzeugungen im guten alten Sinne katholisch sind, ob Sie das nun wahrhaben wollen oder nicht“<sup>13</sup>. Für Schwarz stellten sich statt den konfessionellen Unterschieden „allmählich ganz andere Grenzlinien“ heraus, „die mit dem alten konfessionellen Schema nichts mehr zu tun“<sup>14</sup> hatten.

### **Kirchenbau nach 1945 - Im Zeichen der Notkirchen**

Die Umsetzung der durch das Leitbild der Reduktion vorgegebenen Ideale galt sowohl für Neubauten, Umbauten wie auch für Wiederaufbauten. Hinsichtlich denkmalpflegerischer Abwägungen ist allenfalls bemerkenswert, dass bei vielen der beschädigten Kirchen aus unterschiedlichen Epochen die liturgischen Erneuerungen eine anstehende „Neuordnung“ beim Aufbau nahelegten, bei dem die Schäden und ihre überwiegend reduzierte Wiederherstellung als Dokument seiner Zeit jedoch deutlich sichtbar sein sollte.

Die Diskussionen um die Definition eines „Neubaus“, „Aufbaus“ oder „Wiederaufbaus“ zeugen gleichwohl vom jeweiligen Verständnis des Handelns. In der Bautätigkeit der Kirchenbauten gab es dabei allerdings allzu

oft fließende Übergänge und damit verschiedene Möglichkeiten in der Bezeichnung. Strenge Rekonstruktionen gab es nur bei leicht beschädigten Bauten. Oftmals wurden für die Errichtung der Kirchen noch bestehende Bauteile integriert, Baumaterialien eines zerstörten Baus wiederverwendet, profane Bauten umgenutzt oder modifiziert. Die Bezeichnungen „Neubau“, „Provisorium“, „Umbau“ oder „Wiederaufbau“ verweisen deshalb vor allem darauf, in welchem Selbstverständnis die Architekten bzw. die Gemeinde ihre Tätigkeit verstanden.

Die allorts bestehende Entbehrung von Baustoffen, Werkzeug und Fachleuten führte trotz der Erklärung, keine Behelfsbauten oder Provisorien anzustreben, beim Kirchenbau häufig zu sogenannten „Notkirchen“. Diese Bezeichnung war nicht neu - bereits vor der von Dominikus Böhm erstellten katholischen Pfarrkirche St. Josef in Offenbach am Main nach dem Ersten Weltkrieg war diese Titulierung gängig. Mit „Notkirche“ wurden neben standardisierten und vorgefertigten Bauten - oftmals in Form umgesetzter und umgenutzter Baracken oder Barackenbauteile - auch zahlreiche Umnutzungen von anderen Profanbauten und behelfsmäßige Arrangements in beschädigten Kirchen bezeichnet. Wodurch sich eine „Notkirche“ von einer „normalen Kirche“ unterschied, wurde nur selten deutlich gemacht. So lässt sich darunter sowohl eine Kirche verstehen, die aus der Notsituation entstand bzw. auf sie adäquat reagierte, wie sie sich auch als Kirche deuten lässt, die aus der Not keine optimalen Bedingungen zuließ, wodurch sich diese auch immer auszeichnen mochten. Diese materielle, defizitäre Deutung führte auch dazu, dass selbst kleinere Diasporakirchen in den sechziger Jahren noch als „Notkirche“ bezeichnet wurden, weil sich der Architekt oder die Gemeinde etwas „Besseres“ gewünscht hatten.

In einem Querschnitt aktueller Kirchenbauten im „Baumeister“ vom Dezember 1948 sah der Schriftführer Rudolf Pfister in seiner thematischen Einführung die Notkirche programmatisch, als „die für das verarmte Deutschland auf Jahre hinaus gestellte Aufgabe, mit einem Mindestmaß an Aufwand ein Höchstmaß an Leistung und Qualität zu erreichen, wobei die Hoffnung besteht, dass gerade die Armut und der äußere Zwang zur Sparsamkeit dazu helfen möge, den rechten Weg zu finden“<sup>15</sup>.

Prominenteste Beispiele waren in der Nachkriegszeit die „48 Notkirchen“, die für das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland (HEKD) entwickelt wurden und von 1947 bis 1951 in allen Besatzungszonen Deutschlands errichtet werden konnten. An deren Entwurf und Umsetzung waren unter der Leitung von Otto Bartning die Architekten und Ingenieure Hermann Hampe, G. Frizzoni und Alfred Oswald, zu einem späteren Zeitpunkt noch Otto Dörzbach und Anton Wechsler sowie verschiedene Architekten vor Ort beteiligt. Gleichfalls 1947 entwarf Max Taut zwei hochwertige „Notkirchen“. Mit raumhohen, großformatigen Glasfassaden waren sie allerdings eher Idealkirchen als Notkirchen.

Vorgänger der standardisierten Notkirchen des HEKD waren elementierte Baracken, die für vielerlei Zwecke - auch bereits im Zweiten Weltkrieg - ihren Einsatz fanden. Vielerorts wurden diese Bauten auch für kirchliche Zwecke umgenutzt. Die Verantwortlichen in den Hilfswerken sahen darin

allerdings keine befriedigende Lösung, weshalb das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland einen alternativen Entwurf initiierte. Zahlreiche Notkirchen entstanden durch die Umnutzung ehemaliger Baracken, die eigens für diesen Zweck für notleidende Gemeinden gespendet wurden. Die wechselnde Verwendung war ebenso vielfältig wie die unterschiedlichen Verwandlungsformen. Das Spektrum reichte von der reinen Umwidmung ohne bauliche Veränderungen über das Hinzufügen christlicher Symbolik oder architektonischer Elemente - etwa dem Ersetzen der hölzernen Stirnwände durch eine repräsentativere massive Eingangsfassade - bis hin zur Verwendung einzelner Elemente der Baracken für eigene Entwürfe oder für die Integration in bestehende Baukörper. Teilweise wurden diese Baumaßnahmen auch ohne Architektenbeteiligung von den Gemeindegliedern in Eigenleistung erbracht. In den meisten Fällen wurden die Aktionen jedoch von Architekten begleitet oder geleitet. Beispielsweise realisierte Martin Schilling auf diese Weise zwischen 1947 und 1951 einige Notkirchen für die Diözese Rottenburg, bei denen Bauteile ehemaliger US-Tropenbaracken Verwendung fanden.

Neben der Umnutzung von Militärbaracken wurden auch andere Profanbauten umgewidmet. Prominentes Beispiel, aber allenfalls als Kuriosität in der deutschen Kirchenbaugeschichte bekannt, ist St. Sakrament in Düsseldorf-Heerdt. Auf Initiative des „Ruhrkaplans“ Carl Klinkhammer wurde ein 1940 von den Nationalsozialisten errichteter Luftschutzbunker zwischen Düsseldorf und Neuss zu einer Kirche umgebaut. Auch bei diesem Beispiel wurde während der Bauphase sowohl von einer „Notkirche“ wie auch von einer „Kirche“ gesprochen, bevor sich auf Drängen von Klinkhammer die Beteiligten darauf einigten, dass es sich um eine vollwertige „Kirche“ handle. Allerdings kann der Baukörper mit seiner wuchtigen Kubatur und der ruppigen Betonwand seine ehemalige militärische Nutzung nicht verleugnen. Eine besondere Bewandnis in Bezug auf die Diskussion um profane und sakrale Aspekte bei Kirchenbauten hat es mit Projekten von Emil Steffann. Sein viel beachteter Beitrag für einen beispielhaften Kirchenbau unter mißlichen Umständen entstand 1943 mit der „Scheunenkirche“. Damals wurde Steffann innerhalb des Arbeitsstabes Wiederaufbau in Lothringen mit den Planungen der kleinen Ortschaft Boust beauftragt. Da die Planungen unter den nationalsozialistischen Vorgaben keine Kirchenbauten vorsah, mußte der Bau eine andere Nutzung aufweisen. Steffann realisierte deshalb vordergründig eine Scheune, für die er eine Nachkriegsnutzung als Kirche einplante, aus der sich die Bezeichnung „Scheunenkirche“ ableitete. Unter Berücksichtigung der regionalen Bautraditionen und Verwendung der vorhandenen Materialien Stein und Holz entstand ein Bau, der sich nicht aus dem Gefüge der umgebenden Baukörper hervorhob und mit der Reduzierung auf die wenigen architektonischen Motive der massiven Mauer, dem Tor und einem asymmetrischen Satteldach mit offenem hölzernen Dachstuhl sowohl den Bedingungen einer Scheune als auch seinen Vorstellungen eines Sakralraums entsprach.



Viele der in den Kriegswirren beschädigten Kirchen konnten nur durch den beherzten Eingriff von Architekten und Gemeindemitgliedern vor der endgültigen Zerstörung geschützt werden. Galt die Bestandssicherung im Krieg als vorrangige Aufgabe und als eine Gewähr dafür, überhaupt eine Kirche in der Not zu haben, suchten Beteiligte nach Kriegsende nach einem angemessenen Wiederaufbau, der sowohl die historische Substanz berücksichtigte und zugleich die geforderte „zeitgemäße Lösung“ einbezog. So läßt sich in gleicher Weise wie bei Neubauten und Umnutzungen auch an Wiederaufbauten das Leitbild der Reduktion aufzeigen. Exemplarisch für die Diskussion um einen adäquaten Wiederaufbau zerstörter bzw. stark beschädigter Kirchen stehen die Entwürfe von Dominikus Böhm, Heinrich Otto Vogel, Hans Döllgast, Emil Steffann und Rudolf Schwarz. Dominikus Böhm war einer jener Architekten, die auch kontinuierlich in den dreißiger Jahren Kirchen planen und realisieren konnten. Seine frühen Kirchen, wie z.B. die Siedlungskirche in Mainz-Bischofsheim von 1926, fand früh die Anerkennung von Fachleuten und wurde durch die starke innenräumliche Wirkung der Gewölbe in die stilistische Kategorie der „expressionistischen Architektur“ eingeordnet. Fast zeitgleich entstanden allerdings auch Kirchen in einer reduzierten Formsprache. Auch nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges waren seine Entwürfe für den Wiederaufbau von Kirchen von einer starken architektonischen Zurückhaltung geprägt: Bei der neugotischen Kirche St. Josef in Duisburg ergänzte er die fehlende Seite des Längsschiffes mit einer rohen Backsteinwand, die unbearbeitet in Form und Materialität einen neuen Raumabschluß bildet und einen starken Kontrast zu der auflösenden Gestalt der historisierenden Gotik darstellt. Ähnlich arbeitete er bei dem Wiederaufbau der stark beschädigten Barockkirche St. Maximilian in Augsburg. Die üppige Innenausstattung wurde nicht wiederhergestellt, sondern ohne ergänzende und schmückende Elemente auf ihre barocke Raumstruktur zurückgeführt. Einen zurückhaltenden Ausdruckswillen bei Wiederaufbauplanungen beschädigter Kirchen findet sich auch bei Heinrich Otto Vogel für die Kirchenbauten im Bistum Trier, bei Hans Döllgast und seinem Entwurf für St. Bonifaz in München, und nicht zuletzt bei Emil Steffann, der anhand seines Entwurfes für die Klosterkirche des Franziskaner-Ordens in der Ulrichsgasse in Köln sein Ideal der „freiwilligen Armut als Entwurfsprinzip“ verdeutlichte, indem er in einem programmatischen Plan den Einsatz von Trümmermaterial nahelegte - einem Vorschlag, dem neben Emil Steffann auch andere Architekten folgten, die für Wiederaufbauprojekte mehrfach vorhandene Trümmersteine der zerstörten Kirchen verwendeten. Hierbei ist nicht nur die Verfügbarkeit der Baumaterialien und die finanzielle Einsparung durch die Wiederverwertung von Bedeutung. Immer wieder wurde der symbolische Gehalt des Trümmermaterials beschworen, „welches die schweren Verwundungen, [...], nicht verschweigt“<sup>16</sup> (Steffann). Es macht demnach wenig Sinn, eine Definition von „Notkirche“ zu erstellen. Zu unzuverlässig wäre die Determination dieses Begriffs und vermutlich zu unbefriedigend das Resultat. Allenfalls die individuellen Erläuterungen zu einer diesbezüglichen Titulierung sind von Belang, da sie als Aussagen zum subjektiven Verständnis des Bauwerkes dienlich sind. Fer-

ner ist eine Unterscheidung von Notkirchen zu wiedererrichteten, umgestalteten oder umgenutzten Bauten nur bedingt möglich, da allzu oft die Grenzen der Zuweisung undeutlich sind. Auf eine kategoriale Einordnung oder quantitative Erhebung wird daher verzichtet, da sie nur einen statistischen Wert hätte.

### **Auswahlkriterien der Beispiele**

Deshalb werden im Folgenden beispielhaft einige Kirchenbauten unter dem Aspekt des Leitbildes der Reduktion betrachtet, ohne eine vollständige Übersicht der Kirchenbauten in Deutschland in der Zeitspanne zwischen 1945 und den 50er Jahren auflisten zu wollen. Die zu betrachtenden Entwürfe, Bauten und Schriften sollen exemplarisch für verschiedene Maßnahmen stehen, die in ihrer Tendenz vom Neubau über den Umbau bis hin zum Wiederaufbau reichen und möglichst viele Facetten und Spuren dieser Zeit verdeutlichen. Ein weiteres Kriterium ist die Berücksichtigung von Projekten beider Konfessionen. Auch wenn mit den Notkirchen des evangelischen Hilfswerkes und den Kirchen von Winfried Wendland Bauten aus der SBZ/DDR vertreten sind, wurde aus den vorangegangenen Erläuterungen bereits ersichtlich, dass ein Schwerpunkt der Projekte in den westalliierten Zonen lag. In dieser geographischen Zuordnung werden jedoch Bauvorhaben aus unterschiedlichen Regionen berücksichtigt, wie auch aus dörflichen und städtischen Umgebungen.

Schließlich soll bei einigen Architekten auch ihre Tätigkeit im Nationalsozialismus angeschnitten werden. Dies ist aus zweierlei Aspekten interessant. Zum einen hatte keiner der Protagonisten aufgrund der politischen Veränderungen in den 30er Jahren die äußere Emigration gewählt. Das heißt, alle bewegten sich in dem Rahmen, der üblicherweise mit „innerer Emigration“ bzw. „Anpassung“ umschrieben wird. Was diese Form der Emigration bedeutete, soll exemplarisch am Werk der Architekten verdeutlicht werden. Dies führt zum anderen auch zur Frage, wieweit Reduktion bereits zuvor thematisiert wurde, in welchem zeitlich übergeordneten Kontext diese Leitbegriffe stehen und wie sie trotz Kontinuität so prägend für die Zeit nach 1945 werden konnten.

### **Unberücksichtigte Architekten und Projekte**

Mit Recht ließe sich einwenden, dass wichtige Architekten und Projekte ungenannt bleiben bzw. nicht ausreichend gewürdigt werden. Dies liegt allein darin begründet, dass sie den Rahmen dieser Arbeit bei weitem gesprengt hätten. Um sie zumindest zu benennen, soll an dieser Stelle mit einem kurzen Überblick in das Spektrum der Kirchenbauten und Architekten dieser Zeit eingeführt werden. Jedes dieser Projekte bzw. jeder dieser Architekten wäre ebenso würdig und tauglich gewesen, das Leitbild der Reduktion zu verdeutlichen.

Zu den fraglos prominenten Architekten, die nach dem Krieg auch Kirchen bauten, gehören Persönlichkeiten wie **Sep Ruf**, der beispielsweise von 1947 bis 1950 den Wiederaufbau der Christkönig-Kirche in München leitete, oder **Clemens Holzmeister**, der zahlreiche Kirchenbauten schuf

und in seinem 1951 veröffentlichten Buch „Kirchenbau ewig neu“<sup>17</sup> eine systematische Betrachtung, von der kleinsten Dorfkirche bis zur Kathedrale, erörterte. Darin attestierte auch er dem „verarmten Europa“, dass „noch größer als die leibliche“ die „geistige Not“ sei, was bei ihm in der Aussage mündete: „Auch aus Armut wächst das Gotteshaus, auch aus bescheidenstem Werkstoff“<sup>18</sup>.

Führender Architekt in der Diözese Würzburg war **Hans Schädel**, der dort 1946 mit der Überwachung und dem Wiederaufbau kirchlicher Bauten beauftragt wurde und im Rahmen dieser Tätigkeit zahlreiche Bauprojekte realisieren konnte. Die Übersicht läßt sich mit **Robert Vorhoelzer** fortführen. Eines seiner Werke, die Pfarrkirche „Königin des Friedens“ in München, erst 1937 nach seinem Entwurf fertiggestellt, wurde durch den Luftangriff auf München am 13. Juli 1944 zerstört und nach nur zweijähriger Bauzeit unter seiner Leitung konnte die Kirche am 23. November 1947 erneut eingeweiht werden.

In den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte **Martin Elsaesser** mit den Betsälen in Schwenningen, Kirchheim/Teck und Tübingen, den Dorfkirchen und Stadtkirchen sowie seinen Schriften wichtige Beiträge für die evangelische Kirche beige-steuert, indem er sich mit seinen Kirchen zunehmend vom Historismus entfernte und sie in die Formensprache der klassischen Moderne überführte sowie überdies die liturgischen Erneuerungen berücksichtigte. Nach dem Krieg wurden seine Entwürfe zu Wiederaufbaumaßnahmen zerstörter Kirchen nicht realisiert und seine Wirkung im Kirchenbau war im Verhältnis zu seinem Frühwerk weitaus geringer.<sup>19</sup>

Ein bedeutungsvolles Oeuvre im katholischen Kirchenbau besitzt **Hans Herkommer**. Zwei Kirchen aus den späten zwanziger Jahren, die Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main und die Herz-Jesu-Kirche in Ratingen, hatten überregionalen Vorbildcharakter. Mit der 1953 in Stuttgart fertiggestellten Kirche St. Theresia verwirklichte er seinen ersten Kirchenbau nach Kriegsende und zog wiederum ein großes Interesse auf seine Arbeit. Auch mit den nachfolgenden Bauten gab er Impulse für den Kirchenbau der fünfziger und sechziger Jahre. Da er aber während des Nationalsozialismus und in den ersten Nachkriegsjahren nicht für die Kirche arbeitete, sondern überwiegend Anlagen für den Zivilschutz und die Industrie plante, bleibt er in dieser Arbeit unberücksichtigt.

Neben der zitierten Schrift „Vom heiligen Bezirk“ und seiner Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule in Darmstadt entwarf **Karl Gruber** in den ersten Nachkriegsjahren einige Kirchen in seiner unmittelbaren Umgebung in Lampertheim, Neu-Isenburg, Offenbach, Rüsselsheim, Mainz, Weitengesäss am Main sowie Zell im Odenwald. Daneben war Gruber als Gutachter und Preisrichter tätig. Zu einer überregionalen Bekanntheit im Kirchenbau brachten es auch **Heinz Thoma**, mit dem 1946 begonnenen Wiederaufbau der Kirche St. Adolfus in Düsseldorf, wie auch **Fritz Thoma** mit dem Wiederaufbau der Pfarrkirche in Kelberg, womit sie ihre Karrieren im Kirchenbau begannen und mit dem Bau zahlreicher Kirchen im Westen Deutschlands fortsetzten. Zur gleichen Zeit entstanden mit dem Anbau an die Pfarrkirche in Winkels sowie dem Wiederaufbau von St. Eli-



<sup>3</sup> Hans Schädel: Wiederaufbau St. Laurentius in Würzburg-Heidingsfeld, 1947-1950



<sup>4</sup> Karl Gruber: Studie zum Wiederaufbau der Kirche in Neu-Isenburg, Januar 1946

sabeth in Frankfurt auch die ersten Kirchenbauten der Frankfurter Architekten **Alois Giefer** und **Hermann Mäckler**, in deren Gesamtwerk auch mehrere Kirchen und Kirchenzentren zu finden sind. Für Mäckler galt es, nicht nur die Belange der Liturgie zu berücksichtigen. Das wesentliche Merkmal im katholischen Kirchenbau war für ihn die „erkenntliche Einfachheit der Haltung“<sup>20</sup>, die jede Kirche bezeugen sollte.

In den fünfziger Jahren wurde **Alfons Leitl** zu einem der wichtigsten Architekten von Kirchenbauten, der mit der Realisierung von St. Martinus in Aldenhoven von 1948 bis 1953 das Schlüsselprojekt einer zweiten Phase des Kirchenbaus nach dem Weltkrieg einläutete und in diesem Zusammenhang erst im nächsten Kapitel Erwähnung finden wird. Eine seiner ersten Entwürfe als selbständiger Architekt galt 1947 der Neuordnung des Innenraums der barocken Pfarrkirche in Neuhausen auf den Fildern, der allerdings unrealisiert blieb. Andere prominente Architekten brachten mit einzelnen Wettbewerbsentwürfen einen Beitrag zu den zahlreichen Vorschlägen von Kirchenbauten in der Nachkriegszeit ein. So zum Beispiel **Paul Baumgarten**, dessen prämiierter Entwurf der Baptistenkirche in Berlin von 1948 aufgrund der folgenden politischen Ereignisse nicht mehr realisiert werden konnte.

Neben diesen namhaften Architekten gibt es noch zahlreiche unbekanntere und weniger bekannte Architekten, Fachleute und Laien, die hinter den großen Namen standen, in kleinen Ortschaften wirkten oder deren Arbeit leider nie oder nur unzureichend dokumentiert wurde und deshalb in Vergessenheit gerieten. Stellvertretend dafür seien an dieser Stelle einige Architekten und deren Projekte aus den ersten Nachkriegsjahren genannt: **Otto Linder**, der 1946 die Heilig Kreuz-Kirche in Bad Cannstatt baute, die erste Nachkriegskirche in der Diözese Rottenburg, **Carl Theodor Brodführer**, der mit der Gnaden-Kirche in Berlin-Spandau den ersten Kirchenbau nach Kriegsende in Berlin realisierte, der Darmstädter Architekt **Werner Neumann**, der in Planungen für die evangelische Gemeinde in Neuenhasslau provisorische Gemeinde- und Wohnräume in den Kirchenbau integrierte<sup>21</sup>, ferner **Rudolf Gabel**, der im stark zerstörten Heilbronn eine Reihe katholischer Kirchen errichtete oder **Anton Weber**, der mit der 1947 geweihten Kirche St. Johannes Evangelist in Lochham die erste katholische Kirche im Münchner Raum nach dem Zweiten Weltkrieg baute. In einem Parkgelände in Bremen baute 1949 der Architekt **Gildemeister** die „breit gelagerte“<sup>22</sup> Rembertikirche und in Over erstellte der Hamburger Kirchenbaurat **Reinhard Vogt** 1948 eine Kapelle in einer „wirtschaftlichen Scheunenbinderkonstruktion“, in der „alle Balken und Sparren gehobelt und mit der Lötlampe abgebrannt“<sup>23</sup> wurden.

In der SBZ verzögerte sich die Kirchenbautätigkeit. Sie setzte später ein und zog sich dann meistens über Jahre hin. Mit den betroffenen Gemeinden mußten auch Architekten wie der Berliner Kirchenbaurat **Streckebach** diese beschwerlichen Prozesse durchstehen. Der von 1949 bis 1952 erfolgte Wiederaufbau der zerstörten Stadtkirche von Storkow sowie die Anfang der fünfziger Jahre fertiggestellten Neubauten der Kapellen in Seilershof bei Gransee, in Eberswalde-Ostende sowie in Neuendorf bei



<sup>5</sup> Otto Linder: Hl. Kreuz-Kirche in Bad Cannstatt, 1946

Peitz gehen auf seine Entwürfe zurück. Entsprechende Erfahrungen mußte auch **Fritz Steudtner** machen, dessen Kirchenprojekte in Sachsen zwar meist wenige Jahre nach Kriegsende begonnen wurden, allerdings bis in die fünfziger Jahre auf ihre Fertigstellung warten mußten. Das war beispielsweise beim Wiederaufbau der Kreuzkirche in Dresden der Fall, die dem Angriff vom 13. Februar 1945 weitgehend zum Opfer gefallen war. Zwar konnte bereits zu Pfingsten 1946 wieder die erste Andacht in der Ruine gehalten werden, aber es dauerte bis zum 13. Februar 1955, also zehn Jahre nach der Zerstörung, bis die Einweihung gefeiert werden konnte. Eine ähnlich lange Bauzeit, von 1946 bis 1954, hatte die unter der Leitung von **Wolf Schubert** vom Institut für Denkmalpflege/Außenstelle Halle realisierte Wiederherstellung der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. Dieser romanische Bau aus dem 12. Jahrhundert konnte nach Einschätzung eines Kritikers jener Zeit durch seinen Wiederaufbau von seinen „fragwürdigen Veränderungen“, die er „im Verlauf der letzten Jahrhunderte“ erfahren hatte, befreit werden und ihm konnte wieder „zu seiner einstigen, großzügigen und klaren Wirkung“<sup>24</sup> verholfen werden.

In einigen bayerischen Dörfern entstanden nach Entwürfen des Münchner Architekten **Max Unglehart** kleinere evangelische Kirchen, für die er eine „stille angemessene Würde“<sup>25</sup> beabsichtigte. Allgemein wollte er eine „äußere Feierlichkeit“ im evangelischen Kirchenbau, für die er einen „verhaltenen“ und „nüchternen“<sup>26</sup> Ausdruck suchte. So galt sein Ehrgeiz beim Bau einer kleinen Kirche in Walchensee, „mit den einfachsten an Ort und Stelle greifbaren Gestaltungsmaterialien und mit den Kenntnissen der ansässigen Handwerker, ein Bergkirchlein zu bauen, das nicht mehr, aber in keinem Punkt weniger sein wollte, als es tatsächlich seiner Bestimmung nach ist“<sup>27</sup>. Unglehart war von 1945 bis 1951 in leitender Funktion des BDA in Bayern. Als er 1953 starb, würdigte ihn Bartning in seinem Nachruf als einen Menschen, „der das Einfach-Echte in Leben und Beruf wesentlich verwirklichte“<sup>28</sup>.

In der bayerischen Hauptstadt realisierte der Regierungsbaumeister **Fritz Zeitler** als „gute, sachliche Lösung [...] mit sparsamsten Mitteln“<sup>29</sup> die katholische Notkirche St. Josef. Eine weitere Notkirche in München, die nach Plänen von **Friedrich Haindl** errichtete Kirche der Herz-Jesu-Gemeinde in Neuhausen, hatte die stattlichen Maße von 60m auf 35m. Diese große Dimension erklärt sich dadurch, dass die Holzkonstruktion des Mittelteils zuvor der Wachmannschaft von Adolf Hitler als Kino und Versammlungshalle auf dem Obersalzberg gedient hatte. Nicht ohne Hinweis auf den symbolischen Gehalt dieser Wandlung wurde der Holzbau nach Kriegsende dort demontiert und diente der Gemeinde, ergänzt durch einen massiv gemauerten Eingangs- und Altarbereich, von 1951 bis zu ihrer Zerstörung durch einen Brand 1994 als Kirche.<sup>30</sup>

Für den evangelischen Oberkirchenrat in Stuttgart erfaßte der Stuttgarter Architekt Dr. **Zoller** in mehreren Dekanaten den Zustand zerstörter Kirchen und erstellte hierzu insgesamt 29 Gutachten und Berichte. Zudem formulierte er allgemeingültige Ratschläge zur Behandlung der Bauschäden für die betroffenen Pfarrämter. Darin erklärte er unter anderem: „Sämtliche Konstruktionen an Kirchen sollen praktisch und einfach sein. [...] Wenn



<sup>6</sup> Wiederaufgebaute Liebfrauenkirche in Halberstadt, 1954



<sup>7</sup> Friedrich F. Haindl: Herz-Jesu-Kirche in München-Neuhausen, 1951

alle Bauteile handwerklich einfach sind, erhält der Bau dadurch gleichzeitig etwas Nicht-Zeitgebundenes, etwas Überzeitliches.“<sup>31</sup> Diese Empfehlungen wurde im Wortlaut vom Oberkirchenrat aufgenommen und im September 1945 als Erlaß an alle Dekanatämter weitergegeben<sup>32</sup>.

Unzureichend dokumentiert sind ferner die zahllosen temporären Kirchen in den Gefangenen- und Vertriebenenlagern, wie die Entwürfe aus Holzstäben und Stoffbahnen von **Otto Wulk-Haffkrug** für ein Lager in Norditalien<sup>33</sup> oder der Entwurf aus den Holzverschlägen von Transportkisten für den Überseetransport von Kraftfahrzeugen aus der Hand des Architekten **Hermann C. Wittig**.<sup>34</sup> Dies gilt ebenso für den lediglich im Protokoll erwähnten Entwurf einer Notkirche von den Architekten **Wagner und Kiefern**, der in der ersten evangelischen Kirchenbautagung nach dem Krieg, im November 1946 in Hannover, vorgestellt und diskutiert wurde.<sup>35</sup> Außerdem gibt es eine Unzahl von Projekten, die in Eigeninitiative durch Gemeindemitglieder oder ortsansässige Handwerker ausgeführt wurden oder auch Bauvorhaben, die durch Materialmangel oder fehlende Facharbeiter, zum Teil trotz vorhandener Ausführungspläne, nicht realisiert werden konnten.<sup>36</sup> In den Fällen, in denen Kirchen ohne Architekten realisiert wurden, leiteten die Pfarrer oder fachlich ausgebildete Gemeindemitglieder die Baumaßnahmen. Besonders in kleineren Landgemeinden entwickelten Gemeinden dabei außergewöhnliche Schritte zur Verwirklichung ihrer Aktionen. So schickte z.B. der Pfarrer in der kleinen Gemeinde Reichwalde in der Oberlausitz die Kinder des Kindergottesdienstes in die umgebenden Gemeinden, um die Dachziegel für die Reparatur der Kirche in einem „Dachziegelkreuzzug“ in den umliegenden Trümmern zu sammeln.<sup>37</sup> Einen besonderen Werdegang hat auch die 1950/51 im Ostseebad Ahrenshoop/ Darß errichtete Dorfkirche, die auf den Entwurf von - dem damals noch als Architekturstudent eingeschriebenen - **Hardt-Waltherr Hämer** zurückgeht. Die an einen Schiffskiel erinnernde Form wurde in Holzbauweise mit einem auskragenden Schilfdach erstellt und in einem später erschienenen Übersichtswerk als „eine der reizvollsten neugebauten Kirchen“<sup>38</sup> der DDR bezeichnet. Für die Autoren dieses Buches ist das wichtigste Argument für diese Aussage: „In ihrer einfachen Holzkonstruktion ist sie nicht mehr und will sie nicht mehr sein als eine ‘Hütte’ der Andacht [...] und doch zieht dieser bescheidene Bau die Menschen an, lädt ein zu stillem Verweilen.“<sup>39</sup>

Ebenso eindringlich formulierten Architekten reduktionistische Werte in Projekten, die nicht zur Ausführung kamen und nur noch als Indiz einer geistigen Haltung in Archivmappen liegen. Seinen nicht realisierten Entwurf für den Wiederaufbau der Erlöserkirche in Hamburg-Borgfelde vom November 1947 erläuterte der Architekt **Otto Barthel** mit den Worten: „Es gilt, zurückzufinden zur einfachen Form des gelebten Evangeliums, und die Klarheit des Wortes muß sprechen auch aus den reinen Formen baulicher Gestaltung.“<sup>40</sup> Der ein Jahr später ausgelobte Wettbewerb zum Wiederaufbau der Erlöserkirche war einer der ersten Kirchenbauwettbewerbe nach dem Kriege in Hamburg und wurde von **Henry Schlote** gewonnen, der ihn allerdings erst von Anfang der fünfziger Jahre in Zusammenarbeit mit Friedrich Ostermeyer und Dr. Paul Suhr verwirklichen konnte.



<sup>8</sup> Otto Wulk-Haffkrug: Skizze einer Lagerkirche in Norditalien, 1945



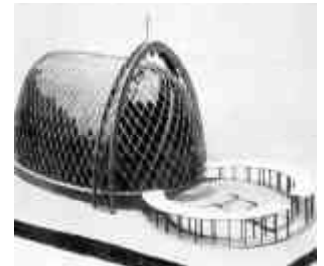
<sup>9</sup> Hardt-Waltherr Hämer: Dorfkirche in Ahrenshoop/Darß, 1951

All diese und zahlreiche andere ungenannte Architekten und Projekte wären sicherlich eine wertvolle Ergänzung. Allerdings fällt es schwer, unter ihnen Projekte zu finden, die nicht in diese Leitbilddiskussion passen würden. Selbst ein scheinbar gegenläufiges Projekt, das sich durch seine enormen Abmessungen quer zur allgemeinen Tendenz stellte, wurde in das Leitbild der Reduktion gezwängt und sei daher an dieser Stelle erwähnt. Es handelt sich um den 1927 entstandenen Entwurf des „Omega-Doms“ von **Peter Grund**, der mit seinem Entwurf für die Nicolaikirche in Dortmund aus dem Jahr 1928 bereits Erwähnung fand. Das Modell des Doms wurde 1947, zu einem Zeitpunkt, als Grund Mitglied des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst war, auf der zweiten evangelischen Kirchenbautagung in Bielefeld präsentiert und stand dort im „Mittelpunkt der Erörterungen“<sup>41</sup>. Die gewaltigen Ausmaße des Doms sprengten den Rahmen des Realisierbaren. Nach Girkon wies „Peter Grund mit der Schöpfung des Omega-Domes in eine neue Zukunft des evangelischen Kirchenbaues. Es ist ein Zeugnis, dass die schöpferischen Kräfte, die sich in den Dömen und Kathedralen bekunden, auch heute noch nicht ausgestorben sind.“<sup>42</sup>

Wohlgermerkt hatte Peter Grund bereits 1927 den Auftrag von Paul Girkon erhalten, das Modell einer evangelischen Großkirche zu entwerfen. Da dieser Entwurf aber zur damaligen Zeit keine Öffentlichkeit fand, stammte der Entwurf nicht nur aus einer anderen Zeit, sondern ist auch eher als persönliches Anliegen von Girkon und Grund zu verstehen, denn als allgemeine Angelegenheit. Tatsächlich blieb dieses riesige Projekt auch eine absolute Ausnahme. Sowohl durch die gigantischen Ausmaße mitsamt ihren potentiellen Schwierigkeiten bei der Ausführung angesichts der zur Verfügung stehenden Mittel, wie auch durch die Bedeutung, die ein solcher Bau zu dieser Zeit gehabt hätte, müssen diesem Projekt zu diesem Zeitpunkt anachronistische Züge zugewiesen werden. Vielmehr war man sich einig, dass statt großer Kirchen - „den vornehmen, gewissermaßen geistigen Wärmehallen“<sup>43</sup> - eher viele kleine Kirchen errichtet werden müßten. Doch selbst in seiner beeindruckenden Größe wurde der Entwurf in einem zeitgenössischen Artikel als ein Bau gepriesen, der „in seiner Klarheit und der Einfachheit seines Aufbaus bester Peter Grund“<sup>44</sup> sei.

Die Leitbilddiskussion dieser Zeit ließe sich durch zahlreiche allgemeine und projektbezogene Textbeiträge ergänzen. So schrieb beispielsweise 1947 der Architekt **Hubert NäbI** für die erste Ausgabe der Zeitschrift „Das Münster“ „von der christlichen Baugesinnung“<sup>45</sup>. Rasch kam er zu der Feststellung: „Die Architektur, die wir anstreben, wird ohne Luxus und ohne Reichtum gebaut, aber sie muß aus starker menschlicher Substanz erstehen und christliche Gläubigkeit zur Entfaltung bringen“ und der zukünftige Kirchenbau müsse vor allem eine „absolute Klarheit in seiner inneren Raumgestaltung erreichen“<sup>46</sup>.

Ergänzt wurden diese Überlegungen durch einen Text über „Unsere Bauaufgabe“<sup>47</sup> vom Münchner Architekten **Xaver Bliemsrieder**. Durch den Verlust der zerstörten Kirchenbauten hielt er es für unumgänglich, eine breitere Streuung der Seelsorgebezirke anzustreben, um einen persönlichen Kontakt zwischen den Geistlichen und den Gläubigen zu gewährlei-



<sup>10</sup> Peter Grund: Modell des „Omega-Doms“ von 1927, das auf der zweiten Evangelischen Kirchenbautagung 1947 in Bielefeld gezeigt wurde.

sten. Sollten für diese Gemeindegarbeit neue Kirchen errichtet werden müssen, „so werden diese vorerst wohl nur in einfachster Art, u.U. als Notkirchen, in Frage kommen“<sup>48</sup>. Allerdings sah auch er dies weniger kritisch, wenngleich das „vorerst“ durchaus als Verweis auf das Provisorische und zu Überwindende verstanden werden kann. Für ihn stand fest: „Der Mut zur Armut tut uns not. Auch im Kirchenbau. Selbst Baracken lassen sich sakral und erhebend gestalten. Primitivität muß trotzdem vermieden werden“<sup>49</sup>. Gleichwohl betonte er neben diesem Anspruch zugleich die Beständigkeit von Notkirchen und grenzte sie dadurch eindeutig vom Provisorischen ab: „Es ist daher auch in technischer Hinsicht alle Sorgfalt aufzuwenden, um diese möglichst beständig zu gestalten; die gewählten Konstruktionen haben Gewähr für längere Dauer zu bieten und sollen keinen unnötigen Bauunterhalt verlangen.“<sup>50</sup>

Mehrere Jahre, bevor mit den Übersichtswerken zum „Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland“ von Hugo Schnell und „Kirche und Kunst im 20. Jahrhundert“ vom Dominikanermönch Regamey der Versuch einer Qualitätsbestimmung erschienen sind, rezensierte Schnell 1948 eine Veröffentlichung von Regamey, dem er später für seine Bemühungen um „die überzeugende Schlichtheit, die Einfachheit als christlichen Ausdruck, die Bescheidenheit im Kirchenbau und der Ausstattung gegenüber moderner Wirtschaftsentwicklungen“<sup>51</sup> Anerkennung zollte. In der Besprechung trug Schnell das Ansinnen von Regamey mit und schloß sich den aufgezählten Werten an. Ohne eine kritische Stellungnahme abzugeben, ergänzte Schnell das „Leitwort“ der „Qualität“ mit Begriffen wie „Wahrhaftigkeit“, „Reinheit“, „Materialechtheit und materialentsprechendem Ausdruck“ und kam zur Warnung vor einer „virtuosen Häufung des Materials“ im Kirchenbau: „Suchen wir beim Aufbau oder bei der Inneneinrichtung einer Kirche keine überladene oder unkünstlerische Effektwirkung! Heute sind keine Kathedralen mit einer Unzahl von Fenstern und Statuen minderwertiger Art nötig. Eine wirkliche Wiedergeburt wahrhaft christlicher Kunst kann nur durch die demütige, gereinigte Form erzielt werden. Und diese entspricht auch unseren heutigen Mitteln und unserer gegenwärtigen künstlerischen Einstellung; aber auch unseren künstlerischen und finanziellen Mitteln.“<sup>52</sup> Schließlich verglich der katholische Theologe **Klemens Tilmann** in einem kuriosen Wortspiel die „Barock-Kirche“ mit der „Baracken-Kirche“<sup>53</sup>. In beiden Fällen sah er die Kirchen jeweils als symbolisches Produkt „für die innere Glaubenswelt ihrer Zeit“<sup>54</sup>. Für den Kirchenbau in der Nachkriegszeit bedeutete das für ihn „Mühseligkeit des Glaubens, Bedrohung, Armut, Einbrüche, Glaube mit Bombenschäden“ und die pauschal „unerläßliche Notwendigkeit, die zentralsten Dinge in ihrer ganzen Wirkkraft darzustellen und aus den Trümmern das Haus des Glaubens zu erbauen“<sup>55</sup>.



## Fallbeispiele

Dass der Status in Deutschland mit Kriegsende in vielerlei Hinsicht keine „Stunde Null“ war, wurde bereits in zahlreichen Veröffentlichungen klar gestellt. In verschiedenen Bereichen waren schon vor Kriegsende richtungsweisende Entscheidungen gefallen, die das Nachkriegsgeschehen in Deutschland nachhaltig bestimmen sollten. Neben den politischen Weichenstellungen der Siegermächte waren vor Kriegsende auch innerhalb Deutschlands Strukturen der Einflußnahme vorbereitet worden, die mehr oder weniger nach der Kapitulation zu wirken begannen, wie mit der skizzierten Entstehungsgeschichte des HEKD exemplarisch deutlich wurde. So gab es auch in der deutschen Nachkriegsarchitektur und Stadtplanung durch „biographische Verflechtungen“<sup>56</sup> mehr Kontinuität, als es seinerzeit den Anschein hatte.

Dennoch ist es nachvollziehbar, dass voller Überzeugung von einer „Stunde Null“ gesprochen wurde. Nicht nur angesichts des Wechsels von Krieg zu Frieden und seinen gesellschaftspolitischen Veränderungen ist dies erwägenswert. Die Stunde Null kann auch aus zwei weiteren Gesichtspunkten eine adäquate Bezeichnung sein. In beiden Fällen steht die Betrachtung des Gefühls jener Menschen im Mittelpunkt, die diese Zeit durchlebten. Es ist leicht nachzuempfinden, dass durch die zurückliegenden Ereignisse neben den körperlichen Anstrengungen auch die Psyche eines jeden stark belastet war. Wie in ihrer mathematischen Bedeutung stand die Null übermächtig als singuläres Neutrum. Für die Zukunft sollte durch einen noch unbekanntem Faktor X und einen offenen Prozeß, ein Wechsel vom Neutrum in eine Zahl mit einem das Leben repräsentierenden Vorzeichen herbeigeführt werden, auch wenn man den Weg ins ersehnte Positive als beschwerlich einschätzte. Und was für die einen der Neubeginn war, war für die anderen die Niederlage. Für manche mochten deshalb die Erwartungen auch auf die negative Seite gerichtet gewesen sein, der Krieg war verloren, es wurde eine ungute Zeit der Unterdrückung und Vergeltung erwartet. Zum anderen steht die Null als Zahl ohne Menge, sie steht für das Nichts, für die Leere. Genau diese geistige Leere war ja nicht unerwünscht. Denn um die Zukunft gestalten zu können war dieses Nichts der potentielle Ausgangspunkt, der unmittelbar an das subjektive Empfindungsvermögen geknüpft war.

Angesichts dieser Akzentuierung auf die subjektive Empfindbarkeit liegt es auf der Hand, dass nicht nur die offizielle Kapitulation als Stunde Null empfunden wurde, sondern gebietsweise die jeweilige Beendigung der Kriegshandlung bzw. die Abwendung der existentiellen Bedrohung vor Ort. Die Fokussierung auf direkte Lebensumstände dominierte vor den deutschen oder gar weltpolitischen Geschehnissen. Die vielen biographischen Berichte jener Zeit verdeutlichen, wie eine zunehmende existentielle Bedrohung mit einer räumlich immer begrenzteren, lokaler werdenden Orientierung einherging. Je stärker es für die Menschen notwendig wurde zu überleben, Repressalien oder dem gewaltsamen Tod zu entgehen, Nahrungsmittel für sich und seine Angehörigen zu bekommen und ein „Dach über dem Kopf“ zu haben, umso stärker war die Orientierung an regionalen bzw. gar lokalen Gegebenheiten und Strukturen.

Mit diesem existenziellen Verlangen nach Sicherung des physischen und geistigen Überlebens läßt sich die Stunde Null nicht ausschließlich auf das Datum des 8. Mai 1945 einschränken. Sie läßt sich darüber hinaus ausdehnen als historisch losgelöste Zahl, die in ihrer Neutralität und ihrem Präsumptionspotential Ausdruck der Hoffnung auf einen Neuanfang und Existenzsicherung darstellte.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch Kirchenbauprojekte vor dem Mai 1945 betrachten, die mitunter genau in dem Spannungsfeld von existentieller Bedrohung und befreiendem Gefühl des Schutzes und hoffnungsvollem Wiederaufbau entstanden sind. In ihnen wird bereits deutlich, welchen symbolischen Gehalt die Kirchenbauten nach dem Zweiten Weltkrieg für die Menschen hatten, nämlich im umfassenden Verständnis Schutz und Beistand anzubieten.

In einem leitbildprägenden Beispiel, der 1943 fertiggestellten Scheunenkirche in Boust, ging die Zerstörung auf die einmarschierenden deutschen Truppen zurück, die dort für wenige Jahre als Besatzungsmacht herrschten. 1940, bei der Offensive der deutschen Truppen, waren circa vierhundert Siedlungen in Lothringen, im Grenzgebiet von Frankreich und Deutschland, stark beschädigt oder zerstört worden. Nach dieser, aus Sicht des NS-Regimes, erfolgversprechenden ersten Kriegsphase bis zum Sommer 1940, wurde für den östlichen Teil Lothringens das Wiederaufbauamt Lothringen eingerichtet, das seinen Hauptsitz in Saarbrücken hatte. Vorgabe für die Planer war vor allem, die zerstörten Siedlungen wiederaufzubauen und die annektierten Gebiete durch strukturelle Maßnahmen "einzudeutschen". Unter der Oberleitung von Albert Speer bereitete der Arbeitsstab für diese annektierten Gebieten der „Westmark“ einen Wiederaufbau unter deutscher Verwaltung vor. Es handelt sich dabei um ein Planungsvorhaben im Nationalsozialismus, das Ende der achtziger Jahre in größerem Umfang von Jean Louis Cohen, Hartmut Frank und anderen Autoren erforscht und aufgezeichnet wurde, leider aber bis heute unveröffentlicht blieb.<sup>57</sup> Neben Rudolf Schwarz, der zum stellvertretenden Landesplaner der Westmark aufstieg und Emil Steffann, die beide nach dem Zweiten Weltkrieg für den katholischen Kirchenbau eine zentrale Rolle einnahmen, gehörten dem Arbeitsstab unter anderem auch die Architekten Johannes Krahn und Alfons Leitl an, die 1944 als Planer ins Allgäu versetzt wurden und somit von einer französischen Kriegsgefangenschaft verschont blieben. Desweiteren Rudolf Steinbach, der wie Krahn in den Nachkriegsjahren als Mitarbeiter im Büro von Schwarz an zahlreichen Projekten beteiligt war.<sup>58</sup>

### Emil Steffann und die Suche nach Armut und Einfachheit

Hinweise auf das Architekturverständnis von Steffann ergeben sich bereits bei der Betrachtung seiner Biographie. Emil Steffann, 1899 in Bethel bei Bielefeld geboren, nahm ab 1918, nach seinem Abitur und kurzem Kriegsdienst, als Beobachter auf Helgoland in den letzten Monaten des Ersten Weltkrieges Unterricht bei dem Bildhauer Hans Perathoner in Bielefeld und Berlin. In der Folge blieb Steffann auch in seiner Architektur bei einem stark skulpturalen Denken. Von 1921 bis 1927 führten ihn Reisen in die skandinavischen Länder und nach Italien, wo er autodidaktische Studien unternahm. Für seine Familie baute er ein Haus in Lübeck und entschloß sich 1926, sich ganz der Architektur zuzuwenden. Im gleichen Jahr konvertierte er zum katholischen Glauben. Beide Entscheidungen fielen nach einem Aufenthalt Steffanns in Assisi und werden damit in Verbindung gebracht. In Anlehnung an dieses Schlüsselerlebnis leitete er sein Entwurfsprinzip rückblickend einige Jahrzehnte später aus dem franziskanischen Ideal der „freiwilligen Armut“ ab.

Nachdem der Bau der Fronleichnamskirche in Aachen sein Interesse geweckt hatte, suchte Steffann die Bekanntschaft mit Rudolf Schwarz, mit dem ihn seitdem eine Freundschaft verband. Hatte Schwarz zu diesem Zeitpunkt neben der Fronleichnamskirche, den Planungen für Burg Rothenfels, dem „Haus der Jugend“ in Aachen einige weitere prämierte Entwürfe vorzuweisen, war das Oeuvre von Steffann äußerst klein. Lediglich zwei kleine, unbedeutende Wohnhäuser hatte Steffann bis dato gebaut. Auch bei der von ihm 1932 gestalteten Fronleichnamsprozession in Lübeck handelte es sich um eine unspektakuläre Aufgabe für einen Architekten. Zur Lösung des Problems der Gemeinde, dass ein Festumzug innerhalb der Kirche wegen Raummangels nicht möglich war, schlug Steffann in Anlehnung an die Bibelworte „Lasset euch selbst aufbauen als lebendige Steine, ein geistliches Haus“<sup>59</sup>, eine Prozession auf dem Straßenabschnitt vor der Kirche vor. Die Gemeinde bildete in Form eines Rechteckes „gewissermaßen eine lebendige Mauer“<sup>60</sup> um den quadratischen Altar mit Baldachin. Und der Pfarrer als Vorsteher der Gemeinde erteilte in alle vier Himmelsrichtungen den sakramentalen Segen. Auf diese Weise entstand das „CIRCUMSTANTES“, das um den Altar Herumstehen“<sup>61</sup>. Die für diese Prozession entstandenen Skizzen, gleichsam eine temporäre Freiluftkirche mit geringsten architektonischen Elementen, erschienen in den folgenden Jahren in mehreren Fachzeitschriften und begründeten das Ansehen von Steffann als Architekt für Kirchenbauten.<sup>62</sup>

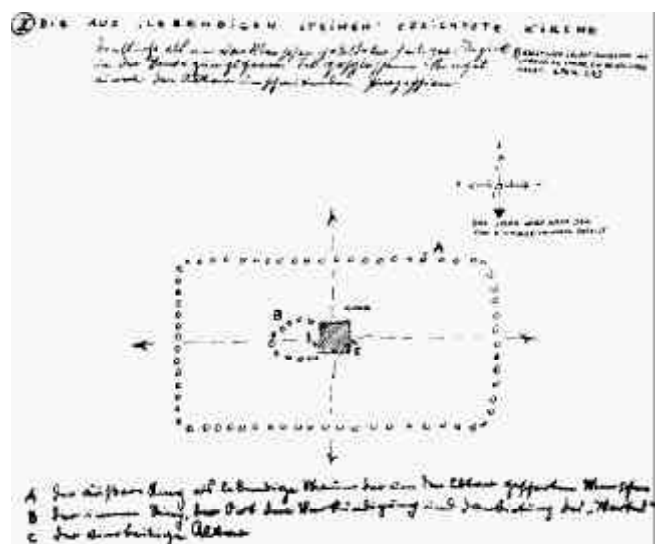
Es war Rudolf Schwarz, der ihn ermutigt hatte, diese und andere Arbeiten in Zeitschriften zu veröffentlichen. Und gemeinsam mit ihm entstand 1936 ein Wettbewerbsbeitrag für die Pfarrkirche St. Anna in Berlin-Lichterfelde. Dem eingereichten Entwurf lag ein Text von Schwarz bei, der mehr war als



11 Emil Steffann



12 Fronleichnamsprozession in Lübeck, 1932



13 Emil Steffann: Zeichnung zur Fronleichnamsprozession in Lübeck, 1932

nur ein Erläuterungstext. Schwarz stellte darin die Liturgische Bewegung dar und bekräftigte: "Die Bewegung ergreift auch Raum und Gerät des heiligen Dienstes und will auch ihnen aus ihrem alten Sinn eine neue und gereinigte Gestalt geben. In einem wahrhaft neuen Kirchenbau fände sie ihre Krönung."<sup>63</sup> Das vorgeschlagene Gebäude war im Grunde eher ein Gemeindezentrum als eine Kirche. In einem mächtigen Baukörper mit Satteldach lagen seitlich eines schmalen und hohen Vorraums, der den längsgerichteten Baukörper quer durchdrang, einerseits der Kirchenraum und auf der anderen Seite die Sakristei, ein Saal und Nebenräume der Gemeinde. Trotz eines ersten Preises und der Absichtserklärung der Bauherrin, den Entwurf zu realisieren, kam es nicht zur Ausführung.

### Kirchenbauten Ende der 30er Jahre

Nach diesem gemeinsamen Wettbewerbsbeitrag arbeitete Steffann Ende der 30er Jahre an kleineren, im Verborgenen ausgeführten Projekten sowie an unrealisiert gebliebenen Entwürfen für Kirchenbauten. Die darin enthaltenen Überlegungen fanden jedoch erst in den letzten Jahren eine entsprechende Würdigung. Nicht zuletzt ist durch die systematische Erfassung des Nachlasses eine Diskussion über sein Werk neu forciert worden, nachdem seine Arbeit bis zu seinem Tod immer wieder rezensiert worden war.<sup>64</sup>

Für die katholische Gemeinde in **Schlutup** bei Lübeck übernahm Steffann 1938 die Gestaltung eines **Behelfskirchenraums in einem Fabrikgebäude**. Von Außen gab es nach dem Umbau keine Anzeichen für einen Sakralraum. Das zweigeschossige Gebäude aus Mauerwerk mit seinem flachen Satteldach blieb von seiner äußeren Erscheinung unverändert und behielt noch das Schild, dessen Aufdruck den Betrieb einer „Fischräucherei“ anzeigte. Erst nachdem die Gemeindemitglieder, an den aufgestapelten Fischkisten vorbei, den Innenraum des Gebäudes betraten, war für sie die Nutzung des Raumes zu erkennen. Die gemauerten Wände waren weiß getüncht und ohne Bilder, vom offenen Dachstuhl hingen einige Glühbirnen ohne Beleuchtungskörper frei herunter. Die ganze Wahrnehmung konzentrierte sich auf den Altarbereich. An der Stirnwand stand auf einem Podest erhöht der Altar. Und es macht den Eindruck, als ob Steffann den Brief von Guardini an Schwarz mit seinen Vorstellungen für den Rothenfelder Altar gekannt hatte, denn hier schien der nicht realisierte Vorschlag von Guardini verwirklicht worden zu sein. Stufen und Altar waren ganz aus Backstein und Guardini's damalig formulierte Gedanken scheinen diesen Altar zu beschreiben: „Das Material wäre billig und jederzeit zu haben, und es könnte etwas draus werden, was durch Einfachheit und Glaubwürdigkeit wirklich unser Wollen ausdrückte.“<sup>65</sup>

Ein flüchtiger Betrachter hätte den Raum mit dem Podest im Altarbereich, der raumzonierenden Hängung der Lampen und den beinahe auf einen liegenden Quader reduzierten Altar eventuell noch nicht einmal als Sakralraum erkannt. Einzig das Kruzifix über dem Altar gab einen eindeutigen Hinweis, wie der Raum genutzt wurde. Dieses Kruzifix hatte Ernst Barlach im Ersten Weltkrieg für einen Soldatenfriedhof entworfen und es wurde 1931 in der Marburger Elisabethkirche aufgestellt. Dort wurde es 1938 als



14

Fischfabrik in Schlutup bei Lübeck



15

Emil Steffann: Behelfskirchenraum in einer Fischfabrik in Schlutup, 1938

„entartete Kunst“ entfernt und kam vermutlich über die Lübecker Overbeckgesellschaft in den Kirchenraum der Schlutuper Gemeinde.

Ebenfalls 1938 wurde nach Plänen von Steffann in **Travemünde** eine **Kapelle** in ein bestehendes Wohnhaus eingefügt. Nur wenig mehr äußere Zeichen als in der Schlutuper Fischfabrik verwiesen hier auf den Sakralraum im Innern. Vier hochformatige Fenster an der Längsseite des Kirchenraums und ein kleiner Glockenträger über dem Treppenaufgang zeigen dem Gläubigen mit wenigen Mitteln die veränderte Nutzung des Gebäudes an. Innen befand sich ein längsgerichteter Kirchenraum mit zwei Sitzbankreihen, einem Podest mit einer Stufe und einem Altar, hier in Form eines Tisches frei im Raum stehend. Zwischen dem Kirchenraum und dem Gebäudeteil mit der Pfarrwohnung lag eine schmale Spange mit der Sakristei und einem Beichtstuhl.

Ein Jahr später begann Steffann mit der Planung für eine ähnliche Aufgabe in **Mölln**. Dort sollte ebenfalls eine **Kapelle** in ein Wohnhaus integriert werden. Auch hier entstand ein längsgerichteter Raum, dessen Raumkanten jedoch nicht in einer Fluchtlinie lagen wie in Travemünde. Durch den Abbruch von drei Wänden entstand zwar ein großer, gerichteter Raum, die Struktur des vorgefundenen Wohngrundrisses erzeugte allerdings Vor- und Rücksprünge, engere und weitere Bereiche. Insbesondere der geweitete Altarbereich, dessen Ausdehnung durch eine davor befindliche Verengung von den Sitzreihen in ihrem Ausmaß nicht ersichtlich wurde, bewirkte eine Rhythmisierung des Raumes. Diese Wirkung wurde durch die Anordnung der Fenster noch verstärkt. Während der enge Bereich fensterlos und dunkel blieb, wurde der leicht erhöhte Altarbereich durch ein seitliches Fenster beleuchtet.

Das Charakteristische bei allen drei Projekten war die Vorgehensweise, mit der er den Raum der Kirche gleichsam als eine Stätte im Verborgenen ausbildete. Auf äußere Merkmale der spezifischen Nutzung wie Kirchturm, Kreuz oder andere deutliche architektonische Kennzeichen verzichtete er völlig. Der Kirchenraum nistete sich in Profanbauten ein und machte seine Wandlung nur durch minimale Veränderungen deutlich. Auch im Innern fehlten sonst gebräuchliche Ausstattungsgegenstände wie Bilderschmuck oder Paramente. Selbst primäre Elemente eines Kirchenraumes wie Kruzifix, Altar, Ambo und Tabernakel waren auf eine minimale Ausdrucksform reduziert. Indem sich Steffann auf jene Elemente beschränkte, die liturgisch erforderlich sind, betonte er die Absicht, eine liturgische Handlung für die Gemeinde überhaupt möglich zu machen und rückte damit die Gemeinschaft der Gläubigen selbst in den Vordergrund. Die wenigen sekundären Elemente, wie Sitzbänke oder Beleuchtungskörper, unterstützten diese Absicht und bekamen über ihre funktionale Qualitäten hinaus noch einen symbolischen Stellenwert.

Zeitgleich zur Verwirklichung der Schlutuper Behelfskirche entwarf Steffann für die Gemeinde innerhalb weniger Wochen zusätzlich zwei unterschiedliche Kirchenbauten. Keine der Varianten konnte realisiert werden. Im ersten Entwurf („Schlutup 1“) schlug er eine winkelförmige Anlage vor, in der ein Teilstück des Gebäudes die hoch aufragende Kirche sein sollte. Auf



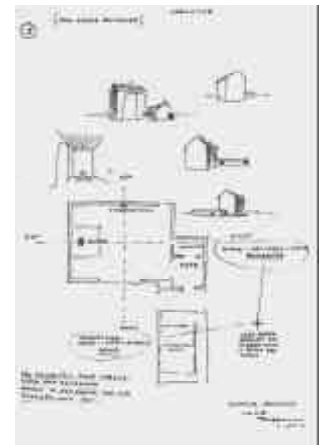
<sup>16</sup> Emil Steffann: Wohnhauskapelle in Travemünde, 1938



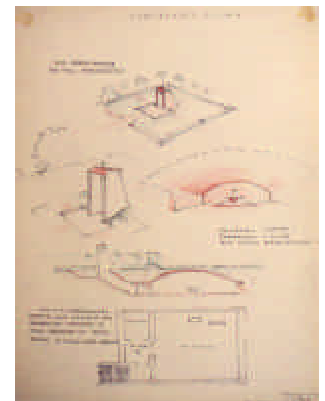
<sup>17</sup> Emil Steffann: Wohnhauskapelle in Mölln, 1939

einem kleinen, rechteckigen Grundriß stand ein beinahe komplett geschlossener Baukörper mit flachem Satteldach und einem großen Torbogen in der Längswand zum Innenhof. Die Besucher hätten über den Anbau, vorbei an Gemeinderaum und Taufbecken, den Kirchenraum betreten. Dieser war an den Himmelsrichtungen ausgerichtet, nicht zuletzt, um eine kosmologische Einbindung zu symbolisieren. Im Osten der Altar, der Ort der „Heiligen Handlung“, gegenüber die Sakristei. Diese von Steffann mit „Bewegung“ gekennzeichnete Achse kreuzte die Nord-Süd-Achse, deren räumliche Enden durch Tabernakel und bogenförmige Wandöffnung festgelegt wurde. Mit dieser Achse der „Ruhe“ wollte Steffann „die Polarität allen Lebens“<sup>66</sup> darstellen, denn „Ruhe und Bewegung findet in der Kirche den ihr zugehörigen Ort“<sup>67</sup>.

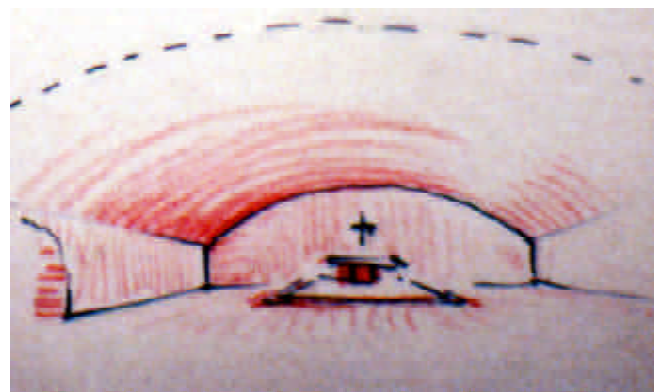
Der kurze Zeit später entstandene Entwurf („Schlutup 2“) stand offenkundig nicht nur unter den funktionalen Ansprüchen des bevorstehenden Krieges. In Verwerfung der ersten Gedanken schlug er nunmehr eine unterirdische „Luftschutzkirche“ vor. Mit dem Bodenaushub wäre ein rahmenförmiger Wall entstanden, der einen Ort umschließt, auf dem in der Mitte ein gedrungener Glockenturm stand. Durch diesen hindurch wären die Besucher in die Katakomben hinabgestiegen. Wiederum am Taufbecken vorbei, wären sie dann in einen diesmal niedrigen Kirchenraum gelangt, dessen Decken als flachgewölbte Tonnendecke ausgebildet gewesen wäre. Doch diese Wandlung von rein sakralem Raum zu einer Mitnutzung als Luftschutzraum, die Umkehrung von oberirdischer zu unterirdischer Bauweise, von hohem zu niedrigem Kirchenraum machen nicht allein die Unterschiede aus. Die grundsätzliche Ungleichheit wird durch die Ausgestaltung des Innenraums der Luftschutzkirche deutlich. Dort sollte alles - Gewölbe, Wände, Fußboden und Altar - aus rotem Ziegelstein sein. In einer kleinen Skizze machte Steffann diese eindrucksvolle atmosphärische Wirkung deutlich. Wie in einem roten Körperorgan wäre die Gemeinde aufgenommen worden, gleichsam wie in einem Leib eingeschlossen. Einmal weist der Raum demnach über die liturgischen Orte hinaus, verweist durch Begriffspaare wie „Polarstern“ und „Sonne“, „Nacht“ und „Tag“, „Ruhe“ und „Bewegung“ auf kosmologische Bezüge des Menschen. Der Mensch ist eingebettet in ein universelles Gefüge, in dem die Qualitäten und Idee der architektonischen Elemente wie Boden, Wand und Decke über ihre Begrenzungsfunktion hinausweisen, was besonders von den zeitlichen Erfahrungen abhängig gemacht wurde, mit denen sich der Mensch in dem Raum bewegt hätte. Trotz aller räumlichen Grenzen sollte sich der Mensch im Kirchenraum der weit über den Innenraum hinausgreifenden universellen Zusammenhänge bewußt werden. Im anderen Entwurf ist nicht nur die Bewegungsrichtung eine andere, sondern auch der Grundgedanke. Der Raum wird *leiblich*, die Dimensionen der architektonischen Elemente reduzieren sich auf ihre Proportionalität und die homogenen Material-



18 „Schlutup 1“



19 „Schlutup 2“



20 Ausschnitt aus der Entwurfszeichnung für „Schlutup 2“

qualitäten, wie Struktur und Textur der Oberfläche. Nicht Wand oder Decke bildeten Raum, sondern die Stereotomie einer Aushöhlung im Erdreich. Dieser Raumwirkung lag „der alte, ursprüngliche Gedanke“ zugrunde, wonach „die Kirche den bedrängten Menschen in ihrer Leiblichkeit Schutz bietet“, und zwar dadurch Schutz bietet, in dem der Raum selbst zum Leib wird. Nicht das komplexe Eingefügtsein im universellen Gefüge, sondern das Einverleibtsein in einen fest begrenzten Raum ist das Thema. Der Innenraum ist abgeschlossen und absolut. Die Leiblichkeit des Menschen, der Leib der Gemeinde wird geschützt durch eine bergende Leiblichkeit der Architektur.

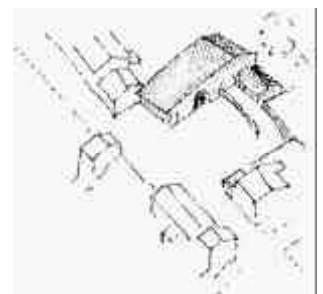
### Scheunenkirche in Boust

Nachdem Steffann einige Monate nach Kriegsbeginn zum Kriegsdienst beim Luftwaffenbaustab einberufen wurde, arbeitete er zunächst an Flugplatztarnungen mit, bevor er 1941 zum Arbeitsstab Wiederaufbauplanung in Lothringen versetzt wurde. Im Grenzgebiet von Frankreich und Deutschland wurde 1940 bei der Offensive deutscher Truppen auch das circa 30km nördlich von Metz liegende Dorf Boust<sup>68</sup> zu 80% zerstört. Innerhalb des Wiederaufbaustabes wurde Emil Steffann mit der Wiederherstellung dieses Dorfes beauftragt. Steffann begleitete seine Arbeit mit einer differenzierten topographischen und typologischen Analyse des Dorfes und seiner Umgebung, die er in der „Baufibel für Lothringen“<sup>69</sup> zusammenfaßte. In der Einleitung zu dieser Fibel, die bedauerlicherweise bis heute Manuskript blieb und nur in Ausschnitten veröffentlicht wurde, versuchte Steffann die ideologische Kluft zwischen industrieller Rationalisierung des Bauprozesses und handwerklicher Bautradition zu vereinen, allerdings nicht ohne sich stärker zum Handwerk zu bekennen: „Ein umfassendes Bauprogramm, welches das Gesicht unserer Heimat weitgehend bestimmen wird, ist nur mit Hilfe des Einsatzes aller technischen Mittel durchführbar. Die Behebung einer so gewaltigen Wohnungsnot zwingt zur maschinellen Herstellung der Bauteile, zur Normierung der Grundrisse, zur Rationalisierung. [...] Zwar sind wir uns bewußt, dass die Technik weitgehend das Gesicht der Landschaft bestimmen wird, aber wir glauben nicht an die allumfassende Rationalisierung, aus dem einfachen Grunde, weil dem Menschen mit ihr nicht gedient ist.“<sup>70</sup> In einer ergänzenden Textpassage verband er überdies ein visuelles Übergewicht bei der Wahrnehmung mit den haptischen Sinneseindrücken im Begriff des Handwerks: „Was ein Mensch im wörtlichen Sinne begreifen, was er mit Auge und Hand wirken kann, das ist sein Maß: sein Handwerk.“<sup>71</sup>

Diese in der Baufibel dokumentierten Skizzen und Gedanken begleiteten seine Entwürfe für Siedlungsstrukturen und Gebäude in dieser Zeit. Für seine geleistete Arbeit attestierte ihm Schwarz nach Kriegsende, dass er es verstanden habe, „aus dem alten Bestand unter sorgsamster Schonung des irgend Erhaltenswerten neue und bewundernswert schöne Dorf- und Stadtorganismen zu schaffen“<sup>72</sup> und lobte ihn im Superlativ: „Seine Arbeiten waren das weitaus Beste was auf diesem weitläufigen Feld damals geleistet wurde.“<sup>73</sup>



<sup>21</sup> Emil Steffann: Scheunenkirche in Boust, 1943

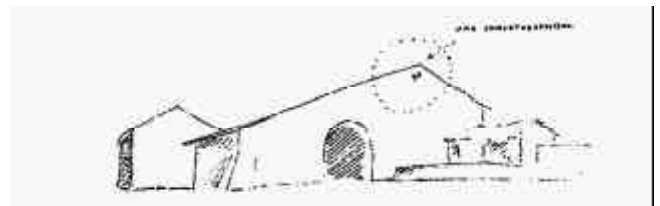


<sup>22</sup> Emil Steffann: Entwurfskizze der Scheunenkirche in Boust, 1943

Zwar war die zentrale Aufgabe für Steffann die Wiederherstellung wirtschaftlicher Versorgungseinrichtungen - insbesondere von landwirtschaftlichen Gebäuden und Anlagen -, aber für ihn war das zentrale Gebäude in dieser Planungsphase die sogenannte „Scheunenkirche“, die 1943 fertiggestellt wurde. Da die Planungen unter den nationalsozialistischen Vorgaben keinen Kirchenbau vorsahen, hatte das Bauwerk vordergründig eine andere Nutzung zugewiesen bekommen. Deklariert wurde das Gebäude von Steffann als eine Scheune. Nach seinen Vorstellungen hätte das Gebäude nach dem Krieg durch kleine Ergänzungen als Kirche umgebaut und genutzt werden können, wodurch sich später die Bezeichnung „Scheunenkirche“ ableitete.

Qualitäten zeigten sich in städtebaulicher wie in architektonischer Hinsicht. Aus den Kriegszerstörungen hatte sich in einem Straßenzug des Dorfes eine Lücke in der aufgelockerten Bebauung ergeben. Steffann nutzte die neue städtebauliche Situation und gestaltete mit den zu errichtenden Baukörpern einen Dorfplatz. Markantes Gebäude wurde die Scheune, deren Längsseite annähernd eine Platzkante ausbildete. Ergänzende Baukörper und kleinere städtebauliche Elemente wie Stützmauern und Treppen richteten sich an den topographischen Gegebenheiten aus und bildeten weitere, differenzierte Raumgrenzen.

Verbindendes Baumaterial der gesamten Baumaßnahmen war ein Stein aus der Region. Auch die im Vergleich zu den Wohnhäusern relativ große Scheune konnte mit diesem Material errichtet werden. An jener Ecke, an der die Scheune zugleich eine Ecke des Platzes besetzt, wurde ein verstärkter Mauerpfeiler ausgebildet, der durch seine plastische Ausformung die Ecksituation betonte. Einzige Öffnung zum Platz bildete ein großes Tor. Dieses architektonische Motiv eines Scheunentors entsprach zum einen der naheliegenden tradierten Vorstellung einer Scheune und hatte für Steffann zugleich einen symbolischen Gehalt für den Kirchenbau. Dieses Tor wurde genauso wie ein zweites, kleineres Tor auf der gegenüberliegenden Seite konstruktions- und werkgerecht mit dem Bruchstein ausgeführt. Die monolithisch wirkende Bauweise wurde durch den Dachabschluss unterstützt. Der gedrungene Baukörper wurde mit einem asymmetrischen, flach geneigten Satteldach abgeschlossen, das nur an der Traufe einen leichten Dachüberstand hatte. Im Innern blieb der offene Dachstuhl sichtbar, weitere Ausbauten gab es nicht, wären ohne großen Aufwand jedoch jederzeit möglich gewesen. Der Bau war eindeutig eine Scheune und wies keine funktionalen Mängel auf, die eine vollwertige Nutzung als Scheune eingeschränkt hätten. Der einzige Hinweis auf die potentielle Nutzung als Kirche blieb unsichtbar. Denn die Trümmer einer zerstörten Kirche dienten für die anstehenden Baumaßnahmen nicht nur als geeigneter Materiallieferant. Steffann barg aus ihnen auch ein kleines, in Stein gehauenes Christussymbol. Diese Reliefsplie ließ er hoch oben im Giebfeld der Scheune einmauern und mit Lehm zustreichen. Das einzige Zeichen für die eigentliche Intention des Architekten war somit nicht mehr sichtbar.



<sup>23, 24</sup> Emil Steffann: Skizze und Detail der Reliefsplie für die Scheunenkirche in Boust, 1943



Mit der Zeit hätte die Bewitterung die Absicht freigelegt. Doch das „Tausendjährige Reich“ war schneller zu Ende, als die Niederschläge das Lamm Gottes freivaschen konnten. Die Scheune wurde nie als Kirche genutzt. An- und Umbauten zerstörten in der Folgezeit die städtebauliche Komposition Steffanns. Die bestehenden Reste sind in Verfall geraten.

Die Rezeptionsgeschichte dieses Bauwerks setzte 1948 ein. In den ersten Nachkriegsjahren blieb sie zunächst einem kleinen Kreis von Informierten vorenthalten, bevor ihre Dokumentation in der internationalen Ausstellung über „christliche Kunst der Gegenwart“ in Köln, eine der ersten großen Darstellungen nach dem Krieg in Deutschland zu diesem Thema, im Domjahr 1948 ausgestellt wurde. Als im „Baumeister“ 1950 in einem mehrseitigen Artikel die Wiederaufbauplanungen Steffanns einem breiteren Fachpublikum vorgestellt wurden, lobte die Redaktion die Projekte „als ein mustergültiges Beispiel für eine aus der Not geborene und wahrhaft ‚zeitgemäße‘ Lösung“<sup>74</sup>. In dieser Arbeit sei „wirklich aus der Not eine Tugend gemacht und das Ergebnis könnte man nicht besser bezeichnen, denn als ‚veredelte Armut‘“<sup>75</sup>. Doch schon mischte sich in die knappe Vorstellung der Scheunenkirche eine kritische Hinterfragung des Notstands und des „Zeitgemäßen“, denn die Vorbemerkung endet mit der fragenden Feststellung: „Die hier geübte Haltung sollten wir - denn wir sind ja doch wohl ein verarmtes Volk? - überall beweisen, [...], und nicht den allenthalben sichtbaren widerlichen und hochstaplerischen Katastrophen-Luxus.“<sup>76</sup>

Die Scheunenkirche blieb in den folgenden Jahrzehnten bis heute die Verkörperung einer „einfachen und bescheidenen“ Kirche. Den frühen Darstellungen im „Baumeister“ folgten Huldigungen in Übersichtswerken zum Kirchenbau, wie zum Beispiel bei Pie Régamey<sup>77</sup>, der in ihr den Reichtum der Armut sah; bei Anton Henze, für den die Scheunenkirche das Beispiel für eine Notkirche war, „die ohne Aufwand und doch würdig einem bäuerlichen Werkraum abgewonnen wurde“<sup>78</sup>, und für Hugo Schnell war dies Steffanns „erster überzeugender Bau [...] in einfachster Weise“<sup>79</sup>. In der Folgezeit war für Gisberth Hülsmann, einem Schüler Steffanns, die Scheunenkirche schlechthin eine „Inkunabel einfachen Kirchenbaus“<sup>80</sup> und wie er wieder jüngst formulierte: „ein Leitbild“<sup>81</sup>. „Im Anschauen dieses einfachen Baukörpers“ erschließt sich der Bau für ihn „ganz unmittelbar [...]“. Nichts muss nachgefragt werden, alles ist verständlich. Alles gehört dazu, nichts ist zuviel.“<sup>82</sup>

### Drei Entwürfe aus dem Jahr 1946

Drei Projekte von Steffann, die 1946 nach seiner Internierung in Frankreich entstanden sind, zeigen die Kontinuität in seinem Werk und geben bei einer vom zeitlichen Kontext isolierten Betrachtung kaum Hinweise auf die drastischen historischen Veränderungen. Für die Gemeinde in Schlutup entstand im Sommer 1946 ein dritter Entwurf, der aber ebenfalls unrealisiert blieb. Zum Teil übernahm er darin Motive und Elemente aus den ersten beiden Entwürfen. So wählte er wiederum eine winkelförmige Grundrißanordnung und auch die Eingangssituation in die Kirche



ähnelte stark dem ersten Entwurf. Zugleich hätte der Besucher das Gelände durch einen Glockenträger betreten, der identisch mit dem Turm des zweiten Entwurfs war. Aus seiner Tätigkeit in Lothringen brachte er das verstärkte Augenmerk mit, die Kirchen in den städtebaulichen Kontext einzupassen. Waren die vorangegangenen Entwürfe noch stark von einer städtebaulichen Beziehungslosigkeit geprägt, berücksichtigte Steffann nun das direkte Umfeld, woraufhin auch die perspektivischen Skizzen deuten. Diese Thematisierung des Kirchenbaus unter städtebaulichen Gesichtspunkten führte ihn in diesem Fall zuerst zu einem Winkeltyp mit einer Mauer, woraus eine U-förmige Bebauung entstand, in der sich die Kirche städtebaulich stärker vom Umfeld abgrenzte. In Weiterentwicklung dieses Entwurfes bildete sich in den folgenden Jahren dann jener für Steffann so typische Hoftyp aus, mit dem er mehrfach die kirchlichen Gebäude zu geschlossenen, kompositorischen Einheiten verband und dennoch homogenisierend in ein bestehendes Stadtgefüge integrierte.

Ein weiteres Projekt aus diesem Jahr erinnert zunächst eher an die Schlutuper Fischfabrik. Denn 1946 beauftragte das Lübecker Krankenhaus Süd Steffann mit der Umgestaltung einer Turnhalle in eine Kapelle. Der nach außen hin vermutlich fast unverändert gebliebene Baukörper erhielt im Innern nur wenige Elemente, die eine kirchliche Nutzung ermöglichten. Diese wenigen Elemente wurden in der Verwendung der Materialien allerdings symbolisch enorm aufgeladen. Steffann integrierte in den Ausbau nämlich ehemals meist militärisch genutzte Bauteile und Halbzeuge. Einige Jahre später erklärte er den gehaltvollen Entwurf der Einrichtung folgendermaßen: „Gerade die Dinge, welche bisher der Vernichtung gedient hatten und überall herumlagen [...] wurden in den Dienst Gottes gestellt: Füße des Altares aus vier Peinerträgern, Altarleuchter aus Geschoßhülsen, Beine der Bänke aus Gewehrrohlingen, über dem Altar schwebendes Kreuz aus Eisenschienen, [...]“<sup>83</sup>

Die Wiederverwertung von Rohstoffen und Baumaterialien war somit wirtschaftliches Gebot der Stunde wie auch symbolischer Akt, den nicht nur Steffann seit der Scheunenkirche von Boust kultivierte, der vielmehr im Bauwesen der folgenden Jahre beinahe Konvention wurde. Allerdings schien der Krankenhausleitung 1946 diese sinnfällige Konzeption „in ihrer außergewöhnlichen Selbstverständlichkeit [...] nicht tragbar“ und daher wurde die Ausstattung kurz nach ihrer Fertigstellung wieder demontiert. In der Folgezeit fand dieses Projekt in der Fachwelt eine genauso geringe Würdigung wie ein drittes Projekt aus dem Jahr 1946. Für eine Gemeinde in Bad Schwartau sollte ein variabler Raum entstehen, der sowohl als Kirchenraum wie auch als Veranstaltungs- und Spielraum für die Kinder verwendbar sein sollte. Auch wenn Steffann mit seiner Lösung manche Konzepte aus den 60er und 70er Jahren vorweggenommen hatte, in denen dann jedoch der Anspruch auf multifunktionale Kirchen- und Gemeinderäume über den ursprünglichen Anspruch hinausgeführt und bis zur atmosphärischen Sterilität geführt wurde, sah sich Steffann unmißverständlich in der Folge von Schwarz und seinem Entwurf für den Rittersaal in der Burg Rothenfels. Einen eindeutigen Hinweis gibt der von Steffann für dieses Projekt vorgeschlagene Hocker, der sich in Form und Ausführung deut-



<sup>26</sup> Emil Steffann: Grundriss und perspektivische Skizzen des Mobiliars für eine Behelfskirche in Bad Schwartau, 1946

lich an dem von Schwarz für Rothenfels entworfenen Möbel orientiert. In Abgrenzung zu Schwarz verstand Steffann dieses Möbelstück aber mehr noch als modulares Element, mit dem sich unterschiedlich nutzbare Raumeinheiten für Kinder erzeugen ließen.

### **Zum Verständnis der Not**

Steffann unterschied in einem Artikel über „Notkirchen“<sup>84</sup>, der 1951 veröffentlicht wurde, zwei Arten der Not: „Einmal die Not der Kirche in Zeiten der Verfolgung, zum anderen die materielle und die Raumnot, die sowohl durch die Kriegszerstörung wie durch das allgemeine Streben verursacht wird, große Kirchenbezirke in übersichtliche Gemeinden zu unterteilen.“<sup>85</sup> Diese Zweiteilung zielte in ihrer historischen Ausrichtung auf die Zurücksetzung der Kirche im Nationalsozialismus ab sowie auf die Probleme der Nachkriegszeit. Über diese enge geschichtliche Bindung sah er darin gar ein historisches Prinzip des Christentums.

Es war auch eine Einteilung, mit der er zwei Prämissen seines architekturtheoretischen Selbstverständnisses präsentierte. Mit erstgenannter Not erklärt sich zunächst seine Strategie, „den wahren kirchlichen Charakter eines Bauwerkes in den Mantel einer zeitgemäßen Nützlichkeit [zu] hüllen“<sup>86</sup>. Diese Strategie hatte er sich in den Zeiten des nationalsozialistischen Regimes erarbeitet und pflegte sie bis zu seinem Lebensende, also über die Zeit der Not hinaus. So zeigen die Kirchen von Steffann meist nur durch wenige äußere zeichenhafte Elemente ihre Nutzung. Ist doch die 1938 geäußerte Auffassung von Steffann, „dass gerade ein sonst unkirchlichen Zwecken dienender Raum während des Gottesdienstes eine tiefe Wandlung erfahren kann“<sup>87</sup>, ein grundlegendes Bekenntnis zum Ort der Feier des Glaubens. Schon damals hatte er in Erwägung gezogen, eine Scheune als Diasporakirche umzunutzen und sie für den Gottesdienst auszubauen.<sup>88</sup> Denn für Steffann erreichte eine Kirche nicht durch pauschal festlegbare bauliche Maßnahmen ihren Status als Kirche. Ein profaner Ort kann durch geringe bauliche Veränderungen genauso zum sakralen Raum werden, wenn er es ermöglicht, den liturgischen Handlungen einen Raum zu schaffen. In dieser Konsequenz lösen sich tradierte Bilder von Kirchen zugunsten einer allgemeinen Idee von Architektur auf. Zugleich werden Vorstellungen einzelner architektonischer Elemente, Materialien und Motive aufgelöst, die konventionell mit Kirchenbau in Verbindung gebracht werden. An ihrer Stelle werden grundlegende architektonische Inhalte thematisiert. Nicht die repräsentationspflichtige Fassade einer Kirche oder die städtebaulich dominante Zeichenhaftigkeit durch Größe oder einen markanten Glockenturm bilden die Mittel der Entwürfe, sondern grundlegende Architekturelemente wie Wand, Öffnung, Dach, die Materialität und Proportion, die Frage nach dem *genius loci*, dem „rechten Ort“<sup>89</sup> oder auch das menschliche Handeln und seine Bedeutung für die Architektur. Die andere von Steffann angeführte Art der Not führt ihn zur Würdigung der Armut. Denn diese Notlage hat „ihren positiven Kern. [...] Armut an Mitteln und an Material zum Bauen rücken mehr und mehr einen fast vergessenen, aber doch sehr wichtigen Gesichtspunkt ins Blickfeld. Ein neues Verhältnis bildet sich für die bisher nicht recht erkannten Werte all

der Dinge, die wir sonst übersehen, die uns unscheinbar und arm dünken. Das freudige Bewußtsein wird wach, mit diesen, früher verachteten Mitteln etwas aussagen zu können, zu dem uns kein äußerer Reichtum verhelfen kann.“<sup>90</sup>. Die freiwillige Armut ist für Steffann also ein beständiger Wert mit höchster Priorität, dessen abstrakte Bedeutung für ihn nicht nur durch die Not der Nachkriegszeit ihre Gültigkeit besaß, sondern zeitlebens in eine „Architektur der Armut“ münden sollte.

### Klosterkirche des Franziskaner-Ordens in Köln

Für den Wiederaufbau des bei der Bombardierung Kölns zerstörten Franziskanerklosters und deren 1894 in neugotischem Stil erbauten Kirche „Von den heiligen drei Königen“ an der Ulrichgasse wurde 1951 von drei Architekten Vorentwürfe angefordert. Neben Heinz Thoma aus Düsseldorf und Peter Salm aus Aachen wurde auch Emil Steffann, der nach dem Krieg mit seiner Familie nach Bonn-Mehlem gezogen war, zur Teilnahme eingeladen. Am 27. September 1951 traten der Prälat Robert Grosche, der Architekt und Stadtplaner Rudolf Schwarz sowie der Dombaumeister Willy Weyres im Kloster in der Ankerstraße zusammen. Sie bildeten das Preisgericht, das die zu realisierende Arbeit auswählen sollte. Alle drei eingeladenen Architekten hatten Arbeiten abgegeben. Mit dem abschließenden Urteil, dass der „Gesamtentwurf verspricht, im Gesamtbild der Stadt ein Zeugnis echt franziskanischer Armut, Ehrlichkeit und Innigkeit zu werden“<sup>91</sup>, empfahl das Preisgericht schließlich die Arbeit von Steffann zur Realisierung.

Das zentrale Thema seines Entwurfs beschrieb Steffann in der beiliegenden Erläuterung folgendermaßen: „Diese Aufgabe bedeutet auch für den Baumeister, dem Gebot des Ordens, der Armut zu gehorchen, das Unscheinbare zu suchen, das Zerbrochene und Verwundete aufzuheben und es lieben zu lernen, um aus diesen uns von unserem Schicksal vor die Füße geworfenen Trümmern eine Kirche und ein Kloster des heiligen Franz zu errichten.“<sup>92</sup> Jener, mit der Zahl 9 gekennzeichnete Plan, war aus Freihandskizzen und handschriftlichen Texten zusammengesetzt. Teile dieses Blattes finden sich beinahe identisch in Skizzen vom Februar und März des Jahres 1949. Schon deshalb kann diesem Wettbewerbsblatt mit dem zielsetzenden Titel „Kirchenbau aus Trümmersteinen“ ein grundlegender Charakter zugesprochen werden, der über den spezifischen Wettbewerbsbeitrag hinausweist.

Bei der Ausführung beherzigte Steffann seinen Vorschlag, das Trümmermaterial der vor-



<sup>27</sup> Zerstörtes Franziskanerkloster in der Ulrichgasse in Köln, 1945



<sup>28</sup> Emil Steffann: Wettbewerbs-skizze für den Wiederaufbau der Klosterkirche in der Kölner Ulrichgasse, 1951

gefundenen „Schutthalde“ nicht „achtlos fortzuschaffen, sondern ein Neues aus ihnen entstehen zu lassen, welches die schweren Verwundungen, die uns trafen, nicht verschweigt“<sup>93</sup>. Und Trümmer waren an dieser Stelle überreichlich vorhanden. Denn von der neugotischen Kirche an der Ulrichgasse waren nach Kriegsende fast nur noch die Umfassungsmauern erhalten. Einzig im Bereich des Chores waren die Gewölbe noch hinlänglich instand. Im Verlauf der Überlegungen zum Wiederaufbau der Stadt entstand ferner der städtebauliche Beschluß, die Ulrichgasse zu verbreitern. Der daraus folgenden Zurücknahme der Häuserflucht um ca. 12m fiel ein Großteil der restlichen Bausubstanz zum Opfer. Das verbleibende Fragment bestand mit Baubeginn nur noch aus dem Chor, den querhausartigen Bauteilen sowie Teilen eines seitlichen Atriums im Westen. Die daraus abgeleitete winkelförmige Anlage mit den beiden unterschiedlich großen Schenkeln organisierte Steffann dergestalt neu, dass er den Mönchen und den Gemeindemitgliedern jeweils einen Raumabschnitt zuwies. An der Schnittstelle ordnete er den erhöhten, gemeinsamen Altarbereich an, ungefähr dort, wo ehemals die Vierung war. Nach dem Urteil des Preisgerichts hatte Steffann den Altarbereich „mit den einfachsten Mitteln zum beherrschenden Mittelpunkt des Kirchenraumes gemacht“<sup>94</sup>. Den nach Osten georteten Altar, der auf Säulenresten der ehemaligen Kirche ruht, wurde über Eck placiert, um sich nach beiden Seiten gleichermaßen auszurichten. Diesen L-förmigen Grundrißtyp, der in diesem Fall Laien und Mönche trennte und ansonsten die Zonen der Feiertags- und Werktagskirche beschrieb, hatte Steffann in späteren Kirchenbauten genauso wieder zum Einsatz gebracht wie den großen Radleuchter, der in der Franziskanerkirche über dem Altarbereich zu schweben scheint.

### Zeitfenster der „freiwilligen Armut“

In einem seiner Vorträge, die Steffann wiederholt mit der Frage „Können wir noch Kirchen bauen?“ betitelte und den er am 8. November 1950 in Beuron hielt, kritisierte er ohne namentliche Nennung die seit Kriegsende erbauten Kirchen und sprach nach wie vor von einem Ideal in der Möglichkeitsform: „Ein Pfarrer kommt zu mir. Er will eine Kirche bauen. Wie meist, ist wenig Geld vorhanden. Dies braucht kein Nachteil sein, ganz im Gegenteil, wenn sich der Bauherr zu der entsprechenden Bescheidenheit entschließen könnte. [...]“

Wie soll also ein verantwortlicher Baumeister den Pfarrer einer armen Gemeinde beraten? Es gibt hier wohl nur einen Weg dem Bauherrn dringend anzuempfehlen, sich zu dem, was wirklich ist, in diesem Fall der Armut, zu bekennen und die entsprechenden Konsequenzen beim Bau der Kirche zu ziehen. So einfach dieser Rat zu sein scheint, so selten wird er praktisch befolgt. Denn man hält es der Würde eines Gotteshauses nicht für entsprechend, sich mit dem ganz Wenigen zu begnügen. Der Bau soll eben mehr darstellen als er ist, als er sein kann, und dem Architekten, dem Künstler, ist die Aufgabe gestellt, dieses Täuschungsmanöver zu vollbringen.

Können wir also heute noch Kirchen bauen? Mir scheint, in dieser Gesinnung können und dürften wir es nicht. Und doch, welche Möglichkeiten



<sup>29</sup> Emil Steffann: Altarbereich der wiederaufgebauten Franziskanerkirche in Köln, 1950-52

bieten sich uns gerade in unserer Armut, die noch kaum recht erkannt, geschweige denn genutzt wurden! Sind nicht unsere zerstörten Städte die ideale Baustelle, unter Schutt und Trümmern die Schönheit und Lebendigkeit des Bauens in seiner Natürlichkeit ganz neu wieder zu erlernen? Welche Wege bieten

sich hier, unserer Situation sinnvolle Möglichkeiten gerade im Kirchbau abzugewinnen, anstatt dem Elend, unserer eigentlichen Chance, zu entfliehen."<sup>95</sup>

Die Haltung gegenüber dem Kirchbau war für Steffann zeitlos, was er im Anschluß nochmals betonte: „Auch heute braucht das Material nicht erst herangeschaffen werden. Betonbrocken, Mauer- und geborstene Natursteine könnten zu dem lebendigen Gewand eines Neuen werden, das die Zerstörungen, die uns trafen, nicht verschweigt, eines Neuen, das in Armut gründet, einen Adel in ihr findet, die Arm-Seligkeit in des Wortes ursprünglicher, beglückender Bedeutung."<sup>96</sup>

Aber als Aussage Anfang der fünfziger Jahre läßt sich dieses Plädoyer für eine Trümmerverwertung bereits als ein Abgesang auf vertane Chancen in der unmittelbaren Nachkriegszeit verstehen. Denn die einfordernde Trümmerverwertung, die angesichts der immer noch vorhandenen Ruinen in den zerstörten Städten für Steffann auch materiell noch zeitgemäß erschien, wurde inzwischen vornehmlich als überholt angesehen. Aus ökonomischen Gründen wurde die Trümmerverwertung immer unwichtiger und war mit der Währungsreform und gesunden Wirtschaft nicht mehr so naheliegend wie eine Verwendung neuwertiger Baustoffe, die es nun zunehmend wieder zu erwerben gab und die zudem kostengünstiger waren als die mühsam aussortierten und hergerichteten Trümmermaterialien. Dieses Ideal der freiwilligen Armut, von Steffann beim Wiederaufbau der Franziskanerkirche in der Kölner Ulrichsgasse umgesetzt, blieb nicht das letzte Projekt, in dem er es verwirklichte. Dennoch begann zu dieser Zeit eine zweite Phase in der Nachkriegszeit, in der das Gesamtwerk Steffanns in mancherlei Hinsicht anachronistische Züge bekam. Denn um 1950 setzte in der Bundesrepublik eine wirtschaftlichen Stabilisierung ein, welche die zurückliegende Katastrophe schnell vergessen ließ. Die dennoch vor-



<sup>30</sup> Emils Steffann: Ausschnitt aus der Wettbewerbsskizze für den Wiederaufbau der Klosterkirche in der Kölner Ulrichsgasse, 1951

handene Armut wurde nun nur noch als politisches und gesellschaftliches Problem verstanden und nicht mehr mit einer christlich asketischen Lebensweise in Verbindung gebracht. Walter Dirks zog daraus Anfang der fünfziger Jahre nicht nur für das Jahrhundert, sondern insbesondere für seine Zeitgenossen den Schluß, dass „die geschichtliche Stunde des heiligen Franziskus“ vorbei ist.<sup>97</sup> Sowohl die idealisierte Armut der Franziskaner und anderer Orden, wie auch die traumatisierenden Entbehrungen der vergangenen Jahre hatte „keine Wirkung auf die reichen Nutznießer und schon gar nicht auf die mächtigen Verwalter der Wirtschaftsordnung“<sup>98</sup> gezeigt.

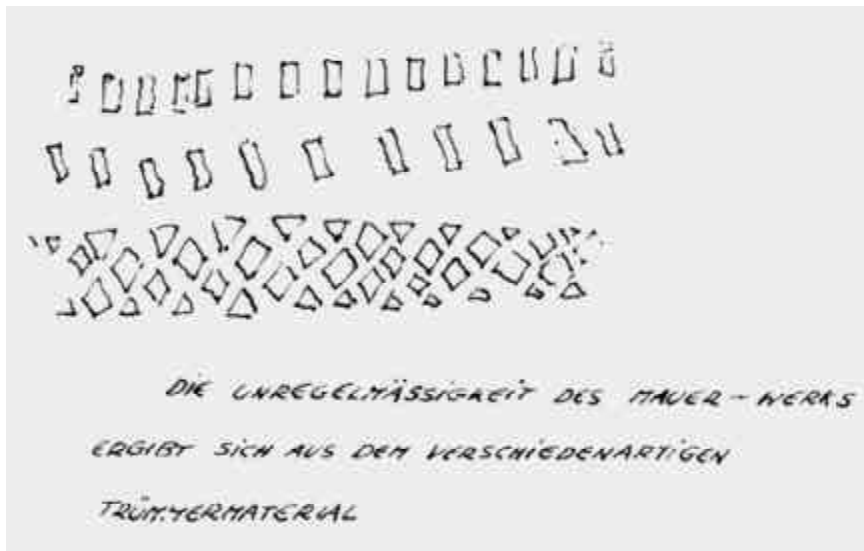
Mit dieser Erkenntnis von Dirks wird das Dilemma deutlich, in dem sich Steffann befand. Vermutlich kannte er das Buch von Dirks, den er ja über die „Quickborner“ kennengelernt hatte. Andernfalls hätte Steffann ihm in diesem Punkt höchstwahrscheinlich zugestimmt. Auch er verstand die Armut viel umfangreicher und hatte die eingeschränkte Sichtweise auf ihre soziale Dimension beklagt. Die moderne Gesellschaft, beziehungsweise die Allgemeinheit, die er pauschal mit „wir“ bezeichnete, bezichtigte er, dass sie in das „Vielerlei“ entfliehe und „wir“ nicht mehr die „Einfalt“<sup>99</sup> haben, um Kirchen zu bauen. Steffann führte weiter aus: „Man hat sich gegen die Armut verschworen. Der großangelegte, weltweite Versuch wird unternommen, Armut als das Übel an sich ein für allemal und endgültig abzuschaffen, und zwar deshalb, weil es uns nicht gelingt, in ihr hinter aller Dürftigkeit die andere Seite, den Adel zu suchen und zu finden.“<sup>100</sup>

Bereits in dem Erläuterungsbericht zur Franziskanerkirche hatte er fast wortgleich davon gesprochen, dass es gelte, „die ganz unzeitgemässe Aufgabe zu erfüllen, auf den Trümmerstätten und Schutthalde unserer Zeit von den Menschen verworfene und verachtete Kostbarkeiten für den Bau von Kirche und Kloster aufzulesen“<sup>101</sup>. Doch zugleich attestierte er betrübt seinen Zeitgenossen: „Die Zeit wird vielleicht wenig Verständnis für unsere Aufgabe aufbringen. Denn sie lässt sich noch blenden von einem würdelosen Katastrophenluxus.“<sup>102</sup>

Trotz der Einsicht von Steffann, dass „wir“ nicht in der Lage seien, diese „Arm-Seligkeit in des Wortes ursprünglicher, ganz neuer, beglückender Bedeutung“<sup>103</sup> zu verstehen, nahm er keine modischen Strömungen auf. Seine Haltung war, trotz des Widerspruches, den er zwischen seinen Idealen und den allgemeinen Wunschbildern der Gesellschaft ausmachte, beständig. Seine Entwurfsprinzipien und architektonischen Grundlagen für den Kirchenbau hatte er in den dreissiger und vierziger Jahren ausgebildet und später in Variationen mehrfach umgesetzt: Den Hang zur Skulpturalität, die seinen Gebäuden einen massiven und archetypischen Charakter verleihen; das Bestreben nach einer Verortung, mit dem er nach den Erfahrungen in Lothringen seine Gebäude als Anlagen in eine städtebauliche und topographische Situation einbettete und sie zugleich als einen besonderen Ort abgrenzte; die repräsentative Zurückhaltung, die er nach den Untersagungen im Nationalsozialismus auch noch in den folgenden Jahrzehnten beibehielt, indem er auf Kirchtürme und andere

Repräsentationsmerkmale des Kirchenbaus verzichtete und selbst noch im Innenraum von Bildwerken zugunsten liturgischer Belange und atmosphärischer Wirkungen absah; und nicht zuletzt seine früh entwickelte Auslegung, wonach er das Bauens als basale Unumgänglichkeit menschlichen Daseins verstand, bei dem auf christlicher Gläubigkeit gegründete ethische Forderungen genauso zu berücksichtigen sind wie sinnliche Erfahrungen.

Mit dieser Haltung musste er allerdings ab den fünfziger Jahren wieder eine Position in der Opposition wahrnehmen. Hatte sich für ihn nach 1945 ein kurzes historisches Fenster aufgetan, in dem sein Ideal von der freiwilligen Armut dem gängigen Leitbild der Reduktion entsprach, so führte ihn seine Standhaftigkeit gegenüber diesem Ideal schon in den fünfziger Jahren in die Rolle des Individualisten. Von da an wirkte er bis zu seinem Tod 1968 *in* seiner Zeit, aber *gegen* den Zeitgeist. Lediglich einige Schüler und Anhänger halten das Anliegen Steffanns noch bis heute hoch.



<sup>31</sup> Links: Emil Steffann: Ausschnitt aus der Wettbewerbsskizze für den Wiederaufbau der Klosterkirche in der Ulrichgasse, 1951

<sup>32</sup> Unten: Heinz Bienefeld: Fassadendetail der Pfarrkirche St. Bonifatius in Wildbergerhütte-Reichshof, 1974





### Rudolf Schwarz und sein Wirken in „nüchterner Trunkenheit“

„Rudolf Schwarz war ein großer Baumeister im wahrsten Sinne des Wortes. Sein Ganzes Wesen - nicht nur sein Tun, sondern auch sein unvergleichlich tiefes Denken - war stets Bemühen um Klarheit, Sinn und Ordnung. [...] Denken und Bauen zeugen von der einzigartigen Größe unseres verstorbenen Freundes.“<sup>104</sup> Mit diesem Nachruf würdigte niemand geringeres als Ludwig Mies van der Rohe den 1961 verstorbenen Rudolf Schwarz und stellte ihn in die vorderste Reihe der modernen Architekten. Dieser Status läßt sich vordergründig allemal mit seinem umfangreichen Gesamtwerk bestätigen, das neben einem Werkverzeichnis mit 186 Bauten, Wettbewerbsbeiträgen und städtebaulichen Arbeiten auch Lehrtätigkeiten sowie zahlreiche Textbeiträge, Bücher und Vorträge enthält.<sup>105</sup> Aber darüber hinaus ist Schwarz auch auf den zweiten Blick einer der wichtigsten deutschen Architekten im 20. Jahrhundert, der mit seinem „Denken“, also seinen theoretischen Beiträgen und seinem „Bauen“, seiner praktischen Arbeit, eine wesentliche Position in der modernen Architekturgeschichte einnimmt. Mit seinem Ruhm verband sich allerdings stets die leichtfertige Einschränkung seiner Person auf einen „Kirchenbauarchitekt“, die aufgrund seiner vielen Kirchenbauten auch naheliegen mag. Diese Zuordnung wird dadurch noch bestärkt, dass eine seiner wichtigsten Schriften, „**Vom Bau der Kirche**“, eben jene Bauaufgabe zum Thema hat, auf die er kurzerhand eingeschränkt wird. Er selbst verstand sich eher als Baumeister, der „sein eigenes Werk dem lebendigen Teppich einweben soll, damit der darüber bunter und reichlicher wird“<sup>106</sup>. Mit der Bezeichnung eines Baumeisters verband sich für ihn, „dass er hinter dem Werk den Urheber verschwinden läßt, es nimmt ihn in sich auf, es verzehrt ihn.“<sup>107</sup> Darin zeichnet sich seine Affinität zum Mittelalter ab, deren religiöse Durchdringung des Menschen er auch als Ideal für die Moderne sah. Diesem Weltbild, in dem eine übergeordnete Wahrheitsebene den Geheimnissen christlichen Glaubens vorbehalten ist, galt sein Engagement und Wirken. Daher ist sein Bekenntnis zur Bescheidenheit auch keine Anonymisierungsstrategie seiner Person, sondern ein Bekenntnis zur Ordo, zur Hinordnung alles Weltlichen auf Gott. Ersteres wäre auch mißglückt, wenn man sich vergegenwärtigt, dass von allen hier besprochenen Architekten Rudolf Schwarz - neben Otto Bartning - sicherlich die höchste Publizität hatte und heute noch hat. Insbesondere die zahlreichen Ausstellungen und Publikationen in jüngster Zeit sind ein Indiz für den besonderen Stellenwert, den Schwarz in der Architektur des 20. Jahrhunderts in Deutschland einnimmt.

Daher soll an dieser Stelle nicht versucht werden, sein Gesamtwerk im historischen Kontext zu würdigen oder sein architekturtheoretisches Programm und dessen konkrete Umsetzung im Kirchenbau zu vertiefen. Zum einen wie zum anderen wurden in jüngster Zeit beachtenswürdige Beiträge geliefert.<sup>108</sup> Vielmehr soll mit der fokussierenden Betrachtung auf seine Beiträge zwischen 1943 und 1953 seine Schlüsselposition in dieser Zeit deutlich gemacht werden, aber auch die Ablehnung, das Unverständnis bis hin zur Isolierung seiner Person und Position im Laufe der fünfziger Jahre dargestellt werden. Denn darin wird zugleich auch deutlich, welche



33

Rudolf Schwarz

Bedeutung dem Kirchenbau in den ersten Nachkriegsjahren allgemein zugewiesen wurde und wie man ihn in den folgenden Jahren immer mehr zu einer Bauaufgabe neben anderen deklarierte.

Auch auf eine sorgfältige Interpretation seines Werkes „Vom Bau der Kirche“ soll verzichtet werden, da dies an unterschiedlichen Stellen bereits geschah und zudem den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Freilich gibt es auf Inhalte dieses Werkes immer wieder Bezüge. Insbesondere in dem Verständnis des Buches, dass es sich dabei um mehr handelt, als „nur“ um ein Buch über den Kirchenbau. Das ist es selbstverständlich auch, aber schon allein für sich genommen und erst recht in Kombination mit einem zweiten theoretischen Schlüsselwerk von Schwarz, „Von der Bebauung der Erde“, zeugt es vielmehr von seinem umfassenden Architekturverständnis, das sich bei ihm nicht auf den Kirchenbau beschränkte, sondern im Kirchenbau den Höhepunkt des Bauens sah. So ist es denn auch kein Zufall, dass beide Bücher in den ersten Nachkriegsjahren veröffentlicht wurden. Zwar erschien „Vom Bau der Kirche“ bereits 1939 in der ersten Auflage, aber aus naheliegenden Gründen blieb ihm zu dieser Zeit noch eine größere Verbreitung verwehrt. Als der Kölner Prälat Robert Grosche 1948, ein Jahr nach Erscheinen der zweiten Auflage, das Buch in der Zeitschrift „Hochland“ besprach, mußte er zwar auch noch eingestehen, dass es „nun schon seit Jahren vorliegt, aber kaum ein Gespräch erregt hat“<sup>109</sup>. Das änderte sich in der Folgezeit aber zumindest so weit, dass es auch ohne großen wirtschaftlichen Erfolg für den Verleger ein Standardwerk für den katholischen Kirchenbau wurde, ohne Zweifel bis heute ist und die Kirchenbauten der Nachkriegsjahre als theoretisches Werk begleitet hat. Leider wurden dabei oftmals die über diese Bauaufgabe hinausgehenden architektonischen Aussagen unterschätzt oder gar nicht wahrgenommen.

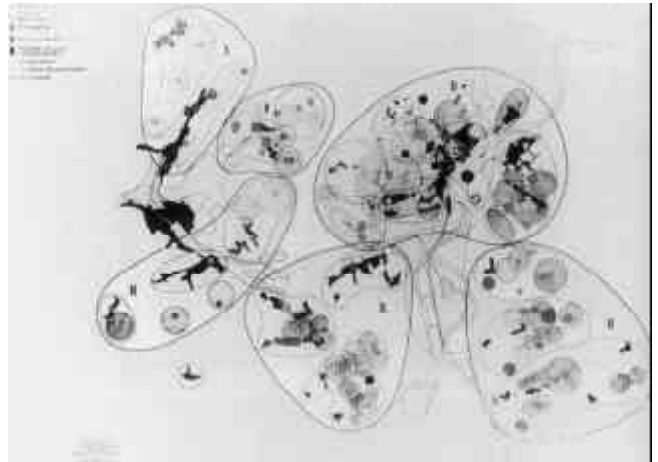
### **Von der Heimat, der Hochstadt, dem Ort und der Eingrenzung des Raumes**

Als im Sommer 1940 der Arbeitsstab Wiederaufbauplanung in Lothringen mit Sitz in Saarbrücken eingerichtet wurde, zählte Schwarz zwar „Landesplanungen“<sup>110</sup> als ein Arbeitsgebiet seines Ateliers auf, dieses beschränkte sich jedoch auf weniger ausführliche landesplanerische Bearbeitungen während seiner Aachener Tätigkeit. Ungeachtet dessen wurde er im Juni 1941 vom Reichsstadthalter in der Westmark und Chef der Zivilverwaltung in Lothringen als Planungsarchitekt angestellt. Dort plante er für mehrere kleinere Siedlungen, bevor er 1942 zum Leiter der neu eingerichteten Planungsstelle Diedenhofen ernannt wurde. Für diese auszubauende Industrieregion sollte Schwarz mit seinen Planern eine Siedlungsstruktur für 180.000 Menschen entwickeln. In einer von ihm für dieses Projekt entwickelten Theorie der „Fünfbänderstadt“, orientierte sich ein mittiges Band der Industrie, begleitet von Grünstreifen und Siedlungsbändern, an den landschaftlichen Gegebenheiten.

Im Juli 1943 wurde Schwarz zum Leiter der Planungsstelle Lothringen mit Sitz in Metz ernannt und einige Monate später erstellte er ein vierundvierzig Seiten umfassendes Typoskript, indem er seine Gedanken zur **„Stadtlandschaft Diedenhofen“** zusammenfaßte.<sup>111</sup> Abseits der aktuellen politischen Fragestellungen stellte er aus der ihm aufgegebenen Anweisung das Thema der **Heimat** in den Vordergrund seiner Berichterstattung. Er interpretierte seine Aufgabe dahingehend, dass dieses Land „Heimat von Volk“ werden solle und leitete daraus die grundsätzliche Frage ab: **„Was aber ist Heimat?“**<sup>112</sup> In Anbetracht der Wendung im Krieg, den sich dramatisch zuspitzenden Ereignissen mit der Verwüstung der Städte und der inneren Zerrissenheit der Menschen war dies eine für ihn zentrale Fragestellung. Heimat war für ihn: **„Durchlebter Raum, könnte man sagen, Raum, der sich mit einfachem und herzengewarmen Menschenleben vollgesogen und gesättigt hat. Raum, der als natürliche Landschaft vorher da war und dann allmählich zu menschlichem Lebensraum wurde: Heimat ist eine geschichtliche Tatsache, sie wird durch den Menschen allmählich aus dem vorgegebenen Stoff der Natur geschaffen.“**<sup>113</sup>

Im weiteren zeichnete Schwarz eine Vorstellung von „Heimat“, die Ähnlichkeiten mit dem später formulierten „Grundzug des Wohnens“ bei Heidegger hatte, der das Wohnen in Zusammenhang mit dem „Einfrieden“<sup>114</sup> brachte. Die Heimat war für Schwarz nichts zufällig Vorgegebenes, sondern erst etwas, das sich der Mensch konstituierend aneignet. Wenn nämlich die „natürliche Landschaft“ allmählich zu „menschlichem Lebensraum“ wird, entsteht für Schwarz „Heimat“<sup>115</sup>. Damit Heimat allerdings entstehen kann, „muss der Raum eingegrenzt sein, sonst entgleitet er der heimatschaffenden Kraft“<sup>116</sup>. Diese Leistung vollbringt der Mensch für „die Behebung und Bergung eines Stückchens Erde für die allernächsten und liebsten Menschen“<sup>117</sup>. Schwarz führte weiter aus: „So wird, was jeder in besonderer Weise erlebt und erträgt, in die gemeinsame Ordnung des Raums eingeortet, und jeder dieser Orte, die je einen bestimmten Inhalt des Lebens zubestimmen sind, saugt sich voll von den vielen Wiederholungen des gleichen Vorgangs, jede Wiederholung vertieft die Spur, die die Geschichte in die Erde gräbt.“<sup>118</sup>

Doch welchen Einfluß konnte ein Planer in diesen Prozeß einbringen? Mit den anthropologischen und zeitlichen Inhalten wurde deutlich, dass dieser den Vorgang nur begünstigen, nicht aber apodiktisch bestimmen kann. Aus dem Gedanken, dass Heimat nur dann entstehen kann, wenn der „Raum eingegrenzt“ ist, erläuterte er die Qualitäten eines heimatlichen Ortes an der Stätte der Kindheit, der familiären Umgebung, das für ihn im Mütterlichen kulminierte: „Erster und eigentlichster heimatlicher Raum ist das Elternhaus und der Garten und das Stückchen Strasse, auf dem



<sup>34</sup> Planungsstelle Lothringen (gez. Rudolf Schwarz): Stadtlandschaft Diedenhofen (Thionville), Schema der Siedlungsstruktur, um 1943

man durch die geöffnete Tür hinausschaut, der Raum innigster Behütung im mütterlichen Bereich, und vielleicht bleibt im Grunde auch noch für den Mann die eigentliche Heimat dieses kleine geborgen Stück geheimlichter Erde, dieser innigste Herzraum, den zu schaffen immer wieder das Werk der Frau sein wird; vielleicht ist Heimat überhaupt im Grunde eine mittelalterliche Leistung; die Behegung und Bergung eines Stückchens Erde für die allernächsten und liebsten Menschen.“<sup>119</sup> In dieser zivilisatorischen Leistung bildete sich für Schwarz eine „Volksitte“ aus, die die „grossen Wirklichkeiten des Lebens in ihrer grossen und einfachen Form“<sup>120</sup> beherberge. Der darauf hinwirkende Vorgang, mit dem sich für Schwarz „im Lauf einer langen Geschichte“ Heimat erbaut, wiederhole sich stets von neuem und sei etwas, was „man sakral nennen möchte“<sup>121</sup>.

Mit Kriegsende kam Schwarz am 8. Mai 1945 in französische Kriegsgefangenschaft. In einem Sonderlager lebte er und die sonstigen Inhaftierten unter vergleichsweise privilegierteren Bedingungen, bevor er, mutmaßlich auf Intervention von Freunden und Bekannten, Anfang Februar 1946 frei kam. Auch wenn es in dem Lager Hunger und Tod gab, blickte Schwarz nach eigenem Bekunden nicht wehmütig auf diese Zeit zurück. Ihm persönlich sei es „übrigens in jeder Beziehung wohl ergangen und es hat mir an nichts gefehlt was Körper und Geist brauchen, als eben an der Freiheit“<sup>122</sup>. Mit sarkastischem Unterton sprach er Goebbels für die asketischen Erfahrungen sogar seinen Dank aus: „Im Ganzen hat mir Göbbels ohne es zu wollen ein glückliches Jahr gespendet, denn ich liebe es, nichts zu haben und von allem entblösst zu sein, da dann, was tragend und lenkend hinter dem Leben steht, unverhüllt und spürbar hervortritt. Man empfindet die Verhüllungen sogleich wieder, wenn man ins bürgerliche Leben, das doch so gar kein bürgerliches mehr ist, zurückkehrt.“<sup>123</sup>

In das zivile Alltagsleben brachte Schwarz die Idee und Fragmente für eine Publikation mit, die er als Ergänzung zu seinem Buch „Vom Bau der Kirche“ sah. Der ursprünglich von ihm vorgesehene Titel „Vom Bau der Welt“ macht deutlich, dass Schwarz die Dimensionen seines Denkens nicht auf die Aufgabe des Kirchenbaus beschränkt sehen wollte. Schließlich erschienen seine Überlegungen 1949 mit dem Titel „**Von der Bebauung der Erde**“ im Verlag von Lambert Schneider in Heidelberg, in gleicher Aufmachung wie die zwei Jahre zuvor erschienene Neuauflage „Vom Bau der Kirche“. Darin flossen Überlegungen ein, die Schwarz bereits in seinen in Lothringen verfassten Schriften zu Papier gebracht hatte. Am Anfang des Buches gibt Schwarz auch Hinweise, in welchem historischen Zusammenhang dieses Buch steht. Allerdings mündete die von ihm geäußerte „Sorge um die Deutschen“<sup>124</sup> und die dringliche Behebung der Not rasch in eine grundsätzlichere Betrachtung. Es ging ihm weniger um konkrete Wiederaufbauvorschläge, wie beispielsweise kurz zuvor noch Hans Schmitt seine allgemeinen Gedanken zum „Neuaufbau der Stadt Köln“<sup>125</sup> u.a. mit einem Plädoyer zur Anlage eines Kopfbahnhofes gespickt hatte. Schwarz stellte in seinem Buch vielmehr eine grundlegende moralische Verantwortung des Menschen heraus, mit der er einen göttlichen Auftrag zur Gestaltung des Lebens und des Lebensraumes zu erfüllen hat.



<sup>35</sup> Rudolf Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949

Einem dialogischen Prinzip folgend baute er organisch-geomorphe Modelle von unten und oben, von geschlossenen und offenen Räumen, von verdichteten und durchlässigen, vergangenen und zukünftigen Zuständen, auf, um ihre gegenseitig wirkenden Kräfte deutlich zu machen. Der Mensch hat den biblischen Auftrag, den Raum - auch den „Innenraum der Geschöpfe“<sup>126</sup> - zu ordnen, muss dabei aber lernen, „die eigene Schöpferkraft zu mäßigen, ohne sie darum zu mindern, den eigenen Rausch in eine noch höhere Nüchternheit einzusichern, daß er trunken und nüchtern zugleich ist“<sup>127</sup>. Wie im Buch „Vom Bau der Kirche“ illustrierte er seine Erläuterungen durch abstrakte Zeichnungen, um die Idee zu verdeutlichen, zeigte aber auch anhand konkreter Pläne, die zum größten Teil in Lothringen entstanden waren, welche Form eine „Landnahme“ annehmen kann, wenn sich der Mensch mit der Erde „vermählt“<sup>128</sup>. Und wenn die Menschen diesen Zustand erreichten, bräuchten sie auch keine „ärmlichen, schüchternen Versuche und Verbote des Heimatschutzes, all die ängstliche Pflege des Überholten“<sup>129</sup> mehr.

Allerdings wurde „Von der Bebauung der Erde“ noch schlechter verkauft, als die zweite Auflage von „Vom Bau der Kirche“. Der Verleger Lambert Schneider war beim Druck von jeweils 200 verkauften Exemplaren pro Jahr ausgegangen, was bei „Von der Bebauung der Erde“ mit 222 Exemplare nur im ersten Jahr erreicht wurde.<sup>130</sup> Später ging nur noch ein Drittel dessen über den Ladentisch, so dass Schneider Mitte der fünfziger Jahre noch 2500 Exemplare von „Von der Bebauung der Erde“ im Lager hatte. Dennoch erreichte der Inhalt des Buches durch Auszüge in Zeitschriften eine breite Leserschaft und das Buch war alsbald wohlbekannt, obgleich es Schwarz mit seiner metaphorischen, bildhaften Sprache den Lesern nicht leicht machte. Die Redaktion der Zeitschrift „Baukunst und Werkform“ ließ das Buch bis zur Rezension sogar zwei Jahre liegen, da es „etwas von einem erratischen Block“ an sich habe und mit den Instrumenten nicht zu fassen sei, „die uns Ästhetik, Erkenntnistheorie und manche andere Disziplin an die Hand geben, von aus Erfahrung und Praxis gewonnenen Kriterien ganz zu schweigen“<sup>131</sup>. Schließlich besprach der Theologe Hermann Keller ausführlich das Werk, der ihm einen „dichterischen Reiz, für den, der es sich aneignen will, aber auch seine denkerische Schwere“<sup>132</sup> bescheinigte. Die zugrundeliegende Konzeption aber war eindeutig und wurde nicht nur von ihm schnell erfasst: Es war klar, dass es sich um ein Buch handelt, das über konkrete Fragen von Architektur und Städtebau hinausgreift, indem es versucht, übergeordnete theoretische Zusammenhänge darzulegen, die auf religiösen Grundsätzen basieren. Der Rezensent freute sich folglich darüber, „dass mit diesem Buch ein theoretisches Problem allerersten Ranges angeschnitten ist. Bauen und Gestalten ist nicht ein profanes Problem.“<sup>133</sup>

Um sicher zu gehen, dass das Buch seine Leser finden wird, bemühte sich Schwarz selbst um Besprechungen in Fachzeitschriften. Zumal er der Ansicht war, dass „die Menschheit [...] augenblicklich keine Bücher“<sup>134</sup> kaufe und er sich eingestand: „Das Buch sieht etwas schwierig aus.“<sup>135</sup> Die meisten Reaktionen kamen dann auch nicht von Käufern des Buches, sondern

von den Lesern einzelner Kapitel, die wie „Das Heim“ oder „Das Unplanbare“ in gekürzter Form bzw. in einer Vorversion in Fachzeitschriften vorab veröffentlicht wurden.

Nachdem „Das Unplanbare“ 1947 in der ersten Ausgabe von „Baukunst und Werkform“ erschienen war, erhielt Schwarz einen kurzen, aber sehr innigen Brief von Otto Bartning. Darin brachte Bartning seine „Begegnung“ mit Schwarz zum Ausdruck und läßt den Artikel zu einem persönlichen Schlüsselwerk zwischen den beiden Baumeistern werden. Bartning schrieb: „Lieber Schwarz, den ganzen Tag bin ich umhergegangen zwischen Gerede und Getue, Begehren und Abwehren, dabei in jener sonderbaren Stille, die oft lange Zeit einem Neuen oder einer Begegnung vorausgeht. Am Abend kam mir das 'Unplanbare' vor die Augen, und da war es, dass ich Ihnen begegnet bin. Wir sind schon manchmal zusammengetroffen; zuerst, glaube ich, 1933 in Charlottenburg vor der Chicagoer Ausstellung. Und immer hat sich's angekündigt, zunächst durch eine Art Widerstand. Jetzt bin ich Ihnen begegnet. Dazu ist nichts weiter zu sagen. Ich wollte es Ihnen nur mitteilen. Mit einem Gruß als Ihr O. Bartning“.<sup>136</sup>

### „Es lebe die Hochstadt“

Neben den schriftlichen Arbeiten begann für Schwarz mit Kriegsende eine rege und erfolgreiche **Planertätigkeit** auf verschiedenen Ebenen. Theorie und Praxis verbanden sich auch in städtebaulichen Beiträgen für seine Heimatstadt Köln. Dort nahm er mit der leitenden Position bei der Wiederaufbauplanung der Stadt eine der größten Planungsherausforderung jener Tage an. Im November 1946 begann er seine Tätigkeit als Generalplaner der Kölner Wiederaufbau GmbH, wobei er sich - wie Richard Döcker in Stuttgart - die vertragliche Klausel ausbedungen hatte, nebenbei auch privat Planertätigkeiten ausführen zu dürfen.

Köln hatte etwa 75% seines Wohnungsbestandes durch Kriegseinwirkungen verloren. Von den ehemals 777.200 Einwohnern hausten nach Kriegsende gerade noch etwa 40.000 Menschen in der Stadt.<sup>137</sup> Auf diese kamen statistisch gesehen eine Trümmermenge von 31,2 cbm pro Einwohner.<sup>138</sup> Diese Zahlen sagen zwar nichts über das Leid der Menschen aus, verdeutlichen aber die Dramatik der Zerstörung und die Notwendigkeit der Planung, mit der sich Schwarz und seine Mitarbeiter konfrontiert sahen. Schwarz erklärte seine Aufgabe und Verantwortung gegenüber seinem Freund Romano Guardini damit, „den grössten Trümmerhaufen der Welt“<sup>139</sup> übernommen zu haben.

Ähnlich radikal wie die Bomben die Stadt bis zu ihren Grundmauern zerstört hatten, konfrontierte Schwarz die Kölner und die Fachwelt mit der Grundsatzfrage nach dem „Gegenstand des Städtebaus“<sup>140</sup>. Er stellte nicht die herkömmliche Frage, „wie man eine Stadt baut, wenn sie schön gebaut werden soll“<sup>141</sup>, sondern was die Stadt zu sein hat und forderte alle Schaffenden gleichfalls zum Umdenken auf diese Fragestellung auf. Für den Wiederaufbau sollte nicht auf Statistiken gehört werden, um die Stadtgestalt der Zukunft einzuschätzen und entsprechend zu planen. Wie er später einmal betonte, mache eine „Ballung vieler Menschen“<sup>142</sup> keine Stadt aus. Im Städtebau sei Quantität nicht gleichzusetzen mit Qualität und



36

Ritterstraße in Köln, 1945

man neige besonders in Deutschland dazu, „große Menschenzahl und große Stadt zu verwechseln“, aber „die wirkliche Stadt ist nicht das Ergebnis einer großen Addition“<sup>143</sup>. Genauso wenig ließ er die früheren städtebaulichen Leitbilder der Moderne gelten, in denen eine Euphorie für den sportlichen, körperlich gesunden Menschen mit all den Einrichtungen bedient wurde, wo sich „diese tobende Masse von vierzig- oder fünfzigtausend Menschen um zwei Duzend Athleten“ gruppierten oder „Hunderttausende ihren geölten Körper in der Sonne braten“<sup>144</sup>ließen. Stattdessen beantwortete er die Frage „Was ist überhaupt eine Stadt?“<sup>145</sup> mit der Botschaft aus seinem Buch „Vom Bau der Erde“ in komprimierter Form. Seine Antwort lautete: „Die andere Landschaft. Landschaft ist doppelt da, einmal draußen ausgebreitet und dann, ins Enge zusammengefaßt, Haupt und Antlitz geworden als Stadt. Die geheimnisvollen Kräfte, die aus dem Leib das Haupt hervorbringen, bringen aus der Landschaft die Stadt hervor. Die Stadt ist der Sieg der landschaftsformenden Kräfte, die sich selber strahlend im Haupte bekronen. Doch diese Stadt selbst ist wiederum doppelt, ausgebreitet und verheimlicht in der unabsehbaren Menge der Heime, ins Heimliche, Sittige, ins Gewohnte und Verborgene gebracht, und dann wieder als öffentliches Werk, das sie zur großen Form zusammenfaßt und ins Sichtbare stellt, so wie auch die Menschheit selbst als Frau da ist, die das Heim, und als Mann, der das öffentliche Werk zu leisten hat. Aber ganz schließlich kann die Stadt doch wieder Frau sein, die alle die strahlenden Werke in ihren Mauerring heimbringt.“<sup>146</sup>

Die „wirkliche Stadt“, dieses „Werk geheimnisvoller Gemeinschaftskräfte“<sup>147</sup> entzieht sich nach Schwarz daher einer gängigen Planungsstrategie, die sich auf Statistik und formale Anliegen beruft. Diesen Idealen zu folgen hätte nur die Konsequenz, dass sich in den Städten ein „Mißwuchs“ ausbilde, in dem sich eine „krankhafte Aufblähung des sogenannten Verkehrs und des Berufssportes“<sup>148</sup> abzeichne. Vielmehr sei Städtebau, „gerade wenn er sein eigenes Wesen richtig versteht, ein Spiel mit Utopien“<sup>149</sup>, die er freilich im Religiösen, im Verlangen nach einer „Stätte der Bildung“<sup>150</sup> verankert sah. „Bildung aber tiefer verstanden als ein Selbstwerden, ein Menschwerden, ein Werkwerden, ein Dingwerden, ein unbehelligtes und unbeeängstigt Sichdarstellen in einer gebildeten Form.“<sup>151</sup>

Für den Wiederaufbau von Köln bot Schwarz aus dieser Grundsatzbetrachtung heraus den Begriff der „Hochstadt“ an. Ein Gedanke, der in diesem Begriff transportiert wird, ist das, was er im obigen Zitat mit dem Mütterlichen einer Stadt ansprach. Konkret sollten sich in einem „Kölner Städtebund“ die Stadtteile, mit jeweils ein oder zwei „Kirchspielen“, in einer Stadtlandschaft formieren, wobei jede dieser Einheiten ca. 10.000 Einwohner haben sollte. Im Zentrum der gebauten Stadtanlage wie auch der Idee, stand die historische Innenstadt zwischen Dom und St. Maria im Capitol, der eigentlichen „Hochstadt“. Dieser Teil sollte wieder aufgebaut werden und den „hohen, kostbaren Dingen“<sup>152</sup> vorbehalten bleiben. Die Hochstadt stellte „das edle Haupt“ dar, „wo die ganze Landschaft in die hohe Bereiche hinaufreicht, ins Ungemeine, das zu leisten ihr eigenster Sinn und Auftrag ist und um dessen willen sie ganz eigentlich da ist“<sup>153</sup>. Für die zivilisationskritische Haltung von Schwarz hieß dies, dass in diesen

Bereichen ein anderer Umgang mit der Technik, insbesondere dem Verkehr zum Tragen kommt. Denn diesen soll der Mensch beherrschen und den Verkehr auch ausschließen können, um in diesem Bereich nach Formulierung von Harald Ludmann und Kurt Jatho „als Mensch zu Hause zu sein“<sup>154</sup>. Darüber hinaus gab es nach deren Formulierung auch außerhalb der Altstadt „hochstädtische Werke“, die den „Außenstädten Sinn und Inhalt“<sup>155</sup> geben sollten.

Nachdem Schwarz 1952 seine Arbeit als Generalplaner abgeschlossen hatte, zog er allerdings ein etwas zurückhaltendes Fazit von der Leistung der Wiederaufbaugesellschaft.<sup>156</sup> Nun war die Kölner Planung aus seiner Sicht „bescheiden und behutsam“ gewesen, „ihr Grundgedanke: Köln soll werden was es ist und je war. Für utopische Pläne fehlten alle Voraussetzungen, die geistigen, völkischen, rechtlichen und geldlichen. Also vertraute man sich den Heil- und Wuchskräften dieses zerfetzten Stadtleibs an und verzichtete auf hochfliegende Idealpläne.“<sup>157</sup> Auch sonst schwang bei den Erklärungen auf einmal ein pragmatisch klingender Unterton mit: „Im Übrigen machte man aus der Not eine Tugend. So etwa, als man sich entschloss, die altertümlichen Kaufstrassen zu lassen wie sie waren, schmale behagliche Wege, und keine Boulevards aus ihnen zu machen, sie aber den Fussgängern vorzubehalten und rückwärts mit Beschickungsstrassen zu hinterlegen.“<sup>158</sup> Hatte er sich im Laufe der stadtplanerischen Tätigkeit von seinen anspruchsvollen Idealen entfernt? Hatte er sich der Kongruenz des Menschen zur Erde, der Korrespondenz einer „inneren“ und „äußeren Landschaft“, dem ungeistigen Aufbau der Städte im Zeichen des Wirtschaftswunders geschlagen gegeben? Verlor für Schwarz Anfang der fünfziger Jahren womöglich der Ort als Grund für das Bauen an Bedeutung?



37

Stadtplanung Köln

### Zweites Darmstädter Gespräch 1951

Drei Jahrzehnte nach Kriegsende sollte Norberg-Schulz dem Wiederaufbau deutscher Städte quittieren, dass der *genius loci* von den Planern zu wenig berücksichtigt wurde. Diese Kritik mag pauschal gerechtfertigt sein, für die Beiträge zum Kirchenbau in den ersten Nachkriegsjahren gilt dies jedoch nicht. Bei dieser Bauaufgabe war die Suche nach dem *genius loci* ein zentrales Thema. Dabei hat die Bedeutung des Ortes für das Bauen im christlichen Kirchenbau Tradition und wurde nicht zuletzt durch die Zerstörung der Kirchen und die Überlegungen zum Wiederaufbau erneut zu einem wesentlichen Anhaltspunkt. Die nach 1945 allgemein drängende Frage nach dem Geistigen des Bauens läßt sich auch in der Ermittlung einer geistigen Identität des Ortes festmachen, die allerdings bei vielen Planern nur in eine allgemeine Stadtkritik mündete. So mag auch die Wertschätzung, die Heidegger von Architekten nach seiner Rede beim zweiten „Darmstädter Gespräch“ 1951 entgegengebracht wurde, auf diesem Interesse gründen. Heidegger hatte seine Kritik an Großstadt und Technik anhand eines Schwarzwaldhofes verdeutlicht, mit dem er seine Vorstellung illustrierte, wie sich der Mensch durch Bauen auf der Erde eingerichtet habe. „An einem *gewesenen* Wohnen“ stellte Heidegger dar,



„wie es zu Bauen vermochte“<sup>159</sup>. Das ursprüngliche Wohnen des Menschen auf der Erde fand im Gegensatz zu den modernen Bauten in einem „Geviert“ seine Entsprechung, „die Inständigkeit des Vermögens, Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen, einfältig in die Dinge einzulassen,“ hatte „das Haus errichtet“<sup>160</sup>. Mit dieser, Heidegger eigenen, poetischen Bildkraft, weitete er auch den Begriff des Bauens, das „in sich selber bereits Wohnen“<sup>161</sup> sei. „Das Bauen errichtet Orte, die dem Geviert eine Stätte einräumen.“<sup>162</sup> „Der Wesensvollzug des Bauens“ ist bei ihm „das Errichten von Orten durch das Fügen ihrer Räume“<sup>163</sup> und „demnach empfangen die Räume ihr Wesen aus Orten und nicht aus 'dem' Raum“<sup>164</sup>. Die Kritik von Heidegger am Bauen, mit der er in der Nachkriegszeit von einem rational technischen Verständnis wegdachte und eine Begründung im Ort suchte, war indes keine originelle Nachkriegsleistung von ihm, auch wenn er mit seinem Vortrag zweifelsfrei einen gewichtigen architekturtheoretischen Beitrag geleistet hat.

Denn einen gleichfalls restaurativen Versuch, das Bauen wieder als ein mit dem Ort verbundenes Phänomen zu verstehen, waren nach dem Krieg schon Architekten wie Schwarz und Bartning angegangen. Mit dem Kirchenbau hatten sie einen bestmöglichen Bautyp, um das Bauen von einer Zweck-Mittel-Relation zu lösen und zu zeigen, dass das Bauen wesentlich im Menschsein verankert ist. Demnach liegt fest verbunden im göttlichen Gefüge eine Begründung des Bauens, wonach der Mensch sich vor dem Bauen erst auf der Erde verortet.

Bartning, der verantwortliche Organisator des zweiten Darmstädter Gesprächs, hatte nicht nur Heidegger, sondern auch Schwarz zu einem Vortrag eingeladen. Allerdings konnte Schwarz mit seinem Beitrag keinen ähnlich nachhaltigen Erfolg erzielen wie Heidegger. Vielleicht war sein Anspruch zu groß, „das Anliegen der Baukunst“<sup>165</sup> in einen kurzen Vortrag zu packen. Neben seiner Kritik an den Entwicklungen der Moderne, die er wieder an einer falsch verstandenen „Sachlichkeit“ festmachte, ging er indirekt auf die ein Jahr zuvor geführte Diskussion um Abstraktion ein, kritisierte die wieder aufkommende ästhetische Vorrangstellung der Fotografie und verband zudem seine moralisierende „Hingabe, einer vorbehaltlosen Dreingabe des einzelnen in das Gemeinsame“<sup>166</sup> mit seiner ihm eigenen Polemik, die einiges Gelächter beim Publikum hervorrief. Anstatt die Zeit zu nutzen, um sein These auszuführen, „dass man ein Ding immer nur in sich selbst, in dem, was es eigentlich braucht, realisieren kann, indem man jeweilig Höheres hinzutut“, verzettelte er sich in Seitenhiebe gegenüber aktuellen Gemeinplätzen wie Sozialismus, Sachlichkeit, Säkularisierung und Ästhetizismus. Aus heutiger Sicht ließe sich sogar der Eindruck gewinnen, dass die darin zu erkennenden Spuren von Rechtfertigung und Verteidigung bereits eine Vorahnung auf die Reaktionen der von Schwarz angefachten „Bauhaus-Debatte“ waren. Darin sollte zwei Jahre später die Kritik von Schwarz am Bauhaus in einen öffentlich ausgetragenen Disput kulminieren. Der Vorwurf von Schwarz an das Bauhaus, „dass sie ihr fröhliches Tun als den Ausfluß einer sehr unerfreulichen und sehr finsternen materialistischen Weltanschauung zurechtfälschten“<sup>167</sup>, war ein „Stoß ins Wespennest“<sup>168</sup>, bei dem Schwarz zwar nicht gerade als Ver-



38

Martin Heidegger

lierer hervorging, aber durch seine antisäkularisierende Haltung und seine provozierende Polemik die Rolle des Nonkonformisten zugeschoben bekam und von einigen Architekten gar als missfällig Geächteter ins Abseits gedrängt wurde. Der von Schwarz namentlich angefeindete Gropius, Schlüsselperson der Schwarz'schen Anklage, verwies ihn ebenso bissig auf die Position des aufrührerischen Nestbeschmutzers, des „rebel-rouser's“<sup>169</sup> und „Botokuden“<sup>170</sup>.

Vielleicht hätte es Romano Guardini in Darmstadt geschafft, die Bedeutung des Ortes für das Bauen in einer Art und Weise zu vertreten, die Schwarz geistesverwandt gewesen wäre und zugleich einen Gegenpart zu Heidegger gebildet hätte. Bei ihm wäre der Zusammenhang von „Mensch und Raum“ stärker im mittelalterlichen „ordo“ eingebettet gewesen, als im Heidegger'schen „Geviert“. Inständig hatte Schwarz ihn noch im April 1951 darum gebeten, sich „die Sache mit der Absage noch einmal zu überlegen“<sup>171</sup>. Schwarz ließ ihn mittels eines Briefes wissen: „Mir persönlich würde es gar nicht passen, wenn Herr Heidegger mit einigen haarscharf neben das Ziel gezielten Definitionen das Gespräch statt in den wohnlichen Hafen in die Einöde seines Denkergeistes steuern würde.“<sup>172</sup> Aber wer wollte, hatte die Bedeutung des Ortes für das Bauen schon einige Jahre zuvor bei Schwarz, in dessen Buch „Von der Bebauung der Erde“<sup>173</sup> lesen können. Darin hatte er den Findungsprozeß eines Ortes als Kongruenz einer „inneren“ und „äußeren Landschaft“<sup>174</sup> beschrieben. Immer dann, wenn sich für Menschen an einer Stelle auf der Welt „Innen- und Außen-erde, Landschaft der Seele und der Natur übereinkommen und sich Erde in Erde vermählt, da wird große Geschichtsform. Das Volk legt seine Seele in den Heimatboden und beide werden ein Leib.“<sup>175</sup> Dieser Akt war bei Schwarz ein Mysterium, denn „geheimnisvolles geschieht, wenn ein Volk sich ansässig macht“<sup>176</sup>.

### **„Baumeisterlich sprechen heisst entwerfend sprechen“**

Zu jener Zeit, als das Buch „Von der Bebauung der Erde“ erschien und Schwarz sich den städtebaulichen Fragen Kölns widmete, erhielt er das Privileg, an Exkursionen ins Ausland teilzunehmen. Als Leiter der neuen Kölner Stadtplanung war er auf Einladung der englischen Regierung im März 1949 mit fünf weiteren Stadtplanern zu einer Studienreise in England unterwegs, wovon er kurze Zeit später in der Zeitschrift „Die Neue Stadt“<sup>177</sup> ausführlich referierte. Bei Gelegenheiten wie diesen bediente sich Schwarz einer beinahe zynischen Ironie. An der Stelle des Berichts, als die Studiengruppe auf der Rückreise wieder in Deutschland eintrifft, sind die Reisegefährten „bestürzt und traurig“<sup>178</sup> angesichts der Zerstörung. Nicht so Schwarz, sein Kommentar ist lapidar und bagatellisierend: „Ich kann mich dem nicht ganz anschließen, hier hat man eben Krieg gespielt, und kein vernünftiger Mensch kann erwarten, dass so etwas nach drei Jahren vergessen ist.“<sup>179</sup>

Als Schwarz in der nächsten Ausgabe des Heftes von der einige Wochen später stattgefundenen Studienreise durch Frankreich berichtete, schilderte er geringschätzig den Besuch im Atelier von Le Corbusier.<sup>180</sup> In diesem „mehr einer Galeere als einem Atelier“ ähnelnden Büro arbeiteten

„seine 32 Adepten“ aus „allen Völkern der Erde“<sup>181</sup>. Auf die Erläuterungen Corbusiers, dass er „seit 30 Jahren an einem neuen Maßstab arbeitet [...], der aus dem menschlichen Körper entwickelt ist“, machte sich Schwarz lustig und antwortete, „dass wir unsere Entwürfe überhaupt nicht mit dem Maßstab, sondern mit dem Bleistift anzufertigen pflegen und hier und da einmal nachmessen.“<sup>182</sup>

Wie sollen die unterschiedlichen Sprachstile von Schwarz verstanden werden? Offensichtlich war die sprachliche Bandbreite bei ihm weit angelegt und er paßte sie den jeweiligen Einsätzen und Intentionen an. So reichte die Ausdrucksweise von einer mystisch bildhaften, poetischen Feierlichkeit seiner Buchtexte, die vielen Lesern verschlossen blieb und ihm nicht zuletzt deshalb auch die Titulierung des „rheinischen Mystikers“<sup>183</sup> einbrachte, bis zu einer klaren, ironischen Schärfe im Gespräch, bei Berichten und Kommentaren. Die zitierten Texte deuten sowohl von dieser komplexen Gedankenwelt, die Grundlage für seine architekturtheoretischen Überlegungen war, wie auch von seiner frechen Polemik. Ironische Spitzen wie gegen LeCorbusier lassen sich einesteils als Urteil auf bestimmte gesellschaftliche oder architektonische Sichtweisen verstehen, andererseits lässt sich daran erkennen, dass Schwarz die Ausdrucksweise seiner Texte vom Einsatz und der Intention abhängig machte. Überdies mögen gerade in der problematischen Nachkriegszeit einige verbale Ungeschicklichkeiten die Funktion eines Selbstschutzes übernommen haben. Aber warum verwandte Schwarz in seinen architekturtheoretischen Beiträgen nicht „eine Sprache“, insbesondere - was oft kritisch hinterfragt wurde - eine „verständliche“, mithin „populäre Sprache“? Wie sind solche Unterschiede in der Sprachwahl zu verstehen und welche Hinweise für sein Verständnis von Architektur läßt sich daraus ableiten?

1947 äußerte sich Schwarz in einem Brief an Walter Dirks zu diesen kritischen Fragen, die vermutlich häufiger an ihn herangetragen wurden. Als in diesem Jahr nämlich die Redaktion der „Frankfurter Hefte“ erwog, einen Text von Schwarz abzudrucken, fügte Dirks in einem Brief an Schwarz fast beiläufig eine Bemerkung an, die dieser zum Anlaß für ein gesondertes Antwortschreiben nahm. Dirks hatte Schwarz damit konfrontiert, dass es ihm „ein gewisses“, ihn „immer wieder beunruhigendes Rätsel“ sei, dass Schwarz in allen seinen „öffentlichen Äusserungen eine ausgesprochen ‚pathetische‘, ‚hohe‘ Sprache“ spreche, in seinen „privaten Äusserungen aber Sarkasmus, Ironie, Skepsis, Kritik, Humor, Rationalität den Hauptton bestimmen“<sup>184</sup>. Dirks schlug Schwarz daher indirekt vor: „Ich könnte mir denken, dass etwas Grossartiges dabei herauskäme, wenn es gelänge, diese beiden Hälften der Kugel zusammenzufügen.“<sup>185</sup>

Dieses kritische Urteil ist umso bemerkenswerter, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Dirks Theologie studiert hatte und nach dem Studium Sekretär bei Guardini war. Demzufolge brachte er nicht nur sprachliche und inhaltliche Kompetenz, sondern auch freundschaftliche Gewogenheit in die Beziehung ein. Die Antwort von Schwarz kam prompt und heftig. Dieser betonte zunächst den Unterschied vom gesprochenen und geschriebenen Wort. Während „die Worte des Gespräches entstehen und zerge-

hen ineinander“, würde die Sprache „durch die Tatsache des Druckes und der Veröffentlichungen eine Wesenswandlung und damit eine Gestaltwandlung“<sup>186</sup> erfahren. In gedruckter Form sei das Wort „‘gesetzt’: es bleibt. Das veröffentlichte Wort unterliegt dem Wandel ins Öffentliche d.h. es muss objektiv und endgültig werden. Diese doppelte Veränderung der Sprache ins Endgültige und Objektive muss doch notwendig das Wort zur in sich beruhenden Gestalt ‘erheben’: die Sprache wird zur ‘Hochsprache’.“<sup>187</sup>

Dies schien Schwarz „so selbstverständlich“, dass er den Spieß sogar umdrehte und Dirks zu verstehen gab, dass er es nicht begreife, „wieso man anderer Meinung sein kann“<sup>188</sup>. Darüber hinaus maßregelte Schwarz seinen Briefpartner, bekundete, dass er die Sprache „eurer Werkhefte im allgemeinen und Deine eigene ziemlich scheusslich“ findet „und zwar deswegen, weil sie in unzulässiger Weise durch die Mode, ihr einen wissenschaftlichen Anklang zu geben, verdorben ist.“<sup>189</sup> Mit diesem Vorwurf eines Sprachzerfalls begründete Schwarz seine Sprachskepsis und machte zugleich deutlich, dass sich seine Kritik an der Moderne bis in die Sprache zog. Die Rationalisierung und Verwissenschaftlichung des Lebens habe die Inhalte und Bedeutung der Sprache beschädigt, die Menschen hätten sich von ihrer eigenen Sprache entfremdet. Zwar sei „die wissenschaftliche Sprechweise zu einem sehr geschliffenen Werkzeug der wissenschaftlichen Untersuchung geworden, dessen Präzision bestechen“ könne, aber man müsse diese Sprache „endgültig auf ihren Wirkungsbereich“<sup>190</sup> einschränken. Analog zu seiner Kritik an der „Sachlichkeit“, die durch das rationalistische Streben nach dem Zweck die moderne Architektur in eine „Krisis“ geführt habe und deshalb durch eine „Dinglichkeit“ ersetzt werden sollte, um eine „Wiedergeburt der Baukunst aus der Armut“<sup>191</sup> zu erleben, sollte die Sprache auch von ihrer engen Begrifflichkeit befreit werden und durch eine „Hochsprache“<sup>192</sup> ersetzt werden. Der „gute Baumeister“ hat nach der Überzeugung von Schwarz dementsgegen „seine besondere Art, über die Dinge zu sprechen. Er nennt sie, und auf einmal sind sie über und über voll von Möglichkeiten. Er redet sie an und sie tun sich auf, sie werden zutraulich und beginnen beinahe von selbst, sich zu bewegen und zu fügen.“<sup>193</sup> Das heißt, die der Architektur angemessene Sprache ist nicht die logisch-analytische, mit der wissenschaftlich - nach Schwarz „pseudo-wissenschaftlich“ - die Inhalte der Architektur beschrieben werden, sondern eine bildreiche, metaphorische, unergründliche und unerklärbare Sprache, die „voll von ermunternden und anweisenden Ausdrücken, von Worten“ sind, „die sich wie helfende Hände unter die Dinge legen“<sup>194</sup>. Die Gedanken in dieser Sprache niederzuschreiben wurde in der Moderne verlernt - und damit auch ein gesamtheitliches Denken, was den mittelalterlichen Baumeister vom modernen Architekten unterscheidet. Dieser sei allenfalls noch fähig, „gelehrte Schriftstellerei“ zu verfertigen, aber „die baumeisterlichen Worte“<sup>195</sup> fallen ihm aus. Die Sprachkritik bei Schwarz mündete demnach nicht in eine grundsätzliche Abweisung der Sprache, sondern in die Besinnung auf einen vormodernen Sprachgebrauch, als die Bücher noch „erbaulich verfaßt“ wurden, „gute, erfahrene Bücher zum Tun, die sich ehrlich und im Angesicht der Ewigkeit um die Frage mühen

und sorgen, was wir denn tun sollen“<sup>196</sup>. So war denn auch sein Credo für das Bauen: „Baumeisterlich sprechen heißt entwerfend sprechen“<sup>197</sup>.

Dieser Exkurs zum Sprachverständnis von Schwarz zeigt nicht nur seine kritische Haltung gegenüber den Entwicklungen in der Moderne und seine Affinität zum Mittelalter, sondern zeugt auch von der Durchdringung dieses Denkens, mit dem er versuchte, sich den Ausdifferenzierungsprozessen der Moderne zu verweigern. Sein hierarchisches Weltbild, das immer noch bestimmt wurde von nach göttlichem Prinzip sinnvoll strukturierten Ordnungsstufen, sind Theorie und Praxis in der Architektur genauso wenig disparate Teile, wie Sprache in seiner bildgewaltigen Wirkung nicht gegen das Bild steht, sondern mit seiner Bildhaftigkeit eine Entsprechung in der „Hochsprache“ findet. Seine Anstrengung die Sprache wieder auf ihre „erbauliche Erfassung“ zurückzuführen, ließ ein geschriebenes Werk entstehen, in dem implizit und explizit das Bildhafte befürwortet und gegen den Versuch gestellt wurde, „der Welt durch Begriffe habhaft zu werden“<sup>198</sup>. Denn darüber haben wir vergessen, „dass die Bilder stärker, wirklicher und genauer sind“<sup>199</sup>. Diese Sprachreform, mit der Schwarz eine „erbauliche Sprache“ in die Architekturgeschichte der Moderne einbrachte, läßt sich angesichts ihrer Bildhaftigkeit und regressiven Strategie - wie Wolfgang Pehnt meinte - als „einfach“ verstehen, mit der Sprache und Bilder gleichsam dazu dienen, „die Dinge zu ihrem Eigentlichen zu bringen“<sup>200</sup>. Aber Pehnt hob auch das Unverständnis hervor, mit der diese Sprache, deren „Kostbarkeit und Dunkelheit sich dennoch nicht jedem erschließt“<sup>201</sup>, kommentiert wurde. Und zwar nicht von feindselig eingestellten Kritikern, sondern genauso von nahen Freunde und Weggefährten. Vor Dirks hatte auch schon Böhm nach der Lektüre von „Wegweisung der Technik“ Schwarz geschrieben: „Es ist wirklich unsterblich und wieder einmal so gelehrt, daß ich dasselbe nur in geringen Mengen verdauen kann“<sup>202</sup>. Sogar sein geistiger Verbündeter Guardini gab ihm für „Vom Bau der Kirche“ zum Geleit: „Mehr als einmal schien mir, man müßte die tiefen Gedanken dieser Schrift in eine ganz einfache Sprache übersetzen können.“<sup>203</sup> Daneben schrieb der sprachgelehrte Guardini auch davon, dass man „kaum etwas vorbringen“ könne, „wenn gesagt würde, es blieben mehr Unklarheiten zurück, als bei einem solchen Gegenstande gut sei“<sup>204</sup>. Aber sein Vorschlag, dass dieses Buch nicht nur gelesen werden solle, sondern „meditiert“ und es Wert sei „auf die verschiedenen Wege des Daseins mitgenommen zu werden“, erreichte nach 1945 nicht das Ziel, das er diesem Buch, respektive den Schriften von Schwarz zu maß. Letztlich war Rudolf Schwarz - wie Friedrich Achleitner es in Bezugnahme auf die Rezeption seiner sprachlichen Beiträge formulierte - mit Beginn der fünfziger Jahre „auf der Seite der Verlierer, dazu war sein Denken zu komplex und auch, sagen wir es ruhig, zu esoterisch“<sup>205</sup>. Da nutzte es dem „rheinischen Mystiker“ nach Ansicht Achleitners auch nichts, dass er mit seinen Beiträgen eine spätere Kritik an den „städtebaulichen Utopien und der technokratischen Architektur“<sup>206</sup> der folgenden Jahrzehnte vorwegnahm.

## Wiederaufbauten, Neubauten und Notkirchen

Parallel zu den landesplanerischen und theoretischen Überlegungen entstanden in Lothringen auch Pläne zum Wiederaufbau der zerstörten **Schloßkirche in Johannisberg** im Rheingau. Die Kirche war im 12. Jahrhundert als dreischiffiger romanischer Bau errichtet und im 18. sowie im 19. Jahrhundert grundlegend umgebaut worden. Nach einem Luftangriff 1942 war die Kirche völlig ausgebrannt. Aus Frankreich sandte Schwarz im Februar 1944 Pfarrer Neuroth vier Varianten für den Wiederaufbau zu, die er in einer vierseitigen Anlage erläuterte.<sup>207</sup> Darin bekundete Schwarz, dass er „weder die romanischen noch die barocken Formen imitierend fortsetzen“ wolle, sondern schlug eine „gute neuzeitliche Gestaltung“ vor, die „zu beiden Stilsprachen gut hinzupassen“<sup>208</sup> würde. Zwar ähnelt das Ergebnis schließlich stärker der ursprünglichen romanischen Form, aber Schwarz hatte sich zum damaligen Zeitpunkt vorgenommen: „Die allgemeine [sic!] Haltung des Neubaus denke ich mir neuzeitlich.“<sup>209</sup> Schwarz führte die Gesamtform und die einzelnen Elemente auf ihre typologischen Merkmale zurück. Die zum Teil zerstörten Querschiffe, in denen sich vor der Zerstörung Nebenräume befanden, wurden auf die Höhe des Hauptschiffes hochgezogen, dem Kirchenraum zugeschlagen und zu den angrenzenden Nebenschiffen geöffnet. Die über einen Meter hohe Anschüttung im Innern der Kirche ließ er wieder bis zu den Basen der Pfeiler abtragen. Die die Längsschiffe trennenden Arkadenbögen wurden „ohne alles Profil“ ausgebildet, weil - wie Schwarz argumentierte: „Die romanischen Profile sind sowieso zerstört und die barocken möchte ich an dieser Stelle nicht beibehalten.“<sup>210</sup> Dadurch entstand für die Bögen wie auch für die Öffnungen in den Außenwänden die Wirkung, als wären sie „wie mit dem Messer aus der Wand herausgeschnitten“<sup>211</sup>. Diese Betonung des massiven Baukörpers und seiner Komponenten wurde kontrastiert durch die frei eingestellte Fürstenloge. Die sollte „ganz licht und leicht in den Raum hineingestellt werden, viel Glas und dünnes Sprossenwerk, damit der Raum nicht durch den schweren Emporeneinbau leidet.“<sup>212</sup> Wie schon bei der Fronleichnamskirche wollte Schwarz anfänglich die Wand- und Deckenfläche im Inneren wieder in weiß. Der Bau sollte „in allen seinen Teilen weiss wirken.“<sup>213</sup> Die zu diesem Zeitpunkt gedachte Decke „als flachgewölbte, schneeweiße und durchgegliederte Tonne“<sup>214</sup>, wurde später jedoch als ebene Holzdecke mit sichtbaren Balken ausgeführt. Durch diese Änderung setzte sich die Decke von der Wand wieder ab, die architektonischen Elemente Boden, Wand und Decke grenzten sich stärker voneinander ab und wurden in ihrer jeweiligen Bedeutung für die Raumwirkung gestärkt.

Nachdem Schwarz Anfang 1946 wieder heimgekehrt war, stellte er sich prompt auf die gegebenen Umstände ein. Am 10. Februar 1946 verfasste er mehrere Briefe, in denen er mit unterschiedlichem Wortlaut den Empfängern von den zurückliegenden Ereignissen berichtete, nicht ohne dem einen oder anderen - direkt oder andeutungsweise - zu unterbreiten, dass er an Aufträgen interessiert sei. Dabei konnte er es in einigen Briefen auch nicht lassen, Kollegen mißgünstig der Übernahme „seiner Aufträge“ zu



<sup>39</sup> Rudolf Schwarz: Wiederaufbau der Schloßkirche in Johannisberg/Rheingau, 1943-51



<sup>40</sup> Rudolf Schwarz: Innenraum der wiederaufgebauten Schloßkirche in Johannisberg/Rheingau, 1943-51

bezichtigen.<sup>215</sup> Allerdings zeigte sich schnell, dass er sich um Aufträge keine Sorgen machen mußte, zumal er durch seine Reputation und Kontakte beruflich schnell wieder Fuß fassen konnte. Die Situation brachte es zudem mit sich, dass diese Kriterien für Auftragserteilungen wichtiger waren, als die konventionellen Vergabewege durch Wettbewerbe und Gutachten, die sich erst später wieder etablieren konnten.

Dementsprechend konnte Schwarz schon wenige Wochen nach seiner Rückkehr Dekan Robert Grosche in einem Brief dafür danken, dass sich dieser dafür eingesetzt habe, dass Schwarz sich für „die eine oder andere der alten Kirchen“<sup>216</sup> einbringen soll. Schwarz hatte diese Fürsprache von Grosche in einem Gespräch mit dem Architekten Willi Schorn erfahren. Dieser wiederum zeichnete sich unter anderem für den Wiederaufbau von Groß St. Martin verantwortlich und hatte sich wegen der Verteilung der Aufträge gegenüber Schwarz dahingehend geäußert, dass „die Sache“ sich „irgendwie machen lasse, zumal die Vertragslage der Architekten ungeklärt und einige mit solchen Bauten in Köln übersättigt seien“<sup>217</sup>. Schwarz sagte ihm darauf, dass er „nicht oder vielleicht noch nicht ‘bedürftig’ sei und also auch ohne solche Aufgaben ganz nett lebe, dass es mir sicher aber eine grosse Freude wäre, derart an der Wiedererstellung meiner Heimat mitzuwirken.“<sup>218</sup>

Neben den weitreichenden städtebaulichen Wiederaufbauplanungen für Köln erhielt Schwarz in Folge zahlreiche Aufträge zur Wiedererrichtung zerstörter Kirchenbauten. Da am Jahresanfang 1947 auch noch der Entwurf für den Wiederaufbau der Paulskirche in Frankfurt anstand, „welche ein ragendes Denkmal unserer schüchternen neuen Demokratie werden“<sup>219</sup> sollte - hatte Schwarz sowohl in der Wiederaufbau-Gesellschaft, wie auch in seinem Atelier alle Hände voll zu tun. Doch selbst das füllte ihn noch nicht aus. Dessenungeachtet versuchte er über Veröffentlichungen, Vorträge und später auch wieder durch Lehrtätigkeiten seine Standpunkte einem größeren Publikum zu vermitteln. Daneben engagierte er sich auch direkt in Ausschüssen und Gremien von Zeitschriften, als einem der wichtigsten Medien jener Zeit. Etwa als ständiger Mitarbeiter der „Hefte für Baukunst und Werkform“, wie auch beim Versuch einer Neugründung der katholischen Zeitschrift „Die Schildgenossen“, zu der es in dieser Form jedoch nicht mehr kam.<sup>220</sup> Die damit verbundene arbeitsintensive Inanspruchnahme schien ihn eher beflügelt als gehemmt zu haben. Im Oktober 1946 berichtete Schwarz in einem Brief an Alfons Leitl von einem Gespräch, das er mit seinem Kollegen Wilhelm Riphahn geführt hatte und in dem dieser die Meinung vertrat, „in Köln gebe es so viel zu tun, dass wir alle für drei Menschenleben Arbeit genug hätten“<sup>221</sup>. Vier Monate später sah sich Schwarz in der Lage, sich „nicht allzusehr anzustrengen [zu] brauchen“ und sich „hübsche Sachen aussuchen [zu] können“<sup>222</sup>. Die Aufträge waren zu diesem Zeitpunkt bereits so umfangreich und vielfältig, dass Schwarz gegenüber Mies van der Rohe sogar vermutete, dieser könne meinen, „es wäre besser, eine Sache gut und sauber durchzuführen statt so viele nebeneinander hinzuquälen“, aber Schwarz fürchtete, dass Mies „auch das von drüben nicht ganz verstehen“<sup>223</sup> könne.



41 Arbeitsgemeinschaft Schwarz/Schaupp/Krahn/Blanck: Foyer der wiederaufgebauten Paulskirche in Frankfurt am Main, 1948



42 Saal der Paulskirche

Bei den von Schwarz in den Nachkriegsjahren realisierten Wiederaufbauten und Umbauten von Kirchen und Kapellen im Erzbistum Köln fällt auf, dass keine **Notkirchen** dabei sind. Er hatte kein eigenes Konzept für eine serielle Fertigung von Notkirchen erarbeitet und war dahingehend also nicht das Pendant zu Otto Bartning auf der katholischen Seite. Tatsächlich findet sich in seinem Werkverzeichnis, neben dem ersten Bauabschnitt von St. Mechtern in Köln, wo der Kellerraum als Notkirche deklariert wurde, sogar nur ein Entwurf, der als Notkirche bezeichnet wird.<sup>224</sup> Es stellt sich daher die spekulative Frage, warum er nicht wie Otto Bartning den Kirchennotstand der katholischen Kirche durch ähnliche Maßnahmen zu beheben versuchte. An Kompetenz und persönlichen Kontakten hatte es ja nicht gelegen.

Ein Grund mag in der Struktur und Organisation der katholischen Kirche liegen. Im Gegensatz zur zentralen Struktur der evangelischen Kirche, die mit dem Hilfswerk eine Einrichtung hatte, die in allen Besatzungszonen aktiv war, arbeiteten die katholischen Diözesen im Kirchenbau eher unabhängig voneinander in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich. Seine Überlegungen zum Ort, zur Heimat und Hochstadt haben überdies deutlich gemacht, welche Bedeutung es für ihn gehabt haben muß, wieder in seiner rheinischen Heimat zu agieren. Gerade hier stand nicht nur für ihn außer Frage, dass die zerstörten Kirchen wiedererstehen mussten. In Köln wurde die Zerstörung der Kirchenbauten mit der sonstigen baulichen Situation der Stadt und der mentalen Verfassung der Menschen gleichgesetzt, woraus sich die Zukunft der Stadt auf das Engste mit dem Zustand der Kirchen verband. Die Verantwortlichen der Vortragsreihe „Kirchen in Trümmern“, eine Veranstaltung im Winter 1946/47 zur Klärung der Zukunft zerstörter Kirchenbauten, waren der Meinung, dass diese Sinnverwandtschaft virulent war: „Alle wußten es, auch die Nichtgläubigen ahnten es, in ihren Kirchen lebte die ganze Stadt, in ihrem Schatten war sie groß geworden, mit ihren Trümmern drohte sie unterzugehen.“<sup>225</sup> Und diese Bedrohung war in Gegenwart der Trümmerberge eine wirkliche Herausforderung. Auch dahingehend ist es verständlich, dass sich Schwarz mit seiner Arbeit auf die Region beschränkt wissen wollte, die er als sein Wirkungskreis verstand und nicht den Wiederaufbau eines ganzen Landes in den Vordergrund stellte, was in seiner Faßbarkeit ohnehin nur schwer vorstellbar war.

Des Weiteren hatte er 1927 in „Das Gesetz der Serie“, das Schwarz als zweites Kapitel für sein Buch „Wegweisung der Technik“ schrieb, seine Skepsis gegenüber der Serienproduktion zum Ausdruck gebracht. Trotz allem möglichen Gewinn einer Serie an „Gewalt“, „Macht“, gar „übermenschlicher Größe“ und dass sie „formenstark in Zeit und Raum“<sup>226</sup> werden könne, „verfällt das was übrigbleibt, schnell dem Verderben“, wenn „man dem Phänomen Serie seinen transzendenten Gründer und Leiter“<sup>227</sup> nimmt. So bringt nach Schwarz „Vervielfältigung - und das heißt Reproduktion - [...] Dinge und Menschen in eine merkwürdig liebeleere Sphäre. Es ist, als würden sie von ihren Wurzeln abgeschnitten. Derart enturzelt werden sie ohne Innerlichkeit und Geheimnis.“<sup>228</sup> Einige Jahrzehnte später erhärtete Rosalind Kraus diesen Wesenszug der Kopie, indem sie ihr

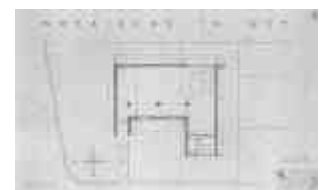


unausbleiblich eine „Entmystifizierung“<sup>229</sup> attestierte. Zur damaligen Zeit kam Schwarz aber noch zum Fazit, dass „man die neue Zeitform ‘Serie’ mutig bejahen und sich ihrer starken Bindung freuen“<sup>230</sup> darf, wenn die Menschen in der Lage seien „Abstand zu gewinnen, es zu lernen, weltüberlegen zu werden und aus der Ferne eines einsamen Raumes die Gefahren dieser Form zu überwinden“<sup>231</sup>. All das war für Schwarz freilich nur „in echter Religion“<sup>232</sup> möglich.

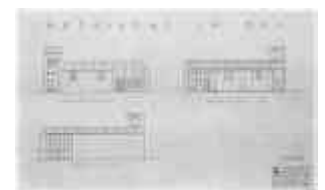
Zu guter Letzt zeigt sich, dass Schwarz grundsätzlich Interesse hatte, Notkirchen zu bauen. Dafür sprechen einige Versuche von ihm, kleinere Kirchen, Notkirchen und Behelfsbauten zu planen und zu realisieren. So schrieb Schwarz beispielsweise im Mai 1946 aus Frankfurt dem Kölner Dekan Heid über seine anstehende Anreise ins Rheinland und zeigte sich interessiert an der Planung von Kirchen und Kapellen, die durch die Ansiedlung von Flüchtlingen „in bisherigen Diaspora-Gegenden“<sup>233</sup> notwendig wurden. Angesichts der in diesem Rahmen durchführbaren Möglichkeiten waren dafür Behelfs- und Notkirchen eher zu erwarten, als Kirchen mit vergleichbar höherem Standard. Doch aus diesem generellen Ansinnen ging vermutlich genauso wenig ein Entwurf hervor, wie aus einem Anliegen, das 1949 von Pfarrer Bütfening an Schwarz herangetragen wurde. Dieser kannte Schwarz von den „Schildgenossen“ und berichtete ihm, er „habe vor einigen Monaten eine ganz arme Bergarbeitergemeinde erhalten, wo es noch an allen Dingen fehlt.“<sup>234</sup> Allerdings hatte man der Gemeinde ein Gelände zur Verfügung gestellt, auf dem sie einen Kindergarten, ein Jugendheim, eine Wohnung sowie eine Kirche errichten wollte. Unsicher fragte Pfarrer Bütfening bei Schwarz an, ob er sich unter den gegebenen Umständen die Ausarbeitung eines Entwurfes vorstellen könne. Dieser antwortete ihm kurze Zeit später, dass ihm dieser Brief eine „grosse Freude gemacht“ habe, „denn die Aufgabe, die Sie sich und mir gesetzt haben, ist wunderschön, zumal Ihre Gemeinde so arm ist“<sup>235</sup> und lud ihn herzlichst ein, ihn mit den Unterlagen zu besuchen. Ob es zu dieser Begegnung kam, ist allerdings schon nicht mehr belegt.

So bleibt bei der Suche nach einer Notkirche von Schwarz aus der unmittelbaren Nachkriegszeit alleinig ein Projekt: Der Entwurf der „**Notkirche**“ in **Hürtgenwald-Gey**. Seine Hoffnung, die „kleine, sehr hübsche Notkirche“<sup>236</sup> zu realisieren, erfüllte sich allerdings ebenfalls nicht. Der dafür bestimmte Entwurf von 1946 wurde von der Gemeinde zwei Jahre später, trotz großer Sparsamkeit und behördlicher Genehmigung, abgelehnt. Schwarz hatte einen längsgerichteten Baukörper mit flach geneigtem Satteldach vorgeschlagen. Als Appendix stand an einer Ecke ein gedrungener Turm, in den der Eingang integriert war sowie an der anderen Ecke die Sakristei. Im Innenraum hätte zwischen diesen beiden Bauteilen eine Art Nebenschiff einen Übergang zum Hauptraum gebildet. Die Bruchsteine der zerstörten Kirche sollten als Baumaterial für die Notkirche dienen und wären im Innenraum genauso sichtbar gewesen wie die Konstruktion des Satteldaches.

Zu diesem Auftrag kam es über die Vermittlung von Hans Hilger, Lehrer und Initiator der **Kapelle St. Albert** in **Leversbach**, die Schwarz 1932



<sup>43</sup> Rudolf Schwarz: Grundriss der Notkirche in Gey, 1947



<sup>44</sup> Rudolf Schwarz: Ansichten und Schnitt der Notkirche in Gey, 1947

fertiggestellt hatte. Nicht nur deshalb liegt ein Vergleich der Notkirche mit dieser Kapelle auf der Hand. Nur etwas kleiner als die Notkirche in Hürtgenwald-Gey, war auch der längsgerichtete Baukörper der Kapelle mit einem flach geneigten Satteldach versehen worden, deren Holzkonstruktion im Innern zu sehen war. Gleichfalls fügte sich ein Baukörper an die Längswand an, in dem die Sakristei unterkam. Der Altar stand abgerückt von der geschlossenen Stirnwand, die von außen durch mächtige Pfeilervorlagen abgestützt wurde. Der Altarbereich wurde seitlich von großflächigen Glaswänden belichtet, während die übrigen Wandflächen geschlossen blieben. Die massiven Wände aus gebrochenem Buntsandstein wurden innen weiß verputzt, der Boden mit schwarzem Schiefer ausgelegt. Insofern vermittelt die Kapelle in Leversbach durch die ähnlichen Proportionen, Materialwirkungen und Raumatmosphäre etwas vom angestrebten Ausdruck der Notkirche.



<sup>45</sup> Rudolf Schwarz: Kapelle in Leversbach

Wie das Projekt der Notkirche blieb auch der Entwurf einer **Pfarrkirche** für die Gemeinden in **Herkersdorf** und **Offhausen** unrealisiert, den Schwarz 1948 vorlegte.<sup>237</sup> Erhöht an einem Waldrand gelegen, sollte sich der Baukörper in die Bewegung des Geländes einfügen und die Topographie unterstützen. Den höchsten Punkt des Gebäudes hätte ein halbrunder Turm gebildet, von dem die Kirche betreten werden sollte. Ein „einfacher, rechteckiger Saalraum“<sup>238</sup> schob sich in der Planung senkrecht zum Hang in die Landschaft, so dass unter dem Altarbereich ein belichtetes Untergeschoss für den Gemeindesaal entstanden wäre. Mit dem einfachen Saalraum der Kirche wurde nach Darstellung im Erläuterungsbericht der Bezug zur „Urform des christlichen Kultbaues aufgenommen“ und Schwarz argumentierte, dass damit zugleich dem „neuzeitlichen Gemeindegefühl entsprochen“ wird, wonach „Gemeinde und Altar eine ungeteilte Einheit darstellen, die nach dem Altar hin gesteigert ist“<sup>239</sup>. Von der Gestaltung sollte sich der Baukörper „durch die Verwendung des bodenständigen Bruchstein- und Holzmaterials und durch den schlichten Ausdruck seiner inneren Gestalt gleichwohl in die Landschaft einpassen“<sup>240</sup>. So zeigen sich in den Ansichtszeichnungen insbesondere die in der Gegend gebrochenen Bruchsteine als charakteristisches Merkmal. Alle Baustoffe sollten nach Vorstellung von Schwarz „in ihrer ursprünglichen und unveränderten Form“ gezeigt werden, was hieß, „das Bruchsteinmauerwerk unverputzt und das Holz ungestrichen zu lassen“<sup>241</sup>.

Um das Gebäude finanzieren zu können, sahen die Planungen sowohl Bauabschnitte vor, wie auch versucht wurde, die Kosten „durch weitgehende Selbsthilfe der Gemeinde bei Gewinnung und Stellung der Baustoffe, bei den Flur- und Handlangerdiensten, herabzusetzen“<sup>242</sup>. Deshalb wurden auch die Konstruktionen „an allen Stellen so einfach wie möglich gehalten“<sup>243</sup>. Doch all das fruchtete nicht. Die Verhandlungen zogen sich bis in die Mitte der fünfziger Jahre hin und schließlich legte ein ortsansässiger Architekt mehrere Alternativentwürfe vor, so dass Schwarz bei der Beauftragung letzten Endes leer ausging.

### „Interpretierende Denkmalpflege“

Um im Wiederaufbau der historisch wertvollen Gebäude einerseits der geschichtlichen „Spur“, der „Überlieferung“ gerecht zu werden und andererseits den Anspruch an das Zeitgemäße nicht zu verwerfen, prägte Schwarz den Begriff der „interpretierenden Denkmalpflege“. Das war ein Mittelweg, um zwischen den denkmalpflegerischen Belangen und Neubauansprüchen zu einem eigenen Ausdruck der Zeit zu gelangen. Seine ablehnende Haltung zur Rekonstruktion von Köln und seinen Bauten, das weithin zerstört worden war, war klar und eindeutig: „Was die Stadt vorher war, wird sie niemals mehr werden können und auch nicht dürfen.“<sup>244</sup> Bei seiner Weigerung zu einer Nachbildung bezog er sich nicht auf ökonomische oder praktische Gründe, sondern auf eine Geschichtsfälschung und ausbleibende Identitätsstiftung durch zeitgenössische Generationen. So zeigte er für den Wunsch einer Nachbildung von Bauten zwar Verständnis, warnte aber eindringlich vor Rekonstruktionen, denn dabei würde nur „eine grauenhafte Attrappe, das Gespenst einer Form“<sup>245</sup> entstehen. Mit dieser Haltung positionierte sich Schwarz zwischen den zaghaften Ansprüchen einer Rekonstruktion, wonach auf der einen Seite nach Vorschlag des Kölner Diözesanbaumeisters Willy Weyres „die Denkmalpflege ihre bedeutende Aufgabe als Anwalt des Alten im Auftrage der Nation“<sup>246</sup> wahrnehmen sollte und auf der anderen Seite mit der Konfrontation von Alt und Neu, wie es der Publizist Hans Schmitt sowie der Künstler Georg Meistermann vorschlugen, wonach die zerstörten Kirchen als Ruinen bewahrt bleiben und neben ihnen „ehrlich mit den Mitteln unserer Zeit“<sup>247</sup> (Schmitt) Neubauten errichtet werden sollten. Diese Bandbreite zeigte sich in der Vortragsreihe „Kirchen in Trümmern“<sup>248</sup> durch Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, in der auch Schwarz seinen Standpunkt vortrug.

Eine der Kirchen, an denen sich die Positionen festmachten, war **St. Maria im Kapitol**, die nach mehreren Bombentreffern weitgehend in Trümmern lag und in den ersten Jahren lediglich enttrümmert wurde, bevor sie ab den fünfziger Jahren unter Verantwortung verschiedener Planer bis in die achtziger Jahre wiederaufgebaut wurde. Schwarz war zwar nicht unter den verantwortlichen Planern, aber in seinem Vorschlag zum Wiederaufbau von St. Maria im Kapitol erläuterte er seine Vorstellungen vom Wiederaufbau schwer beschädigter Gebäude. Denn im Gegensatz zu leicht beschädigten Bauten, bei denen „Zutaten aus neuem Geiste nur taktlose Störungen wären“ und deshalb restaurierend vorgegangen werden sollte, kommt bei Bauwerken, an denen „große Teile“ zerstört seien, „nur eine interpretierende Denkmalpflege in Betracht, welche den alten Baugedanken aus dem Geist und mit dem Mitteln unserer Zeit auslege“<sup>249</sup>.

Ein Punkt bei Schwarz, weshalb die Kölner Kirchen wieder errichtet werden sollten, war ihre Bedeutung für die „Hochstadt“, somit auch ihre identitätsstiftende Wirkung. Schwarz erhielt zu diesem Punkt eine Bestätigung durch den Denkmalschützer Paul Clemen, der aus der fatalen Notsituation eine Aufgabe in den Vordergrund stellte: „Das Stadtbild von gestern wieder aufzuwecken und lebendig zu erhalten, zum mindesten in seinen Hauptakzenten, daran den Anschluß zu suchen. Und zu diesen Hauptakzenten gehören auch in den schwerstbetroffenen Städten die aufra-



<sup>46</sup> St. Maria im Kapitol in Köln. Blick nach Osten in Chor und Krypta, 1946

genden Monumentalbauen, gehören die großen kirchlichen Denkmäler.“<sup>250</sup> Gleichmaßen ging es Clemens dabei nicht um eine formale Rekonstruktion. Er wollte keine „Wiederholung der äußerlichen Altertümelei“, sondern eher die „Fortsetzung einer alten Linie, der Weiterbildung der Formensprache“<sup>251</sup>. Nach seinem Verständnis von Denkmalschutz und Heimatpflege sah er im Wiederaufbau regionale Bautraditionen ebenso integriert wie moderne Standpunkte, die zu großen Industriebauten geführt hatten. Die einen orientierten sich an Tradition und landschaftlichen Gegebenheiten, die für das Rheinland „auch weiterhin das schlichte Bauen bestimmen“ werden, und für die anderen prognostizierte er einen eigenen Stil, „der aus der neuen Sachlichkeit geboren“<sup>252</sup> würde.

Schwarz hatte in seinen Erläuterungen zum Wiederaufbau von St. Maria im Kapitol hingegen deutlich gemacht, dass er beim Zeitgemäßen weniger an einen Stil dachte. Für die beiden zerstörten Apsiden und die Vierung sah er seinen Ansatz der interpretierenden Denkmalpflege, nach dem die Bauteile „aus unserem Empfinden heraus neu zu bauen“ seien, „sich hierbei aber bescheiden dem grossen Mass und hohen Anspruch des säkularen Bauwerks unterzuordnen“<sup>253</sup> hätten. Nicht nur in diesem Fall hieß die Forderung nach einem zeitgemäßen Wiederaufbau für Schwarz aber vor allen Dingen auch eines: Egal wie stark denkmalpflegerische Belange eine Nachbildung einforderten, galt es für ihn stets, den Innenraum „in Übereinstimmung mit seinem liturgischen Dienst“ zu bringen und dementsprechend eine Neugestaltung des Innenraumes umzusetzen. Darin musste auch im Fall von St. Maria im Kapitol „der Neubau vom alten Vorbild grundsätzlich abweichen“<sup>254</sup>. Was dies in gebauter Form bedeutete, konnte er in diesem Fall zwar nicht zeigen, dafür aber an manch anderen Kirchen.

Unrealisiert blieb auch der Wiederaufbau von **St. Bonifatius in Dortmund** durch Schwarz, weil der Kirchenvorstand den Entwurf 1950 mit der Begründung ablehnte „man wolle keinen modernen Bau“<sup>255</sup>. Die 1910 in neuromanischem Stil errichtete Pfarrkirche war durch die Bombardierung Dortmunds stark beschädigt worden. Schwarz ordnete den Kirchenraum neu und teilte die dreischiffige Kirche in eine Sonntags- und Werktagskirche.<sup>256</sup> Die Werktagskirche sollte im alten Chorraum unterkommen und durch eine Glaswand von der Sonntagskirche getrennt sein, die im Hauptkirchenraum eingerichtet werden sollte. Ein Arm des Querschiffes war dem Chor und der Orgel vorbehalten. Die Fenster im Obergaden wären zugemauert worden. Tageslicht wäre durch wenige, bogenförmige Fenster in den Innenraum gelangt. Von dem flach geneigten Satteldach wäre auch hier die Holzkonstruktion im Inneren sichtbar geblieben. In beiden Kirchenräumen wären die Altäre frei gestanden, so dass der Priester die Liturgie jeweils zur Gemeinde hin zelebriert hätte. Schwarz nutzte also den Wiederaufbau aus, um vorkonziliar schon die Richtlinien des Zweiten Vatikanischen Konzils einzuplanen. Das Projekt wurde 1948 in der Ausstellung „Christliche Kunst der Gegenwart“ in Köln gezeigt und stieß „auf ein reges Interesse“<sup>257</sup>. Hugo Schnell, der Rezensent der Ausstellung, lobte, dass „eine raumverschwendende Kirche der vorletzten Generation“ durch die Planungen von Schwarz „liturgisch durchformt und ins Maß gebracht“<sup>258</sup> wurde.



<sup>47</sup> St. Maria im Kapitol in Köln, 1945



<sup>48</sup> Rudolf Schwarz: Entwurfszeichnung für den Wiederaufbau von St. Bonifatius in Dortmund, 1948

## Wiederaufbau St. Anna in Düren

In jener Zeit, als Schwarz in Aachen die Kunstgewerbeschule geleitet hatte, kam er nach eigenen Angaben oftmals nach Düren, wo er die gotische Kirche St. Anna im Stadtzentrum besuchte und sie daher gut kannte. Er bewunderte ihre „alte grosse Form“<sup>259</sup> und den hoch aufragenden Turm. Dieser war für ihn wie „ein herrlicher grosser Kristall, der nur wenig und ganz in der Oberfläche verziert war“<sup>260</sup>. Ganz im Gegensatz zum Innenraum. Dort „musste man [...] von sehr Vielem absehen und sehr genau hinsehen, [...]. Man hatte an dem alten Bau zuviel herumverschönert, die Steine zeigten nicht sehr die beseelte Oberfläche der alten Steinmetzarbeit, der Boden war zu glatt, die Farben zu süß und viel Beiwerk in vermeintlich gotischen Formen war hinzugetan, und es war ohne Kraft.“<sup>261</sup> Überdies „teilte der Bau mit vielen anderen Zentralbauten des Mittelalters den Mangel, dass er liturgisch nicht als Zentralraum benutzt wurde. Der Hochaltar stand ja am Ostende und die Kreuzungsstelle war ohne gottesdienstliche Bedeutung.“<sup>262</sup>

Im Frühjahr 1946, also schon wenige Tage nachdem Schwarz nach Köln zurückgekehrt war, besuchte er abermals Düren, das sich ihm nunmehr als „menschenleere Trümmerwüste“<sup>263</sup> präsentierte. Die Bombardierung der Stadt am 16. November 1944 hatte auch St. Anna vollständig zerstört. Mächtige rote Sandsteinquader formten einen Trümmerberg, aus dem nur noch vereinzelte Mauerreste etwas von der einstmaligen Statur des zerstörten Baus erahnen ließen. Angesichts der Zerstörung war die Frage, ob es denkbar wäre, den alten Bau wiederherzustellen, rasch zu verneinen. Denn beim Anblick der Trümmer konnte sich Schwarz diese Vorgehensweise nicht vorstellen. Für ihn war „der heilige Leib der Kirche [...] tot wie all die Menschen, die darin gebetet hatten“<sup>264</sup>.

Im Gegensatz zu anderen Gemeinden in Düren blieb St. Anna zunächst ohne Pfarrer. Erst im August 1947 wurde das Amt wieder besetzt und die Gemeinde konnte ab Juni 1948 in einer provisorischen Notkirche auf dem naheliegenden Gelände des ehemaligen Waisenhauses wieder Gottesdienst feiern. Im September 1951 schrieb sie dann einen Wettbewerb unter drei Architekten aus, den Schwarz gewann. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war an einen rekonstruierenden Wiederaufbau nicht mehr zu denken. Bagger hatten den Trümmerschutt zur Seite geschoben und das Grundstück geräumt. Aber die Erinnerung an die kraftvolle Präsenz des historischen Baus wie auch die Gegenwart der roten Sandsteinbrocken wurden zu einem zentralen Entwurfsgedanken bei Schwarz und seinen Mitarbeitern. Die Symbolik der Steine nutzend, ging es ihnen darum, „die ungeheure Masse des alten Gesteins wieder in den neuen Bau einzubringen, dass die alten geheiligten Steine Baustoff eines neuen heiligen Werks werden konnten und das Alte im Neuen wieder auferstand“<sup>265</sup>. So schlugen die Verfasser einen „gewaltigen Bau ganz aus gewachsenem Stein vor.“<sup>266</sup> In Analogie zum einzelnen Menschen, der „der unschuldige und der irrende Baustein der lebendigen Kirche ist“<sup>267</sup>, sollten auch im Wiederaufbau die Mauersteine zum Ganzen der Kirche gefügt werden.

Nach zweijähriger Bauzeit entstand 1956 ein gewaltiger Baukörper, der ähnlich wie sein Vorgängerbau aus dem Stadtbild hervortritt. Nun aber



<sup>49</sup> St. Anna in Düren. Blick vom Steinweg auf die spätgotische Marienkapelle vor 1944.



<sup>50</sup> Zerstörte Annakirche in Düren (Zustand bis 1950) mit den Resten der südlichen Vorhalle.

trotz seiner Höhe von 16 Meter weniger durch seine Vertikalität, als vielmehr durch seine horizontal ausgerichtete, fensterlos monolithische Erscheinung, wobei er mit der Länge des Hauptschiffes mit 58 Meter sowie des Querarmes mit 36 Meter ähnliche Grundrißmaße besitzt wie sein Vorgängerbau. In der 1952 verfassten Baubeschreibung zum Entwurf von St. Anna wählte Schwarz die Form der Raumnotation und läßt den Leser als Besucher über den Eingang am Ende des Querarmes die Kirche betreten, wo er in eine große, niedrige Halle kommt, die sich konisch zwischen dem winkelförmigen Hochschiff befindet. Dieser Teil der Kirche sollte „vorbereitender Raum“ sein, der bei Bedarf aber auch die Hochschiffe ergänzen soll und ermöglicht, dass die Kirche größere Pilgermassen aufnehmen kann. Dieser Raum wird nur spärlich durch Lichtkuppeln in der Decke erhellt und der Besucher sieht von der Eingangshalle auf die Altarwand, „die ragende Hochwand, die im Licht steht“<sup>268</sup>. Das Licht kommt aus den Wänden oberhalb der Eingangshalle, wo der hoch aufragende Baukörper des Hauptschiffes großflächig mit Glasbausteinen abgeschlossen ist, was der Betrachter in der Eingangshalle aber noch nicht sehen kann. Vorbei am Altar der Heiligen Anna betritt er „das hohe Schiff, das ihn mit der weiten Umarmung seiner Hochwand mütterlich umfängt. Ganz an der innersten Stelle, im Winkel der Hochwand, steht der Altar, die Säulen der Halle und die Pfeiler der Glaswand sind wie ein Schleier vor dem Allerheiligsten.“<sup>269</sup> Neben dem für Schwarz typischen Bild des Menschen, der aus dem Dunkel in das Licht tritt, führt er in dieser kurzen Passage auch ein weiteres, ihm eigenes Bild an, nämlich das Wechselspiel vom Leichten und Schweren. Indem er in seinen Bildern aber die mit diesen Kategorien verbundenen Baustoffe ihrer materiellen Eigenschaften entzieht, verweigert er sich somit auch einer voreiligen Zuordnung seiner Bauten in die klassische Kategorien vom Tektonischen und Stereotomischen. Beides, sowohl die diaphane Glaswand zwischen den schlanken Stützen wie auch die geschlossene, wuchtige Mauer sollten wie ein Schutzmantel „das Volk ummanteln und ans Herz nehmen“, also einen Innenraum vom Außen abgrenzen, damit die Menschen „in ihm still und geborgen“ seien und die „irdischen Sorgen vergessen“<sup>270</sup> könnten.

Allein schon in seinen Ausmaßen war der Wiederaufbau von St. Anna ein außergewöhnlicher Bau, weswegen Schwarz sich wohl auch genötigt sah, erklären zu müssen, wie es zu dem „grössten Steinbau, der seit langer Zeit in Europa gebaut wurde“<sup>271</sup> gekommen war. Denn ein derartig monumentalen Baukörper, der beinahe ohne Fenster und Türen auskommt und auratisch im Stadtraum steht, war nicht repräsentativ für diese Zeit. Handelte es sich doch um eine Kirche, die „in Mass, Stoff und Gestalt weit über das hinausreicht, was uns sonst bei Kirchenbauten gestattet ist“<sup>272</sup>.



<sup>51</sup> St. Anna in Düren. Hauptschiff vom Markt, 1956



<sup>52</sup> Innenraum St. Anna

Verbunden mit dem verbindlichen Dank an den Bischof von Aachen für seine „hochherzige Gesinnung“, die den Bau „über das Notwendige hinauswachsen“ ließ, verband Schwarz mit St. Anna die Erwartung, „dass sie ein väterlicher Trost sein soll für das unermessliche Unglück dieser Stadt“<sup>273</sup>. Dabei wurde die monolithische, erdschwere Massivität, mit der sich der Bau im Stadtbild präsentierte, von Schwarz befürwortet, „denn unsere vermeintliche Armut zwingt uns ja meistens, leichte Baustoffe für unsere Kirchen zu nehmen und unsere fortgeschrittene Technik durchgeistigt die neuen zarten Konstruktionen“<sup>274</sup>. Demgegenüber stand St. Anna wie „ein Fels, der mitten im Vergänglichen steht und es lange überdauern wird, verlässlich und sicher im Strom der Zeit“<sup>275</sup>. Er plädierte hierin nicht pauschal für Kirchen aus Stein, aber St. Anna sollte so etwas wie eine „Gottesburg“<sup>276</sup> sein. Nicht im Sinne alter Ritterburgen, sondern wie das Vergängliche und das Dauernde als Gleichnis. Zwar besteht keine direkte etymologische Verbindung von *Burg* zu *bergen*, aber Thomas Hasler verweist zu recht auf die Nähe zu „Fels“, „Berg“ und „ragen“ - Begriffe, mit denen auch Guardini Texte von Hölderlin interpretiert hatte und mit dem die Fortdauer, die „ruhende Form“ in Düren treffend beschrieben werden kann.<sup>277</sup> Schwarz wählte für St. Anna das Sinnbild, „dass Gott eine feste Burg ist und man in ihr geborgen ist“<sup>278</sup>. Der Inhalt dieser Aussage lag für ihn darin, den Menschen ein „sicheres Dasein in klarer Gestalt“<sup>279</sup> zu geben. „Die Menschen sollen in diesem Haus Bergung finden, Bergung in Gottes verlässlichem Dasein.“<sup>280</sup> In St. Anna sollte man „still und geborgen sein und die irdischen Sorgen vergessen. Er sollte das Volk ummanteln und ans Herz nehmen, dort aber sollte Christus sein.“<sup>281</sup>



53

St. Anna, 1956

### „Nüchterne Trunkenheit“

Schwarz nahm also mit seinen Beiträgen nach 1945 wieder den Faden auf, den er bereits in der Zwischenkriegszeit gelegt hatte. Besser gesagt, hatte er ihn während des „Dritten Reiches“ nicht aufgegeben. Aber was von linientreuen Nationalsozialisten als Ausdruck eines Mitstreiters mißverstanden werden konnte, verstand Schwarz eher als innere Emigration. Denn obwohl er im Frühjahr 1938 eine Einladung bekommen hatte, in den USA für ein Jahr Gastvorlesungen zu halten, blieb er in Deutschland.<sup>282</sup> Aber nicht aus Sympathie gegenüber den Nationalsozialisten und wohl auch nicht nur deshalb, weil er „keinen Piepser englisch“<sup>283</sup> konnte, son-

dern mutmaßlich aus seinem Heimatgefühl heraus, weshalb er an diesem Platz der Erde für seine Ideale leben wollte. Er blieb deshalb im nationalsozialistischen Deutschland, und sein Bemühen, die mittelalterlich religiöse Durchdringung des Menschen in die Moderne zu transformieren, fand mit Ende des Faschismus wieder Gehör. Und in dieser Zeit schien sich aufgrund der Erfahrungen, die die Menschen während des Zweiten Weltkrieges machen mussten, ein weites Feld zu öffnen. Die Not hatte Beten gelehrt. Doch das Bekenntnis von Schwarz, dass „auch die Armen, die ohne Obdach sind“, ein Haus bauen könnten, „wenn ihre Herzen geräumig genug“<sup>284</sup> seien, wollte er nicht auf die aktuelle Not beschränkt wissen und machte wiederholt die Verbundenheit von Mensch und Erde innerhalb einer göttlichen Ordnung deutlich, die wieder in einer „gläubigen Gesinnung“<sup>285</sup> wahrzunehmen sei.

Schwarz reihte sich bei den Theologen ein, denen die ersten Nachkriegsjahre eine optimale Zeit schienen, um die Fehlstellungen in der Moderne mit einer Rückbesinnung auf christliche Werte zu korrigieren und die Not zu lindern. Voller Überzeugung trat er für die Ausbildung des „fachlichen Nachwuchses“ ein und sah, dass „unser Volk die Ermutigung und Sinnbedeutung, wie sie vom hohen Bau“<sup>286</sup> ausgeht, braucht. Grundlegend galt es für ihn, „alles [...] neu zu errichten, so dass es Gestalt wird eines einträchtigen, ins Gemeinsame verpflichteten Volks in seiner guten würdigen Ordnung, wenn auch bescheiden“<sup>287</sup>. Diese Ordnung war für ihn „die neue Ordnung“, in der die „hohen Sinnbilder untertan werden, in denen die Seele, die das ganze durchlebt, sichtbare Gestalt nimmt“<sup>288</sup>. Er wiederholte seine Kritik an der Moderne, stellte erneut einer funktional begründeten Sachlichkeit in der Architektur eine religiös begründete Dinglichkeit gegenüber und empfand es folglich als „gut, dass unsere neuen Räume so leer sind und erst durch die menschliche Gestalt erklärt werden, und dass die neuen Geräte nichts sein wollen als rechtschaffene Dinge“<sup>289</sup>.

Über Stile und Kategorien hinaus, bot er mit seinen Beiträgen - allen voran den beiden Büchern über den Kirchenbau und die Bebauung der Erde - in einem christlichen Fundamentalismus einen Ausweg aus der zerstörerischen Moderne vor. In dem hierarchischen Modell kam die gegenseitige Verbundenheit zwischen den Menschen und den Dingen zum Ausdruck. Das dienende Ding fand für den Mensch durch die Demut als christliche Tugend ein Äquivalent. Denn der *treue Dienst* der Demut, die *Bereitschaft zum Dienen* der Bescheidenheit, stand bei Schwarz ganz im Zeichen des Göttlichen.

Wie Schwarz in seinem Text über „Das Unplanbare“<sup>290</sup> deutlich machte, kann der Mensch „den überweltlichen Ort [...] nicht mehr planen“, aber er kann „Erde entwerfen und Geschichte tun, dem *Ewigen Raum lassen* in jeder Form und in jedem Verlauf und vorab in dem eigenen, planenden Tun“<sup>291</sup>. Dazu müsse „der Planende, der ja selbst im Endlichen steht“, aber „sein Tun in ein beständiges Entsagen einbringen“<sup>292</sup>. Er selbst sah sich nicht als Theoretiker oder Idealist, denn „Idealisten sind unwirkliche Menschen“<sup>293</sup>, er wollte bauen und damit „eine menschliche Lage klären und formen“<sup>294</sup>. In Anbetracht der säkularisierten Welt, in der die versöhnlichen Versuche die Menschen wieder auf religiöse Grundlagen zurückzu-



führen als trügerische Hoffnung interpretiert werden konnte, ließe sich Schwarz als Utopist bezeichnen. Das wäre ihm vielleicht schon näher gekommen. Allerdings hätte er das nur in seinem Sinne gesehen, also so, wie er seine stadtplanerische Tätigkeit als „Spiel mit Utopien“<sup>295</sup> verstanden hatte, da für ihn „alle irdische Form“ gleichsam „offen und unvollständig“<sup>296</sup> war. So setzte Schwarz Planung mit Leben gleich, da der Mensch in seinem irdischen Dasein „nicht in einem abseitigen Ort steht und über das Leben verfügt, sondern selbst mit ihm mitlebt und es in maßgeblichen Mitleben leitet“<sup>297</sup>. Doch anstatt ihm zu folgen, die „großen Werke“ anzugehen, sich „bis an die Grenze zu wagen“ und dabei „trunken zu werden und nüchtern zu sein“<sup>298</sup>, schob man Schwarz ab den fünfziger Jahren im schlechtesten Fall in die Schublade des Kirchenbauarchitekten, im besten Fall erkannte und folgte man seinen antithetischen Gedanken und würdigte ihn als tiefsinnigen „Denker und Baumeister“<sup>299</sup> oder wegen seines „Denkens und Entwerfens in Bildern“<sup>300</sup>. Aber so wie Schwarz das Bauen untrennbar mit dem christlichen Glauben verband, verkörperte er eine typische Haltung in der Nachkriegszeit in ihrer kompromißlosesten Form, wie er allerdings zugleich auch das Scheitern dieser Haltung in den folgenden Dekaden am deutlichsten repräsentiert. Die Säkularisierung und die Ausdifferenzierungsprozesse der Moderne wollte Schwarz nicht wahrhaben. Seinen Kämpfen gegen Funktionalismus, Sachlichkeit und Rationalisierung, namentlich vor allem gegen Gropius, Le Corbusier, aber wie in Düsseldorf auch noch eine nach dem „Dritten Reich“ agierende „sehr einsatzkräftige Gruppe der NSDAP“<sup>301</sup>, konnte letztlich kein Erfolg vergönnt sein. Selbst im Kirchenbau reichte die „Geisteskrankheit“ des Funktionalismus in den folgenden Dekaden noch weiter „ins religiöse“<sup>302</sup> hinein, als er das Anfang 1961 noch wahrhaben wollte. Nach Achleitner wurde die Nachkriegszeit nicht mit Baumeistern wie Schwarz, sondern mit Architekten wie Eiermann überwunden: „Eiermann traf mit seinem etwas handfesten Positivismus die Stimmung der Jungen. Geschichte hatte man schließlich genug hinter sich, und das Raunen in den deutschen Sprachnebeln hatte man auch satt. Es begann die Zeit der formalisierten Logik, der Kybernetik, des Computers, der Planungstheorien, man glaubte an die quantifizierbare Welt und sah darin eine neue Kategorie der Qualität.“<sup>303</sup>

### Otto Bartning und das Notkirchenprogramm des HEKD

Als eine der großen Aufgaben für das im August 1945 in Treysa ins Leben gerufene Hilfswerk der evangelischen Kirche in Deutschland (HEKiD/HEKD), das unter der Gesamtleitung von Eugen Gerstenmaier stand, wurde der kirchliche Wiederaufbau unter Leitung des Pfarrers Herbert Krimm gesehen. In dessen Ressort fiel auch der Wiederaufbau und Neubau von Kirchengebäuden. Eine der dafür eingerichteten Arbeitsgruppen war die Bauabteilung des Hilfswerks, die ihre Büroräume in Neckarsteinach im Odenwald hatte. Dort war der Wohnort Otto Bartnings, dem Leiter der Abteilung, der seit 1941 die Bauhütte der Heiliggeistkirche im nahegelegenen Heidelberg leitete. Bartning kannte Gerstenmaier nach eigener Aussage von früheren Begegnungen, bei denen er oft „in Belgrad und Sofia mit ihm in dieser Sache zusammengesessen“<sup>304</sup> sei. Die zentrale Frage „dieser Sache“ war für beide: „Was wird nach der Katastrophe?“<sup>305</sup>

### Erstes Notkirchenprogramm des HEKD

Eine unmißverständliche Antwort auf die Not in Deutschland und kein geringer Beitrag zu ihrer Behebung sollte vom Hilfswerk kommen. Der Beistand war professionell organisiert und bereits wenige Wochen nach der Sitzung in Treysa konnte das Hilfswerk eine erste Notkirchenaktion starten. Nach einer Erhebung in den Landeskirchen konnten in der Sitzung des Nationalen Wiederaufbauausschusses des HEKD in Stuttgart am 13. Dezember 1945 die von Mitgliedern des World Council of Churches (WVC) in Genf gespendeten Barackenkirchen zugeteilt werden. Man einigte sich, die ersten fünf Kirchen schnellstens nach Frankfurt am Main, Freiburg im Breisgau, Heilbronn, Nürnberg und Marburg an der Elbe zu bringen, da sie „besonders gefährdete und notleidende Orte“<sup>306</sup> seien. Die zehn nächsten Barackenkirchen sollten „nach Maßgabe der Dringlichkeit“<sup>307</sup> an weitere Orte in Deutschland gebracht werden. Über die Standorte der übrigen Baracken einigte man sich zu einem späteren Zeitpunkt.<sup>308</sup> So kam es, dass 1946, auf circa 60 große Güterwagen verteilt, Holzbaracken in alle Regionen Deutschlands gebracht wurden und insgesamt 38 Notkirchen im Wert von jeweils 22.000.- Schweizer Franken (8-10.000\$<sup>309</sup>) aufgebaut werden konnten. Die Baracken stammten aus der Schweizer Armee, die diese zu günstigen Konditionen veräußert hatte und über Hilfsorganisationen in mehrere kriegsgeschädigte Länder in Europa lieferte. Diese neun Felder großen, unter der Bezeichnung „UNINORM“ geläufigen „Kapellen-Baracken“ aus serienmäßig produzierten Holzfertigteilen hatten 170 Sitzplätze sowie eine Sakristei, Toiletten und Garderobe. Alternativ wurde die Baracke mancherorts auch als Gemeindesaal, Schule oder Kindergarten genutzt.

Zeitgleich mit der Verteilung der Baracken kursierten Briefe unterschiedlicher Stellen der evangelischen Kirche, in denen versucht wurde, für die kirchliche Bautätigkeit einen Standpunkt einzunehmen, der den Problemen der Zeit entsprechen sollte. So gab es ein Rundschreiben der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers an alle Superintendenten. Diese teilte darin mit: „Allgemein bitten wir zu beachten, dass bei der derzeitigen Sachlage von jedem Reglementieren und dem Versuch einer überall



<sup>54</sup> Otto Bartning, um 1945



<sup>55</sup> Eine vom Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) gespendete Kirchenbaracke in Kiel.

gültigen Patentlösung unbedingt Abstand genommen werden muss, vielmehr alles darauf ankommt, unter Berücksichtigung der ganz verschiedenen örtlichen Verhältnisse in den einzelnen Gemeinden durch Tatkraft, Zähigkeit und Wendigkeit allmählich zu einer wirklichen Ankurbelung der Wiederaufbauarbeiten auch an den kirchlichen Gebäuden zu gelangen.“<sup>310</sup> Mit dieser kritischen Haltung gegenüber einer Reglementierung und Standardisierung verband sich auch eine klare Absage an uniforme, standardisierte Barackenkirchen. Stattdessen gingen die Vorstellungen in Richtung größtmöglicher Individualität und Berücksichtigung ortsspezifischer Möglichkeiten.

Kurze Zeit später erschienen der Leitung des Hilfswerkes die Barackenkirchen nicht mehr angemessen. Eugen Gerstenmaier, der Leiter des HEKD, bekundete seine Kritik in einem Rundschreiben vom 15. Juli 1946.<sup>311</sup> Seine Hauptargumente waren zum einen das geringe Fassungsvermögen von maximal nur 200 Menschen und zum anderen stellten die Baracken aus seiner Sicht „im Verhältnis zu dem hohen Preis nur eine allererste Hilfsmaßnahme dar“<sup>312</sup>. Einen Monat zuvor, am 19. Juni, war vom Exekutiv-Komitee die vermutlich letzte der Barackenkirchen genehmigt und zugewiesen worden. Die „Barackenaktion“ wurde damit vom Hilfswerk als abgeschlossen angesehen.<sup>313</sup>

### Zweites Notkirchenprogramm des HEKD

Im gleichen Rundschreiben präsentierte Gerstenmaier auch die Alternative zur „Barackenaktion“. Er teilte mit, dass im Auftrag des Hilfswerks „eine Notkirche für rund 500 Plätze mit einem Saal in Modell und Plänen ausgearbeitet“<sup>314</sup> werde und fuhr mit der Kurzbeschreibung fort: „Sie besteht aus einer transportablen Konstruktion, die samt Fenstern, Türen, Dachbedeckung und Einrichtung im Ausland in Serien hergestellt und baufertig nach Deutschland geliefert werden soll, während die betreffende Gemeinde das Fundament und die nichttragenden Umschließungswände, auch einen Turm aus Trümmermaterialien herstellen soll. Während die Konstruktion also auf Serienherstellung beruht, wird andererseits der Bau an jedem Ort sein eigenes, zur Landschaft passendes Gesicht erhalten.“<sup>315</sup> Im Folgenden bat Gerstenmaier alle Adressaten, die an „der Notkirche“ [sic!] Interesse hatten, einen beiliegenden Fragebogen auszufüllen. Dann sprach er nochmals die allgemeine Not an, schlug gegebenenfalls eine Sicherung, notdürftige Herrichtung oder einen begrenzten Wiederaufbau von kirchlichen Bauten vor und appellierte ergänzend: „Geht es doch nicht nur um die augenblickliche Not, sondern ebenso darum, welche Gestalt wir unserem kirchlichen Leben für die Zukunft geben und wie wir damit vor Kindern und Enkeln bestehen werden.“<sup>316</sup> Wer den Entwurf für die Notkirche erstellen sollte, wurde an dieser Stelle nicht genannt. Am Schluß des Rundschreibens wurde lediglich darauf verwiesen, dass „Kirchenbaumeister Prof. D. Otto Bartning dafür gewonnen [wurde], dass er den Gemeinden, Diözesen, Landeskirchen und deren Fachbeauftragten in den wichtigsten Fällen als Berater zur Verfügung steht. Das Hilfswerk trägt den Aufwand dieser Beratung, und hofft, auf Grund dieser Beratung in besonderen Fällen weiter helfen zu können.“<sup>317</sup>



56



57 Aufbau der Notkirche (Offenbarungskirche) des HEKD in Berlin, 1949

Ohne ein genaues Datum nennen zu können, entsann sich Bartning in den fünfziger Jahren seinerseits der Umstände, wie kurz nach Kriegsende in der Hauptgeschäftsstelle des HEKD in Stuttgart die Idee der Notkirchen geboren wurde: „Ich erinnere mich jenes Tages, an dem ich nach Stuttgart fuhr und Gerstenmaier mit einem Mitarbeiter in einem Zimmer vorfand, das noch keine Fensterscheiben hatte. Wir setzten uns zusammen, und er sagte: 'Ach Bartning, auf Sie habe ich eigentlich gewartet, was machen wir?' Da fiel mir die Stahlkirche ein und ich erwiderte: 'Wir haben keine Baubetriebe, keine Werkstätten und keine gediegenen Handwerker an alle den Plätzen, wo Notkirchen gebaut werden sollen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als Bauelemente in Serien dort zu fabrizieren, wo gesicherte Möglichkeiten dafür vorhanden sind; alsdann wissen wir auch, wo das gespendete Geld bleibt.'“<sup>318</sup> Unter diesen Voraussetzungen sollten Kirchen „in dauerhafter und gültiger Form“<sup>319</sup> entstehen, die Bartning als „Notkirchen“ bezeichnete, jedoch hinzufügte: „nicht als notdürftige Kirchen, sondern als echte Kirchen der geistigen und materiellen Not“<sup>320</sup>.

Die Baukosten einer Notkirche mit 450-500 Sitzplätzen inklusive Kanzel, Altar, Luftheizung, Installation und Leuchten betrug durchschnittlich 70 bis 90.000 DM. Die Finanzierung war trotz der weitgehenden Subventionierung mit einer Mischkalkulation veranschlagt, wonach neben der großzügigen Auslandshilfe, die über das Hilfswerk lief, eine Restdeckung der bauwilligen Gemeinden angesetzt wurde. Welchen finanziellen Umfang die jeweilige Beteiligung annehmen sollte, war wohl nicht nur für die Gemeinden schlecht zu verstehen. Denn von der Unsicherheit, ob es sich um eine Spende, ein günstiges Darlehen oder eine Mischung beider Zuschußformen handelte, zeugen nicht nur zahlreiche Briefe von Gemeinden an das Hilfswerk, sondern auch Anfragen übergeordneter kirchlicher Stellen bei der Hilfsorganisation.<sup>321</sup>

### Montageprinzip

Anfänglich kam es durch die Zusammenarbeit mit dem Bauberater der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Dr. Emil Staudacher, zu zwei Notkirchentypen. Der „Typ A“, der aus der Zusammenarbeit Bartnings mit Staudacher hervorging und in der Bauabteilung modifiziert worden war, zeichnet sich durch eine leicht gewölbte Dachform aus, eines insgesamt „aufwendigen Bauverfahrens“<sup>322</sup>, weswegen dieser Typ nur zweimal zur Anwendung kam. Der für das Programm charakteristische „Typ B“ wurde in drei Varianten realisiert: Mit polygonalem Altarraum, gemauertem Altarraum oder in verkleinerter Form ohne gesonderten Altarraum. Für den Entwurf dieses Typs zeichnete sich Bartning mit seinen Mitarbeitern der Bauabteilung verantwortlich, im besonderen Hermann Hampe und Alfred Oswald. Die Ansprüche und Mittel der Gemeinde führten zur Auswahl eines der Typen, mit einer Kapazität zwischen 350 und 500 Sitzplätzen. Da die Bautypen des Notkirchenprogramms bereits mehrfach beschrieben wurden, soll auf eine detaillierte Darstellung an dieser Stelle verzichtet werden.<sup>323</sup>



58



59



60



61



62



63 Aufbau der Notkirche (Offenbarungskirche) des HEKD in Berlin, 1949

Noch während die Entwürfe der „rubble churches“ („Trümmerkirchen“) den potentiellen Spendern im Ausland zur Begutachtung vorlagen, kam es durch die Unterstützung des Hilfswerkes der Badischen Landeskirche zum Bau der ersten Notkirche in Pforzheim. Dort wurde am 22. Mai 1947 der Grundstein gelegt und mit Aufstellung der Nagelbinderkonstruktion das Richtfest gefeiert. Aufgrund mehrerer Schwierigkeiten kam es allerdings erst am 24. Oktober 1948 zur Einweihung des Prototyps.<sup>324</sup> Aber noch vor der Fertigstellung hatten die Entwürfe der Notkirchen die ausländischen Spender überzeugt und sie veranlasst, 400.000 \$ für insgesamt 40 Notkirchen zu bewilligen. Die Teile für die ersten sieben Notkirchen wurden noch im schweizerischen Burgdorf gefertigt. Dann gelang es dem HEKD unter Mitwirkung von Bartning, dass es für diesen Zweck 7000 fm Holz aus dem Schwarzwald bekam und damit die restlichen Notkirchen bei Karlsruhe vorgefertigt und von da aus ungefähr alle 14 Tage in die ausgewählten Städte abtransportiert werden konnten.

Markantes Kennzeichen aller Typen und Kern des Entwurfes war die Standardisierung architektonischer Elemente unter Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Trümmermaterialien vor Ort und dem kollektiven Arbeitseinsatz der Gemeindeglieder. Das elementierte Konstruktionsprinzip entsprach dem Verfahren, mit dem Bartning bereits zwanzig Jahre zuvor die Stahlkirche für die „PRESSA“ in Köln entwickelt hatte und das Bartning mehrfach in seinen Entwürfen zum Thema machte. Neben der Stahlkirche waren es vor allem Wohnhäuser, die er als Montage- und Systembau entwarf: 1932 das „Werfthaus“, aus dem sich „beliebig viele verschiedene Grundrisse für kleinste und größere, für städtische und ländliche Bedürfnisse herstellen“<sup>325</sup> ließen, das ein Jahr später folgende „Haus der Neuen Linie III“, die gleichzeitig mit den Notkirchen entstandenen Lehmbausiedlungen des HEKD, das 1950 entstandene Programm für Jugend- und Nachbarschaftsheime sowie das 1958 mit Otto Dörzbach entwickelte „Heidelberger Haus“.

In dieser Reihe stehen auch die Notkirchen und ihr Vorbild: die Stahlkirche. Die konstruktive Ähnlichkeit nahm Paul Girkon - inzwischen Pfarrer in Soest und Vorsitzender im Amt für Kirchenbau und kirchliche Kunst in der Evangelischen Kirche von Westfalen - zum Anlaß, um Otto Bartning im Februar 1948 zu bitten, ihm das Manuskript seines Vortrages zuzusenden, den Bartning anlässlich des zurückliegenden gesamtdeutschen Kirchbaukongresses gehalten hatte. Girkon spielte auf das Montageprinzip der Kirche an und teilte Bartning mit: „Für mich ist es, wie Sie sich denken können, ganz besonders eindrucksvoll, dass tatsächlich Ihr letztes Notkirchenprojekt eine Verwandtschaft mit der Stahlkirche aufweist, sodass ich darin ein gutes Zeichen für den neuen Abschnitt unserer gemeinsamen Aufgaben sehen möchte“<sup>326</sup>.

In der Tat gilt es jedoch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede differenzierter zu betrachten. Mit dem Montagebau war die Parallele zur Stahlkirche offensichtlich. Der Notkirchenentwurf des HEKD kann als das Modell der Nachkriegszeit verstanden werden, in dem am erfolgreichsten eine Standardisierung und Typisierung im Kirchenbau umgesetzt wurde. Auch



<sup>64</sup> Aufbau der Notkirche (Offenbarungskirche) in Berlin, 1949

hier wurden Bauteile vorgefertigt und an die Baustelle transportiert, um den Rohbau innerhalb weniger Wochen fertigzustellen. Die Standardisierung entsprach vordergründig also einem rationalen Entwurfsgedanken, mit dem aus der Not des Bauens eine praktikable ökonomische Problemlösung vorgeschlagen wurde. Indessen konnte nicht mit den gleichen Baumaterialien operiert werden. Angesichts der Materialknappheit war der Einsatz von Stahl, Kupfer und Glas indiskutabel und unrealistisch. So lag der Wechsel von Stahl- zur Holzkonstruktion noch auf der Hand.

Doch mit dem Materialwechsel zeigte sich schon, dass die Idee der Vorfabrikation nicht weiter forciert, sondern den Umständen entsprechend zurückgenommen wurde. Denn im Gegensatz zur Stahlkirche wurden neben den typischen Rahmenbindern, mit denen mindestens sechs Achsfelder erstellt wurden, nur die Pfetten und Dachtafeln, die Bandfenster, Türen und Bauteile für den Innenausbau vorgefertigt und den Gemeinden zugestellt. Das für die äußere Erscheinung wirksame Baumaterial der Außenwände und der Dachdeckung wurde durch die vor Ort vorhandenen Materialien bestimmt. Die verfügbaren Werkstoffe sowie regionale Traditionen bestimmten die Ausführung und Wirkung des Gebäudes, entschieden also über individuelle ästhetische Qualitäten wie Farbigkeit und Struktur der Oberflächen. Auch die Auswahl an Typen und Varianten war nicht nur ein pragmatisch-strategischer Schachzug, um die Akzeptanz bei den Stifterkirchen für das Projekt zu begünstigen.<sup>327</sup> Genauso wenig, um nur auf die unterschiedlichen Gegebenheiten des Standortes reagieren zu können oder Material zu sparen. Wichtiger an dieser Zurücknahme der Präfabrikation und der Aufweichung in unterschiedliche Varianten war die Integration der Menschen als Individuen und als Gemeinde sowie die Bedeutung des Ortes im Entwurfsprinzip.

### Beitrag der Gemeinde

Im Gegensatz zur Stahlkirche, bei der alle Arbeiten von Fachkräften ausgeführt werden mussten und lediglich die Einrichtung des Gemeindesaales vom Architekten offen gelassen wurde, standen bei den Notkirchen die Gemeindemitglieder im Mittelpunkt des Baugeschehens. Ihre **Mitarbeit** war bedeutender Teil des Konzeptes. Die betroffenen Menschen waren neben den zur Verfügung stehenden Facharbeitern aktiv am Wiederaufbau beteiligt. Ihre jeweiligen Fähigkeiten bestimmten, wie die Arbeiten ausgeführt wurden. Durch die qualitative Bandbreite der Beteiligten ergab sich eine Differenzierung der Ausarbeitung von dilettantischem, also mit Mühe und Sorgfalt aber unfachmännisch, über handwerksgerechtem, bis hin zu kunsthandwerklichem Niveau. Mit dem Prinzip des zu Vervollständigenden wurde zugleich der



<sup>65</sup> Gemeindemitglieder der Johanneskirche in Pforzheim beim Bau der Notkirche, 1948

Ansatz gegeben, die Notkirche über den Kern des Kirchenraumes hinaus durch die Leistung der Gemeinde weiterzubauen, was bei fast allen Projekten in den darauf folgenden Jahren und Jahrzehnten auch sukzessive geschah. Diese Hilfe zur Selbsthilfe stimmte mit dem Selbstverständnis des gesamten Hilfswerkes überein, das laut Gerstenmaier ebenfalls „auf dem Gedanken der Selbsthilfe“<sup>328</sup> stand.

### Identität des Ortes

Mit dieser Vorgehensweise wurde auch die Identität des Ortes in das Konzept integriert. Die Gemeinde ersetzte mit der Notkirche entweder ihre zerstörte Kirche, indem sie die Notkirche in die Überreste ihrer zertrümmerten Kirche integrierte beziehungsweise auf das frei geräumte Grundstück aufbaute oder schlug ein entsprechendes Grundstück vor, wo ein anderes Gebäude der Gemeinde vernichtet worden war. Im Aufbau der Notkirche verband sich die Erinnerung an einen Vorgängerbau und seine darin stattgefundenen Ereignisse mit den Hoffnungen gelebter Gläubigkeit und Solidarität, die im Neubau zukünftig zur Entfaltung kommen sollten. Mit der Notkirche verorteten die Gemeindemitglieder ein Mahnmal ihrer vernichteten Kirche und ein Symbol ihrer neu erstandenen Gemeinde in einer Atmosphäre, die Bartning bei der Einweihung der ersten Notkirche in Pforzheim mit dem Gleichnis der Wüste umschrieb: „Solche Gemeinschaft in der Wüste aber wird einen Ring von Steinen legen und wird ein Zelt bauen, nicht nur um den Ort des Zusammenseins zu sichern, sondern um diese, ihre Gemeinschaft des Geistes sichtbar und also auch in den Sinnen wirksam zu machen.“<sup>329</sup>

Neben dem Ort stellte Bartning 1947 auch die Verbindung zur Erde her und betonte, dass die Menschen „auf der Erde“ und „aus der Erde“<sup>330</sup> bauen. Bartning weiter: „Die Stoffe der Erde, Steine, Lehm, Holz und Eisen sind uns auf geheimnisvolle Weise brüderlich vertraut und anvertraut. Wir Architekten und Bildner sind, in Gottes Namen, sinnliche Menschen [...], sind Sachverwalter der Sinne.“<sup>331</sup> Insbesondere durch die Hand, den Tastsinn, spüren „wir“ nach Bartning das Aufeinanderbezogensein des Menschen mit den Stoffen. Denn wenn wir auf die „Werkplätze“ kommen, „so legen wir wieder schweigend unsere Hände an die stummen Steine und Erden, Hölzer und Metalle, und spüren, wie ihre stille Kraft durch die Hände zu unserem Herzen dringt“<sup>332</sup>.

Das heißt, die Ausbildung von Varianten, die eingeschränkt zur Verfügung stehenden Materialien Holz und Trümmersteine, der kollektive Arbeitseinsatz der Gemeindemitglieder sowie die besondere Identität des Ortes und der Materialien führten zu **individuellen Ergebnissen** bei den Notkirchen. Eine Gleichförmigkeit wurde verhindert. Obwohl es sich um einen standardisierten Kirchenbau handelt, dessen tragende Holzelemente durch ein Montageprinzip in ein bis drei Wochen erstellt werden konnten, wurde der Anspruch auf Einmaligkeit im Konzept dieser Notkirchen berücksichtigt. Der rationalistische Aspekt der Vorfertigung wurde von Bartning nach 1945 nicht radikalisiert, sondern vielmehr versucht, ihn in ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den technisch-ästhetischen Ansprüchen der Standardisierung und Ansprüchen nach Einmaligkeit des kirchlichen Bauwer-



<sup>66</sup> Richtfest der Notkirche (Johanneskirche) in Pforzheim-Weiherberg am 22. Mai 1947.

kes und Berücksichtigung des Ortes zu überführen. Kern des Entwurfes war zwar die Standardisierung architektonischer Grundelemente unter Berücksichtigung ökonomischer, technischer und logistischer Möglichkeiten der Realisierbarkeit. Aber die jeweilige Entstehungsgeschichte jeder Kirche führte schließlich zu singulären Resultaten. Jede Kirche trug dem Anspruch an Einmaligkeit Rechnung - Vielfalt trotz Standardisierung, Singularität trotz Typisierung. Mit den Notkirchen sollte jedesmal anders „das neue Leben durch aktives Bauen und Heimatgefühl“<sup>333</sup> gebildet werden.

### Abgrenzung zu anderen standardisierten Notkirchen

Die im Entwurf der Notkirchen geglückte Gratwanderung zwischen Standardisierung und individueller Ausführung, zwischen elementierter Holzkonstruktion und Massivbau aus Trümmernmaterial, Vorfertigung und Eigenleistung sowie Vorgabe und Modifizierbarkeit war Grundlage für den Erfolg der Notkirchen des HEKD. Obwohl die Kirchenleitungen von Holzbaufirmen und Architekten alternative Angebote erhielten, in denen ebenfalls standardisierte Kirchen zu einem geringen Preis angeboten wurden, konnten sie sich nicht für eine Ausführung von derlei Entwürfen in großer Zahl entscheiden. Zwar kamen diese Bauten meist nicht über die Kapazität von 200 Besuchern hinaus, dennoch ist die prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber diesen Vorschlägen erstaunlich, da sie sich mitunter vom verschmähten Bild einer Baracke merklich abhoben.

Eines dieser „Holzhäuser für kirchliche Zwecke“ war ein bereits in den dreißiger Jahren von Baurat Martin Stallmann aus Oberursel für die Holzwerke Riel in Renchen entworfenes Kirchenbausystem, das nach dem Krieg unter anderem dem evangelischen Oberkirchenrat in Tübingen unterbreitet wurde. Diverse Aktennotizen und Vermerke lassen darauf schließen, dass die Unterlagen an verschiedenen Stellen diskutiert wurden und auch im Hilfswerk bekannt waren.<sup>334</sup> In möglicher Verbindung mit Pfarrwohnung, Gemeindesaal, Schule oder Kindergarten basierte der Entwurf vollständig auf einer kombinierten Holzskelett-Tafelbauweise aus genormten austauschbaren Teilen, die zu verschiedenen Typen zusammengestellt werden konnten. In solider Konstruktion und Ausführung hätte die Firma alle Bauteile außer den Gläsern, den Installationen, dem Anstrich, dem Kamin und den Dachziegeln geliefert. Ansonsten hätten auch hier die Fundamente bauseits ausgeführt werden müssen. Im Innenraum wären die Flächen oberhalb der Fenster mit gebogenen Hartfaserplatten beplankt worden, wodurch ein gewölbartiger Raum entstanden wäre.

Ingrid Küster ging in ihrer Dissertation über „Otto Bartning als Kirchbaumeister“<sup>335</sup> irrtümlich von einem späteren Entwurfszeitpunkt aus, so dass sie ihn als „Abwandlung des 'Staudacher-Entwurfs'“ ansah und somit als Nachformung des Typs A der Notkirchen des HEKD. Nach Sachlage müsste dies allenfalls andersherum sein und der vermutete Grund von Küster, dass der Entwurf von Stallmann „nicht in gleicher Weise gelungen“ sei wie bei Bartning und die Gestaltung „weniger künstlerisches Vermögen“<sup>336</sup> zeige, mag zwar gerechtfertigt sein, aber die Kriterien waren differenzierter, als sie mit der Assoziation an eine schlechte Kopie nahegelegt werden. Denn der Oberkirchenrat schätzte den Entwurf von Stallmann für



<sup>67</sup> Martin Stallmann: Kirchenbausystem der Holzwerke Riel aus den dreißiger Jahren



<sup>68</sup> Blick in den Innenraum mit den von Hans Seytter als „Tapete“ kritisierten Wandverkleidungen.



einen Notbehelf, als „immerhin in der kurzen Form nicht unwürdig“<sup>337</sup> ein und entschloß sich dazu, dieses Angebot von Hans Seytter begutachten zu lassen. Der Architekt und Regierungsbaumeister Hans Seytter war Dozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart und Hauptberater der württembergischen evangelischen Landeskirche in Baufragen. Von der Landeskirche war er unter anderem auch mit dem Wiederaufbau der Stuttgarter Stiftskirche beauftragt worden. Seytter hatte gegen die äußere Erscheinung nichts einzuwenden, sofern „die Details [...] gut durchgebildet sind“<sup>338</sup>. Seine grundsätzliche Kritik galt aber der Innenraumgestaltung. Neben der problematischen Einfügung des Schornsteins tadelte er die inkonsequente Holzbauweise und konstruktive Unehrllichkeit. Gerade die Verkleidung mit den Hartfaserplatten verurteilte er als „Tapete“<sup>339</sup>. Mißbilligend kam er zu dem abschließenden Urteil: „Ein solcher Raum wird immer den Eindruck einer kurzlebigen, unehrlichen Ausstellungsarchitektur machen.“<sup>340</sup> Aufgrund dieses eindeutigen und scharfen Tadel, mit dem Seytter den verkleideten Innenausbau in die Nähe des Unehrllichen und Provisorischen brachte, nahmen die verantwortlichen Stellen schließlich Abstand von Stallmann's Kirchenbausystem.

### **Vermittlung und Rezeption der Notkirchen (Politisierung des HEKD)**

In einer der ersten Dokumentationen über den „Wiederaufbau der Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik“<sup>341</sup> von 1964 wurden die Notkirchen des Evangelischen Hilfswerkes als „erste Kirchenneubauten nach dem Kriege“ angeführt und wegen ihrer „relativ unkomplizierten und schnellen Baumöglichkeit“<sup>342</sup> gelobt. Im gleichen Text wurde dieser Bautyp jedoch auch kritisiert. Er sei „zuwenig variabel, um den in jeder Gemeinde andersgearteten Anforderungen an den Kirchenraum gerecht werden zu können“<sup>343</sup> und damit wurde kurzerhand die Absetzung dieses Typs erklärt. Für die Autoren galt ein anderes Projekt von Otto Bartning als Leitbau in der Kirchenarchitektur dieser Zeit, nämlich die Kreuzkirche in Karl-Marx-Stadt aus den dreißiger Jahren: „Hier finden wir das, was den gegenwärtigen Kirchenbau kennzeichnet: Einfachheit der Architekturform, schlichte Raumwirkung und Zusammenfassung der Gemeinde in einem Raum, der von sich aus schon die Einheit aus vielen einzelnen betont. Die Gemeinschaft verlangt nach Einfachheit.“<sup>344</sup>

Fehlte es den Notkirchen wirklich an Variabilität und Einfachheit? Anders lautende Meinungsbilder zeigen doch, dass genau diese beiden Punkte als positive Eigenschaften hervorgehoben wurden. Bereits nach der Präsentation der ersten Entwürfe in der Ausstellung „Christliche Kunst der Gegenwart“ in Köln 1948 wurde es in einer zeitgenössischen Rezension sehr begrüßt, dass mit diesem Projekt „auf das dringende Problem der Errichtung einfacher, billiger Kirchenräume hingewiesen wurde.“<sup>345</sup> Während Hugo Schnell sich 1949 zunächst noch darauf beschränkte, dass die Präsentation in der Ausstellung „einen schlichten Holzbau“<sup>346</sup> zeige, wurde 1950 in einem Bericht im Heidelberger Tagblatt die „verblüffende Einfachheit“ sowie die „große Mannigfaltigkeit“<sup>347</sup> der Notkirchen bewundert. Auch Bartning sprach bei der Einweihung der Notkirche in Heilbronn selbst davon, dass die Notkirche „im Innern“ ein „einfaches [...] Ding“<sup>348</sup>

sei. In einem resümierenden Bericht des HEKD 1955 wurde nochmals das Notkirchenprogramm unmittelbar an die Person Bartnings gekoppelt und die Wirtschaftlichkeit und Effizienz der „Bartning’schen Notkirche“<sup>349</sup> gewürdigt. In dieser Darstellung war es allein Bartning, der die Pläne für die Notkirchen entworfen hatte, „deren Gesteungskosten nur unwesentlich höher sind als die der Barackenkirchen, die aber dreimal soviel Plätze und eine etwa zwanzigfache Lebensdauer haben“<sup>350</sup>. Als Hugo Schnell schließlich in seinem Standardwerk zum Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland die Notkirchen ausführlicher darlegte, betonte er, dass sie die „schlichten Bauten dieser bemerkenswerten Hilfsaktion“<sup>351</sup> seien, die sich durch eine „große Formvariabilität“<sup>352</sup> auszeichnen.

Dass es sich bei den Äußerungen mitnichten um gewöhnliche Meinungsverschiedenheiten gehandelt haben muss, wird deutlich, wenn man sich die politische Dimension des HEKD und damit auch des Notkirchenprogramms vor Augen führt. Das soll heißen, dass die Notkirchen neben ihrer architekturhistorischen Bedeutung eine wichtige gesellschaftspolitische Geltung hatten, mit der sie gerade auch den politischen Neuanfang der jungen Bundesrepublik repräsentierten. Zudem konnten die in allen vier Zonen aufgestellten Notkirchen sowohl als verbindende Geste protestantischer Gemeinschaft in Deutschland verstanden werden und zugleich wurde darin aber auch die staatliche Trennung deutlich. So schrieb der Berliner Pfarrer Curt Horn ohne politische Absicht für die Zeitschrift „Das Münster“ einen Bericht über die Notkirchen und sprach beiläufig die Standorte der Notkirchen „im deutschen Vaterlande diesseits und jenseits der Trennungslinie“<sup>353</sup> an. Damit ließe sich die Reaktion der Autoren des Übersichtswerkes zum Wiederaufbau in der Deutschen Demokratischen Republik erklären. Dort konnte in den sechziger Jahren nicht mehr auf ein kirchliches Hilfswerk verwiesen werden, das sich längst zu ihrer politischen Position bekannt hatte und dessen öffentliche Präsenz sich fast und nur noch auf die Bundesrepublik beschränkte.

Doch dabei handelte es sich nicht um eine Auswirkung des Kalten Krieges. Schon seit seiner Gründung schwangen beim Hilfswerk deutlich politische Absichten mit, die damit auch das Notkirchenprojekt begleiteten und für deren Öffentlichkeitserfolg in der Bundesrepublik nicht unwesentlich waren. Entscheidende Gestalt der Politisierung war der Leiter des HEKD, Eugen Gerstenmaier. Er war darüber hinaus von 1949 bis 1969 als Mitglied des Bundestages für die CDU-Fraktion und ab 1954 als Bundestagspräsident, also wenige Jahre nach seiner Funktion im HEKD, in einer hohen politischen Funktion aktiv. Folglich wurde er nach Gründung beider deutscher Staaten in der Öffentlichkeit eher als politische Persönlichkeit bekannt, denn als Entscheidungsträger der Kirche. Er selbst hatte seit der Gründung des Hilfswerks in zunehmendem Maße die geleistete Arbeit auch als politischen Einsatz dargestellt. Das brachte er beispielsweise in seinem Vortrag bei der Jahrhundertfeier der Inneren Mission am 29. September 1948 zum Ausdruck. Bei dieser Gelegenheit betonte er: „Kirche und Öffentlichkeit begegnen sich heute weit mehr im Medium des Politischen als im Medium des Kulturellen. Die Existenzfragen unserer Kultur sind heute grundlegend politisch-soziologischer Art.“<sup>354</sup>

In der Bautätigkeit des HEKD wurde diese Absicht noch deutlicher durch die Siedlungen des Hilfswerkes sichtbar. Denn die Bauvorhaben beschränkten sich nicht auf das Notkirchenprogramm und den Wiederaufbau kirchlicher Bauten. Von Beginn an tangierte die aus religiöser Intention entsprungene soziale Unterstützung auch Bereiche, denen ein erklärt politischer Wirkungsbereich zugesprochen wurde. Die dabei formulierten Ansprüche unterscheiden sich nicht von den kirchlichen Bauaufgaben. Für die von der Bauabteilung realisierten Lehmbauten äußerte Otto Bartning auch hier den Anspruch: „Einfach, ehrlich und fest solle der Bau, aber auch die Baugesinnung sein.“<sup>355</sup> Ergänzend galt für die von der Landeskirche in Württemberg errichtete Siedlung die oberste Prämisse: „Das neue Lehmhaus dürfe keine Baracke sein, sondern solle ein Heim darstellen, also etwas Endgültiges, kein Notbau.“<sup>356</sup> In diesem Sinne errichteten die Bauabteilung und einige Landesausschüsse Siedlungen, in denen der Lehm- als Bauform getestet werden sollte. Da sich die Beteiligten einig waren, dass es sich „in erster Linie um eine Aufgabe des Staates“<sup>357</sup> handle, sollten die Siedlungen Musterstatus besitzen.

Unterstützt wurden die politischen Absichten von einem ökonomischen Denken, das sich nicht nur an der Selbsthilfe orientierte, sondern mit der Veredelungswirtschaft auch eine kritiklose Haltung gegenüber kapitalistisch geprägten Wirtschaftsmechanismen praktizierte, was wiederum als Absage an Marxismus, Kommunismus und Sozialismus verstanden werden kann. Gerstenmaier, der vor seinem Theologiestudium eine kaufmännische Lehre absolviert hatte, ging in einer Rundfunkansprache 1948 auf die politischen Systeme in Deutschland ein, um die übergeordnete christliche Aufgabe des HEKD darzustellen. Allerdings nicht ohne zugleich eine deutliche Wertung mit einfließen zu lassen: „Die internationale Solidarität des Proletariats mag der Herrschaft einer Klasse gelten, die oekumenische Solidarität der Christenheit gilt dem Menschen schlechthin. Ohne Ansehen der Konfession oder der politischen Auffassung muss deshalb unsere erste Hilfe dem vordringlichen Notstand gehören.“<sup>358</sup>

Bartning ließ sich von der Politisierungsstrategie indes nicht einnehmen und bestätigte auch nicht den Anspruch des Hilfswerkes eines „politischen Gottesdienstes“ als „Form der echten Volksmission“<sup>359</sup>. Stattdessen hielt er sich mit politischen Äußerungen in der Öffentlichkeit zurück. Politische Bekenntnisse sollten nicht die Sache des Architekten sein. Obschon er nach den Erfahrungen des „Dritten Reichs“ im Privaten die Meinung vertrat, dass der „uns aufgetragene neue Mensch, der freie, auch besitzfreie, vorurteilsfreie Mensch geistig geboren und gelebt werden muss, dass er aber wirksam werde, ist ohne Politik unmöglich“<sup>360</sup>. Mit der breiten Pressearbeit des Hilfswerkes stieg daher auch auf diesem Weg öffentlicher Meinungsbildung der Bekanntheitsgrad von Bartning. Die Notkirchen waren ein idealer Symbolträger für die Tätigkeit des HEKD, repräsentierten muster- gültig eine vermeintliche Demuthaltung der jungen Bundesrepublik und da entsprechende Berichte in unterschiedlichen Fachorganen, Illustrierten und Tageszeitungen veröffentlicht wurden, standen die Notkirchen für ein breiteres Publikum immer auch mit der Person Bartnings, dem „be-



<sup>69</sup> Chorprobe in der Offenbarungskirche in Berlin-Friedrichshain in den sechziger Jahren.

kannten Kirchenbaumeister“<sup>361</sup> in Verbindung. Immer weniger stand eine Leistung der Arbeitsgruppe um Bartning oder das Werk der Kirchengemeinde im Vordergrund. Dies führte zu einer Berichterstattung über das Notkirchenprogramm, das im Laufe der Jahre immer schematischer und trivialer wurde. Ein Bericht in der „Welt am Sonntag“ vom 4. November 1956 stellt die „48 Notkirchen“ schließlich als unterschiedliche Unikate dar, die in genialer Weise ausschließlich von Bartning kreiert wurden. Für den Autor waren sie nicht mehr Varianten eines Typs, sondern er verklärte das Wirken Bartnings, indem er ihm zuschrieb: „Dass nicht ein Schema und keine Serie aus diesen Kirchen wurde, dafür bürgt die Tatsache, dass Otto Bartning auch dann um Einfälle nicht verlegen ist, wenn die Arbeit sich häuft.“<sup>362</sup>

Nach eigenem Bekunden hatte Bartning die besondere Beachtung seiner Person seit den dreißiger Jahren nicht mehr gewollt.<sup>363</sup> Aber dessen ungeachtet, ob die Bescheidenheit und Zurücknahme des Architekten als Produzent vorgeschobenes Lippenbekenntnis war oder ernstgemeinte Aussage, das Beispiel der Notkirchen des Evangelischen Hilfswerks macht deutlich, dass weder seitens des Produzenten noch der Rezipienten ernsthaft versucht wurde, eine Anonymisierung des Architekten zu bewirken. Der Architekt wurde weiterhin als die besondere Person, als der Künstler mit der ihm eigenen Genialität lanciert. Das Hilfswerk hatte lediglich im ersten Ankündigungsschreiben an die Landeskirchen darauf verzichtet, den Namen eines Architekten mit diesem Projekt in Verbindung zu bringen. In der Tat war es ja ein Planungsstab von Architekten und Bauingenieuren, die um Otto Bartning die Konzeption eines vorgefertigten Kirchenbaus entworfen hatten. Durch die stellvertretende Namensnennung des Hilfswerks und die Standardisierung bzw. Typisierung wäre eigentlich eine grundlegende Möglichkeit geschaffen gewesen, um diesen Anspruch einzulösen. Doch bereits kurze Zeit später wurde vom Hilfswerk die Person Bartnings hervorgehoben, um die Qualität des Gebäudes zu bekräftigen, was dann in der Rezeption seitens der Presse und in den Gemeinden ebenfalls geschah. Als in der Dezemberausgabe 1948 von den „Mitteilungen des Hilfswerkes der Evangelischen Kirche“ erstmals Abbildungen abgedruckt wurden, zeigten die ersten Bilder eine Außenaufnahme und den Innenraum der Notkirche in Pforzheim bei der Einweihung am 24. Oktober 1948. Zwar wird vom Notkirchenprogramm gesprochen, aber der Kirchenbau wird mit dem Namen des Architekten bezeichnet. Es wird dem Leser gezeigt, wie die „Bartningsche Modellkirche“<sup>364</sup> nun aussieht, nachdem sie schon ein halbes Jahr zuvor als „Bartningkirche“<sup>365</sup> angekündigt worden war.

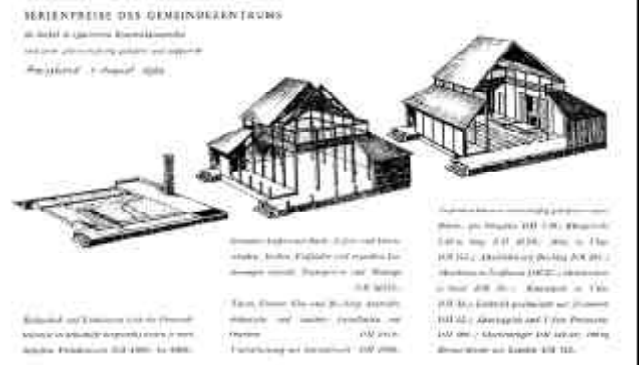
### **Gemeindezentren und Diasporakapellen des HEKD ab 1949**

Bereits im Januar 1949 hatte die Bauabteilung des HEKD den Entwurf von vorgefertigten Gemeindezentren abgeschlossen. Diese sollten vor allem als Diasporakirchen dienen und den Bedarf der durch Migration neu entstandenen Gemeinden sichern. Neben dem „Kirchensaal für 208 Sitzplät-

ze, oder nach Verschluss der Altarnische und Umstellung der Bänke mit 168 Tischplätzen<sup>366</sup> befand sich darin noch eine Teeküche, eine Sakristei die zugleich als Amtszimmer des Pfarrers diente, eine Pfarrerwohnung mit zwei Zimmern, Küche und Bad sowie einem zusätzlichen Zimmer für eine Krankenschwester oder Pfarrhelferin.

Wenige Monate später, im März 1950, unterrichtete das Zentralbüro des HEKD alle Landeskirchen von dem allgemeinen Rückgang der ausländischen Spenden, wodurch sich das Hilfswerk gezwungen sah, „Herrn Professor Bartning zu bitten, einen neuen, kleineren und deshalb wesentlich billigeren Typ des Gemeindezentrums zu entwerfen“.<sup>367</sup> Die Verantwortlichen sahen die Planungen gut voranschreiten und erwartete den abschließenden Entwurf in den folgenden Wochen. Die neue Kirche erhielt den Namen „Diaspora-Kapelle“. Auch sie sollte überwiegend den Flüchtlingen in den neu gegründeten Gemeinden als Kirche dienen. Neben dem Kirchenraum hatte die Diaspora-Kapelle gleichfalls eine Sakristei, die sich auch als Amtszimmer des Pfarrers verwenden ließ, eine Teeküche sowie einen kleinen Saal, der dem Hauptraum zugeschlagen werden konnte.

Die Gemeindezentren und Diaspora-Kapellen waren die Folgeprojekte der Notkirchen. Sie wurden zwischen 1949 bis 1953 tatsächlich achtundvierzigmal realisiert. Mit den Notkirchen hatten die Gemeindezentren und Diaspora-Kapellen gemeinsam, dass sie den Innenraum deutlich vom Außen abgrenzten und die konstruktiven Teile sichtbar blieben. Nun war allerdings die Vorfertigung bis in das Detail weitergeführt worden. Alle Teile, mitsamt geschmiedeter Liedtafel, Bronzeglocke, Altarteppich und einem Satz Paramente konnten aus dem ausdrücklich dafür produzierten Prospekt ausgewählt und mit dem kompletten Gebäude erworben werden. Lediglich der Erdaushub und die Fundamentierung musste die Gemeinde noch leisten. Doch selbst dafür wies der Prospekt eine Summe aus, die „je nach örtlichen Verhältnissen“<sup>368</sup> mit 4.000.- bis 6.000.- DM veranschlagt worden war. Mit der Kommerzialisierung sowie der Weiterführung von Präfabrikation und eingeschränkter Typisierung blieb nicht nur die aktive Eigenleistung der Gemeindemitglieder außen vor. Da sie nicht mehr als Ersatz für zerstörte Kirche vorgesehen waren, waren die Gebäude vollständig vorgefertigt und kein Trümmersmaterial ergänzte die tragenden Bauteile, sondern leichte Holzwerkstoffe samt Isolierung wurden in Einzelteilen an die Baustelle geliefert, damit in zwei bis drei Wochen eine komplett eingerichtete Kirche fertiggestellt werden konnte. Mit der Vorgabe, dass am Bauplatz zuvor keine Kirche stand, war auch der Gedanke der Notkirchen, die einen starken Identitätsbezug zum Ort herstellten, verloren gegangen. Selbst die geschätzte Kostenhalbierung bei



<sup>70</sup> Schemazeichnung des von der Bauabteilung des HEKD entworfenen Gemeindezentrums, 1950

den Diaspora-Kapellen konnte nicht gehalten werden. Obwohl sie eine weitaus kleinere Kapazität hatten, kosteten sie etwa genauso viel wie die Notkirchen.<sup>369</sup>

1952 wurde dann in einem internen Papier festgestellt, dass „materiell ... heute ein Serienbau nicht mehr am Platze“<sup>370</sup> sei. Die Schwierigkeiten der ersten Nachkriegsjahre, auf denen das Konzept der Notkirchen basierte, waren überwunden. Die Materialverknappung, auf der die serienmäßige Vorfertigung basierte und die das Einbringen des Trümmersmaterials vor Ort ermöglichte, war aus ökonomischer Sicht obsolet geworden. Trotz einer verstärkten Betrachtung der Flüchtlingsproblematik schwand die Evidenz, um diese Projekte weiter zu forcieren. Zum einen wurde der Wunsch der Gemeinden immer größer, die Zuschüsse ausbezahlt zu bekommen, um anstatt der „Serienkirche“ einen einmaligen Bau erstellen zu können.<sup>371</sup> Zum anderen ließ bei Bartning das Interesse nach, die Serienfertigung von Kirchen weiter zu intensivieren, da ihn neue Bauaufgaben genauso in Beschlag nahmen wie administrative Tätigkeiten. Denn 1950 wurde Bartning Präsident des Bundes Deutscher Architekten (BDA) und ein Jahr später Leiter der Technischen Kommission für den Wiederaufbau von Helgoland. Dazu kam unter anderem die Organisation für das zweite „Darmstädter Gespräch“, die 1955 begonnene Tätigkeit als Städtebaulicher Berater der Stadt Berlin und der Vorsitz des Leitenden Ausschusses der „INTERBAU“, bevor Bartning nach wirkungsvollen Aktivitäten in den Nachkriegsjahren am 20. Februar 1959 in Darmstadt verstarb.



<sup>71</sup> Diasporakapelle des HEKD in Wachtendonk, 1952



<sup>72</sup> Gemeindeglieder der Offenbarungskirche in Berlin beim Verlassen der Baustelle nach dem Richtfest.

## Gerhard Langmaack und die Gestaltung der Religion für die Gemeinschaft

Eine der Städte, die in Deutschland am stärksten unter den Bombardierungen zu leiden hatte, war Hamburg. Die markanten Hauptkirchen, einst „mit ihren Türmen der Schmuck und das Wahrzeichen“<sup>372</sup> der Stadt, waren nicht mehr benutzbar. Weite Teile der Stadt waren menschenleer. Jene Gemeinden, deren Mitglieder zahlenmäßig überhaupt noch eine Gemeinde stellen konnten, mußten für ihre Gottesdienste in den ersten Monaten nach Kriegsende in Schulzimmer, Nebenräume einer Gaststätte oder auch ein ehemaliges HJ-Heim ausweichen.<sup>373</sup> In der evangelischen Landeskirche organisierten sich Ausschüsse und Arbeitsgemeinschaften für die unterschiedlichsten Anliegen. Planungsausschüsse zur Pfarrstellenbesetzung und zur Erarbeitung von Vorschlägen für den Landeskirchenrat gab es ebenso wie Kirchenbaukommissionen für den Wiederaufbau von Kirchen oder Arbeitsgemeinschaften für Paramentik.

Die katastrophalen Umstände veranlassten 1948/49 das HEKD dazu, den Wiederaufbau der Hamburger Gemeinden mit der Bewilligung von drei Notkirchen zu unterstützen: In Schnelsen entstand der Typ mit polygonalem Altarraum, dem später ein Turm beigefügt wurde. In Hamburg-Hohefluß paßten die Bauteile der Notkirche zwischen Turm und Chor der Markuskirche, deren Hauptschiff völlig zerstört war. Und an der Notkirche für die St. Martinus-Gemeinde in Eppendorf wurde ein eingezogener Chor und ein Turm, in dem sich der Eingang befindet, angebaut. Für die beiden letztgenannten Notkirchen war Gerhard Langmaack der Architekt vor Ort.

Der 1898 als zweiter Sohn eines Bankdirektors in Hamburg geborene Gerhard Langmaack hatte nach einer Maurerlehre von 1914 bis 1919 die Baugewerkschule in Hamburg besucht. Parallel leistete er von 1916 bis 1918 Kriegsdienst bei den Pionieren. Nach Kriegsende arbeitete er zunächst in Architekturbüros, bevor er 1922 in Hamburg sein eigenes Büro gründete. Sehr früh, um 1911, bekam er Kontakt zur evangelischen Jugendbewegung. In diesem Lebensabschnitt führte Pastor Ludwig Heitmann den Konfirmanden Langmaack an die Erneuerungs Ideen innerhalb der evangelischen Kirche heran und gemeinsam mit ihm gehörte Langmaack ab 1923 dem Berneuchener Kreis an, der sich aus den evangelischen Jugendbewegungen gebildet hatte. Die reformorientierten Kräfte der evangelischen Kirche prägten das Leben Langmaacks. Dem Berneuchener Kreis, woraus 1931 die „Evangelische Michaelsbruderschaft“ entwuchs und an deren Gründung er beteiligt war, blieb er zeitlebens verbunden. Diese Orientierung Langmaacks zur evangelischen Kirche war keineswegs Ansatz zum geistigen Rückzug in eine frömmelnde Religiosität, sondern hatte bei ihm eine deutliche gesellschaftliche, mitunter politische Dimension. Das wird nicht nur durch seine damalige Mitgliedschaft in der SPD oder seine Tätigkeit für die Sozialistische Arbeiterjugend deutlich. Auch die 1922 beginnende Hinwendung zu einem anderen Reformen, nämlich Fritz Schumacher, macht dies erkenntlich. Dieser hatte 1907 mit seiner programmatischen Rede dem Werkbund die kulturelle und gesellschaftliche Reformverpflichtung der Architektur eingeschrieben und wurde für Langmaack zu so et-



73

Gerhard Langmaack, um 1930

was wie ein „Meister und Führer“<sup>374</sup>, noch bevor Schumacher 1923 die Stelle des Oberbaudirektors in Hamburg angetreten hatte. Überdies half Schumacher Langmaack nach 1945, indem er als sein Leumund auftrat und ihm eine antinationalsozialistische Gesinnung nachwies.<sup>375</sup> Neben einem intensiven Gedankenaustausch kam es 1925 im Zuge des Neubaus der kulturwissenschaftlichen Bibliothek von Aby Warburg auch zu einer Zusammenarbeit der beiden, bei der Schumacher gleichfalls die Position des Mentors innehatte. Nach den ersten schwierigen Jahren der Selbständigkeit begann sich in dieser Zeit die Auftragslage für Langmaack zu verbessern und eine Vielzahl seiner Entwürfe konnte auch realisiert werden. Neben kleineren Ein- und Umbauten waren das vor allem Wohnungs- und Siedlungsbauten sowie Sozialbauten, die überwiegend aus seinem Engagement in Jugendgruppen entstanden waren. Seine Kirchenprojekte blieben zunächst allerdings noch unrealisiert.

Einen der frühen Entwürfe aus dem Jahr 1925 verstand er als einen Idealentwurf einer protestantischen Kirche. Beeinflußt von Bartnings Schrift „Vom neuen Kirchbau“ und seinen Erfahrungen aus dem Berneuchener Kreis, fertigte er dafür Zeichnungen an, die einen Kirchenbau mit ovalem Grundriß zeigen. Im überwölbten Innenraum war die Gemeinde auf Altar, Taufbecken und erhöhte Kanzel im Osten ausgerichtet, dem das zeittypische Motiv des „Stufenbergs“ im Westen als mächtiger Baukörper gegenüberstand. Diesen Ausdruck in der äußeren Erscheinung leitete er aber allein aus dem „Inhalt“ des Gebäudes ab: „Wir gestalten von innen nach außen. Wir müssen den Kern erkennen, um die Schale zu schaffen, wir wollen vom Inhalt zeugen durch die Form.“<sup>376</sup>

Im Herbst 1929, als die Weltwirtschaftskrise auch in Deutschland Auswirkungen zeigte, hatte Langmaack ein gut gehendes Architekturbüro in Hamburg. In dieser Zeit hatte er eine erste Phase abgeschlossen, die noch stark von der Suche nach einem Stil geprägt war. Nach seinen Bewegungen zwischen den Strömungen der Neuen Sachlichkeit und des Neoklassizismus, des Expressionismus mit den für Hamburg typischen Klinkerbauten und der norddeutschen Heimatschutzarchitektur für Bauten auf dem Land, war er bei einer „eigenen architektonischen Handschrift“ angekommen, die nach Olaf Bartels „nicht im Sinne einer individualistischen freikünstlerischen Originalität“ verstanden werden kann, sondern als „Versuch, auf das Wesentliche der Nutzung und des Bauhandwerkes zurückzugehen“<sup>377</sup>. In dieser Suche nach einem eigenen, moderaten Stil zwischen den immer stärker polarisierenden Fronten des internationalen „Neuen Bauens“ und den konservativen, traditionalistischen Tendenzen, deren Argumente immer mehr in den Sog nationalistischer Ideologien gerieten, war Langmaack allerdings genauso wenig gesichert wie in seinem Wirken in unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Zwar trat Langmaack nicht in die NSDAP ein und konnte daher auch nach dem Krieg ungehindert seine Arbeit wieder aufnehmen. Aber er kam zumindest in den ersten Jahren nach der Machtergreifung in die Nähe nationalsozialistischer Bestrebungen, die er mitunter aktiv unterstützte. Durch seine Mitarbeit im BDA bereitete er 1933 unter der Leitung von Konstanty Gutschow die Einbindung des BDA in die Reichskammer der bildenden Künste mit vor und wurde 1934 Hamburger Landesleiter der Reichskammer.



<sup>74</sup> Gerhard Langmaack: Idealentwurf einer protestantischen Kirche, 1925



In dieser berufspolitisch wichtigen Funktion erhielt Langmaack unter anderem 1935 eine Einladung zur Teilnahme am Wettbewerb des Horst-Wessel-Ehrenmals nahe Hameln und den Auftrag für die Wohnstube eines Erbhofbauern in der Ausstellung „Kunst und Handwerk“ in Leipzig. Dass er in jener Zeit die Emphase der Veränderung in seinen parteipolitischen Zielen falsch einschätzte und den darin enthaltenen religiösen Gehalt deutlich überschätzte, zeigt der Erläuterungsbericht seines Beitrags für den Wettbewerb der Kongreßhalle auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg, bei dem er den 3. Preis erhielt. Die monumentale, symmetrische Anlage der Kongreßhalle, ein Bau für die „Masse“, konnte seiner Meinung nach nur dann „wirklich sinnvoll sein, mithin wahre Architektur sein“, „sofern Führer und Geführte zu einer gleichen Bindung gelangen, die letztlich religiös sein muß“<sup>378</sup>. Freilich dachte Langmaack dabei an eine christliche Religiosität und nicht an eine Pseudoreligiosität, wie sie sich der Nationalsozialismus zu eigen gemacht hatte und wie es Goebbels auch 1928 direkt formulierte, indem er geltend machte: „Nationalsozialismus ist Religion“<sup>379</sup>. Demgemäß läßt sich auch die zusätzliche Anmerkung von Langmaack zu seinem Entwurf als zweideutig mißverstehen. Programmatisch ergänzte er die Ausführung über seinen Wettbewerbsbeitrag mit der Aussage, es müsse „in jedem Fall das geistig-ideelle Programm das stofflich-technische ergänzen und in bezug auf die angestellten Untersuchungen sogar an zweite Stelle drängen“<sup>380</sup>. War Langmaack darin mutmaßlich von dem Glauben getragen, in naher Zukunft christliche Werte in die Architektur eintragen zu können, sahen die Parteimitglieder in derartigen Erklärungen einen politischen Mitstreiter.

Nachdem Langmaack im Januar 1936 bei einem Diskussionsabend dafür eingetreten war, dass in der Hamburger Kunsthalle nicht nur Expressionisten, sondern auch jüdische Künstler vertreten sein sollten, zeigte sich zunächst nur der Berichterstatter des Hamburger Tageblattes irritiert. Als im Juli desselben Jahres in der Ausstellung „Malerei und Plastik“ im Hamburger Kunstverein auch Arbeiten gezeigt wurden, die von den Nationalsozialisten verschmäht wurden und ein Jahr später als „entartet“ galten, weigerte sich Langmaack als Verantwortlicher, die Schau zu schließen. Daraufhin mußte ein Vertreter der Reichskammer aus Berlin anreisen, um die Ausstellung abzubrechen. Der verweigernden Haltung Langmaacks folgte seine Entlassung aus dem Amt.<sup>381</sup> Allerdings blieb das die einzige Konsequenz für ihn. Er wurde nicht mit einem Berufsverbot bestraft. Im Gegenteil, durch den wirtschaftlichen Aufschwung kam auch Langmaack zu Aufträgen im Industriebau und bis 1938 stieg die Zahl seiner Mitarbeiter. Auch im Kirchenbau bekam Langmaack interessante Aufträge. Über die Michaelsbruderschaft erreichten ihn auch außerhalb der Region Hamburgs Anfragen zu Entwürfen für kirchliche Bauten. So entstanden nach seinen Entwürfen bis 1941 in Deutschland fünf kirchlich genutzte Neubauten. Außerdem wurden sieben Kirchenbauten erneuert beziehungsweise wiederaufgebaut. Nach zahlreichen unrealisiert gebliebenen Wettbewerbsbeiträgen und kleineren Umbaumaßnahmen in den ersten Jahren seiner Tätigkeit, konnte er 1935 mit dem Wiederaufbau der evangelischen Kirche im schlesischen Altenlohm eine erste Anerkennung erwerben. Die



<sup>75</sup> Gerhard Langmaack: Christuskirche in Bunzlau in Schlesien auf dem Neuen Friedhof, 1939

mittelalterliche Kirche war vollständig niedergebrannt gewesen und Langmaack entwarf mit den dort ansässigen Handwerkern einen Bau in örtlicher Handwerkstradition aus den dort vorhandenen Baustoffen Holz und Naturstein. Lediglich die Entwürfe für das Abendmahlbildnis und die Fenster stammten von den Hamburger Künstlern Franz Porsche beziehungsweise Sigrid Schlytter. Eine zweite Kirche nach dem Entwurf von Langmaack entstand 1936 im westfälischen Grüne bei Iserlohn. Dort wurde 1936 mit dem Bau der Christuskirche begonnen, die als Steinbau mit örtlich gewonnenem Bruchstein verkleidet wurde.

Nach Kriegsbeginn und den einsetzenden Einschränkungen im Kirchenbau blieben Langmaack noch Projekte, die weitestgehend der Rüstungsindustrie dienten. Im Auftrag Gutschows entwarf er überdies bis Kriegsende Schutzräume und Bunkerbauten. Dafür wurde er vom Kriegsdienst freigestellt. Die Zerstörung Hamburgs im Sommer 1943 überstand Langmaack und seine Familie geschockt aber körperlich unversehrt. Der mit der Wiederaufbauplanung beauftragte Gutschow übertrug Langmaack im März 1944 ein Planungsgutachten. Mit dem „Sofortplan“ im Juli 1944 wurden Langmaack und seinem Kollegen Werner Kallmorgen die Planungen für den Ortsteil Barmbek zugewiesen, an dem sie bis in den Sommer 1945 arbeiteten. Eine stärkere Beteiligung an stadtplanerischen Aufgaben für Hamburg scheiterte daran, dass ihm die britische Militärverwaltung Anfang 1946 aufgrund seines Artikels über seinen Wettbewerbsbeitrag zur Kongreßhalle in der „Baugilde“ aus dem Jahr 1934 nationalsozialistische Propaganda zur Last legte und ihm eine Tätigkeit in den Arbeitsausschüssen untersagte. Neben der Mitarbeit in der Verwaltung wurde ihm auch das Recht auf Veröffentlichungen untersagt und ihm mit einem Berufsverbot gedroht. Im Januar 1949 wurde er von den Vorwürfen befreit und der Restriktion des Publikationsverbotes entbunden.

### Erste Evangelische Kirchenbautagung in Hannover 1946

Im Zuge einer Neuorientierung fand seitens der evangelischen Kirche im November 1946 die erste Evangelische Kirchenbautagung nach dem Krieg in Hannover statt. Die Landeskirchen hatten jeweils einen Theologen und einen Architekten entsandt, um über den „evangelischen Kirchenbau vor neuen Aufgaben“<sup>382</sup> referieren und diskutieren zu können. Zwei Hauptredner der Tagung brachten diesen Austausch zum Ausdruck: Der Organisator und Theologe Gerhard Kunze und der Architekt Gerhard Langmaack. Kunze versuchte in fünf Vorträgen, die Situation durch fragende Beiträge zu umschreiben. Einer seiner Vorträge mit dem Titel „Was erwartet und fordert die Kirche vom Kirchenbaumeister?“<sup>383</sup> beantwortete Langmaack mit der Gegenfrage „Was erwartet und fordert der Kirchenbaumeister von der Kirche?“<sup>384</sup>. Langmaack beklagte darin die Orientierungslosigkeit der evangelischen Kirche für den Kirchenbau. Er behauptete, „dass die Kirche im Augenblick gar nicht sagen kann, was zu bauen ist“<sup>385</sup>. Das von ihm formulierte *was* bezog sich weniger auf die Nutzung, sondern vielmehr auf den Umgang mit den Kirchenruinen und den Fragen der Formfindung für den evangelischen Kirchenbau. Sein Annäherungsvorschlag orientierte sich nicht an historischen Leitbildern. Die historisierende „Kümmel-



<sup>76</sup> Gerhard Langmaack: Wiederaufgebaute Kirche im schlesischen Altenlohn, 1935



<sup>77</sup> Brennende Öltanks im Hamburger Hafen am 20. Juni 1944

gotik<sup>386</sup> war für ihn genauso wenig tauglich wie die Nachahmung irgend eines anderen Stils. Auch dem „Experiment“, das durch eine vermeintlich „fortschrittlich-protestantische Haltung“<sup>387</sup> legitimiert würde, erteilte er eine Absage. Unabhängig davon, ob es sich um einen Neubau, eine Umgestaltung oder eine Wiederherstellung handelt, sollte sich der Kirchenbau aus dem zeitgenössischen Kontext begründen. Die geltende Situation bedeutete für Langmaack jedoch nicht nur „die Klage über schlechte Zeiten und knappe Mittel“, sondern die Möglichkeit, „diesen Erschöpfungszustand anzuerkennen und ganz geduldig und bewußt leer zu werden“<sup>388</sup>. Demnach war auch nach seiner Überzeugung nur aus diesem Zustand der Erschöpfung und im Bewußtsein der Katharsis ein zutiefst sinnvolles Handeln und das Entwerfen von Kirchen möglich.

Überdies sollten die aus dieser Haltung entstehenden Kirchen auch seiner Meinung nach keine behelfsmäßigen Provisorien sein, sondern gegenwartsnahe Lösungen, die aus einer Planung auf lange Sicht entstehen sollten. Dies konnte nur durch die Integration der Gemeindemitglieder, deren künstlerischen Kräften und den Verantwortlichen der kirchlichen Institutionen erreicht werden, die den Wiederaufbau der Kirchen zu einem glaubwürdigen Neubeginn führen konnten.

### Kirchenbau heute, 1949

Die Frage von Kunze, was von einem Kirchenbaumeister erwartet werden kann, beantwortete Langmaack kurze Zeit später in seinem Buch „Kirchenbau heute“<sup>389</sup>, das zum Kirchenbautag in Lübeck im August 1949 in der hohen Auflage von 2000 Exemplaren erschien.<sup>390</sup> Das dafür benötigte Papier wurde als Spende vom Hilfswerk zur Verfügung gestellt. Doch Langmaack ging darin über eine eingeschränkte Sicht auf den Kirchenbau hinaus. Nicht nur, dass er fachliche Qualitäten beschrieb, die ein Baumeister nachweisen muß: Die Verbindung von Theorie und Praxis, den Nachweis, „der Bauaufgabe die handwerkliche Seite ohne weiteres abgewinnen“ zu können, seine Aufgabe als „Organisator und Planer“, als „Wissenschaftler und Kulturpolitiker“, als „Schöpfer und Künstler“<sup>391</sup>. Zudem muß er die „Tugenden“ des Drangs nach „Wahrhaftigkeit und Echtheit“, der „Tapferkeit und Tatkraft“ und vor allem „die Liebe zu seinem Beruf“<sup>392</sup> aufbringen. Letzten Endes müsse er sich auch „in Geduld üben lernen und wird bereit sein müssen, völlig hinter sein Werk zurückzutreten“<sup>393</sup>, wobei auch Langmaack die Bezeichnung des Baumeisters aus der mittelalterlichen Berufsbezeichnung in die Moderne überführt wissen wollte. Seinem Bild eines Baumeisters folgend, sollte er die Universalität und geistige Integrität des mittelalterlichen Kirchenbaumeisters mit den zeitgemäßen Sachkenntnissen des modernen Architekten verkörpern, bei dem „weltliches Tun“ und „die Hineinnahme gegenwärtiger Zeitströmungen in die Aufgabe der Kirche“<sup>394</sup> ausgeprägt sei. Dafür wäre es nicht nur notwendig, den modernen Kirchenbaumeister entsprechend zu schulen, ihn in gemeinsamer Arbeit von Theologen und Architekten mit den Fragen des Kirchenbaus vertraut zu machen. Die daraus entstehende „Horizontale der Gemeinschaft Bauherr - Baumeister“ muß auch in die „Vertikale der Gemeinschaft“ hineingerichtet und gebunden werden, „die wir Kirche

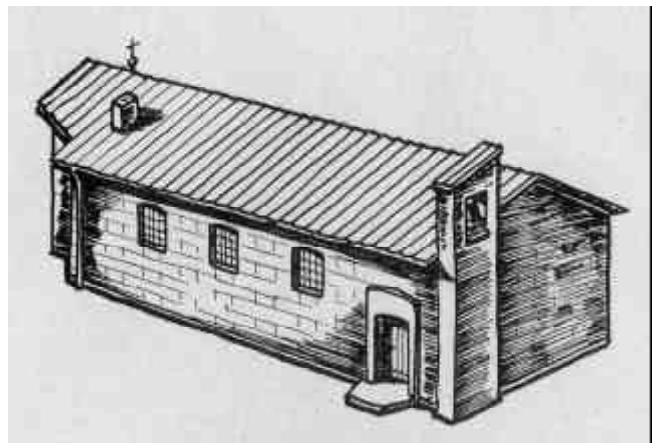


<sup>78</sup> Titelseite von „Kirchenbau heute“, 1949

nennen<sup>395</sup>. Um diesem umfassenden Anspruch nahezukommen, sei sein Standort „mitten in den Auseinandersetzungen der Kirche mit der Zeit“<sup>396</sup>. „Als Glied der Gemeinde“ muß er „aufgeschlossen sein für das religiös-kultische Leben und für die diakonischen Dienste der Kirche“<sup>397</sup>. Mit Bezug auf Wilhelm Stählin<sup>398</sup> rückte Langmaack die Position des Kirchenbau-meisters in ein Amt, das einer „Ordination gleichkommt, wie sie für die anderen geistlichen Ämter auch geübt wird“<sup>399</sup>. Nach Erachten Langmaacks konnten „alle Versuche zur Erneuerung des christlichen Kirchenbaues [...] nur vom Raum der Kirche selber her und in der lebendigen Teilnahme des Baumeisters am gottesdienstlichen Leben“<sup>400</sup> zu einer Lösung führen. Die daraus abgeleitete städtebauliche Position des Kirchengebäudes war nicht mehr die des Mittelpunktes. Es sollte vielmehr „vom Rande“<sup>401</sup> in das Stadtbild einwirken. Das „Leben des Städters“<sup>402</sup> kreise nicht mehr wie im Mittelalter um die Kirche. Stattdessen weise es „sehr unterschiedliche Brennpunkte“ auf, weswegen die Kirche „als kultureller Faktor zu gelten habe“<sup>403</sup>. Damit bezog er sich allerdings mehr auf die architektonischen und städtebaulichen Aspekte der Repräsentation von Kirchenbauten, als auf den „Inhalt“ der Kirche, die für die Menschen gleichsam ein „Ort“ ist, „von dem aus die Gesamtsituation des Menschen bestimmt wird“<sup>404</sup>.

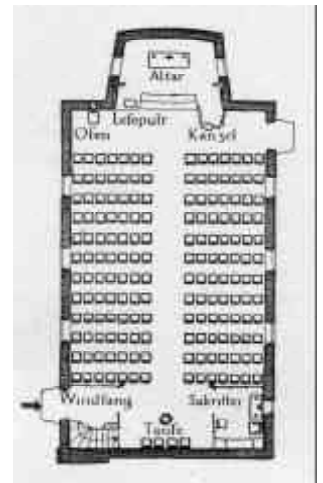
### Zwischen Tradition und Neuschaffen

Als ob er diese Ansprüche selbst vorleben wollte, widmete sich Langmaack nach dem Krieg zahllosen Planungstätigkeiten. Der Umfang seiner Arbeit war in dieser Zeit immens. Neben mehreren Wohn- und Behelfsbauten verzeichnet das Werkverzeichnis<sup>405</sup> von Langmaack bereits 1945 Planungen für vier Gemeindesäle in Hamburg und Vorschläge für die provisorische Nutzung der Dreieinigkeitskirche in Hamburg-St. Georg sowie erste Entwürfe für den Wiederaufbau der Markuskirche in Hamburg-Hoheluft. Im darauf folgenden Jahr entstand nach seinem Entwurf ein provisorischer Kirchenraum in der Ruine der Hauptkirche St. Michaelis und er gewann mit seinem Beitrag den 1. Preis im Wettbewerb um den Wiederaufbau der St. Magnikirche in Braunschweig, der allerdings nicht zur Realisierung kam. St. Magni konnte erst in den sechziger Jahren, nach einem Entwurf von Heinrich Otto Vogel wieder errichtet und geweiht werden. Desweiteren entstanden von Langmaack 1946 erste Entwürfe für die Siechenhofkapelle in Goslar, ein Typenentwurf für Gemeinden mit zerstörten Gotteshäusern, eine sogenannte „Notzeit-Kirche“ sowie Pläne für den Ausbau der Kapelle im Ordenshaus der Michaelsbruderschaft in Assenheim. Allein in den nächsten drei Jahren folgten neben den Profanbauten auch Planungen für den Kirchenraum im ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Evangelischen Hospitals in Neuenkirchen, ein Vorschlag zur Erneuerung der Stadtkirche in Pyrmont, der Entwurf einer Einsiedelei in Leutershausen, ein Wettbewerbsbeitrag für die Alt-



<sup>79</sup> Gerhard Langmaack: Entwurf einer „Notzeit-Kirche“, Variante 1.

städter Nicolaikirche in Bielefeld, der Entwurf für die Martinskapelle in Rendsburg, Planungen für den Wiederaufbau einer Kirche in Dalldorf, sowie den Neubau der Christuskirche in Wolfsburg, der Entwurf für den Neubau der Friedhofskapelle in Bad Bevensen, die Planung eines provisorischen Einbaus eines Gemeindesaals in die Ruine der Hauptkirche St. Nikolai in Hamburg, die Planungen für den Einbau einer Notkirche in die Ruine des Wohnhauses Küster in Brinckum, einer Kapelle für ein Barackenlager in Mölln, eines Kirchenraums in eine ehemalige Kraftwagenhalle des Jugenddorfs Delmenhorst wie auch der Erweiterungsvorschlag für den Gemeindesaal von St. Andreas in Hamburg sowie Ausstellungsräume für die Kirchenbautagung 1949 in Hamburg. In dieser umfangreichen Werkliste findet sich 1949 schließlich auch noch der Wiederaufbau der Martinuskirche, neben der Markuskirche das zweite Projekt, in dem Langmaack eine Notkirche des HEKD verantwortlich zur Realisierung brachte. Beide Notkirchen konnten mit Unterstützung der „Lutheran World Federation“ realisiert werden.



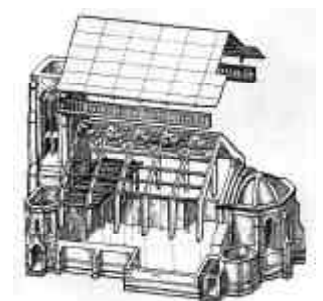
80 Grundriss der „Notzeit-Kirche“

Die **Martinuskirche** wurde im Dezember 1949 geweiht. Sie ist eine der frühen Kirchenneubauten in Hamburg nach dem Krieg und war die dritte von drei Notkirchen des Zweiten Notkirchenprogramms, die das HEKD in Hamburg errichten ließ. Zuvor war 1947 aus dem ersten Programm eine Schweizer Militärbaracke auf dem alten Hammer Friedhof aufgestellt worden, neben die zehn Jahre später der imposante Neubau der Dreifaltigkeitskirche gebaut wurde. Wie im Konzept des Notkirchenprogramms vorgesehen, blieb es auch im Fall der Martinuskirche der bauenden Gemeinde überlassen, mit welchem Material die Wände zwischen den Holzrahmenbindern ausgefacht wurden. Regionale Verhältnisse wie das Materialangebot und Bedingungen der Gemeinde sollten ja die Wahl des Typs und seine Umsetzung bestimmen. Langmaack entschied sich mit der Gemeinde für eine Konstruktion aus geschlammtem Mauerwerk aus Kalksandstein. Im Vergleich mit anderen Notkirchen, die im Hilfsprogramm realisiert wurden, führten die Kalksandsteinwände zu einem helleren Innenraum. Zudem wurde der vorgeschlagene polygonale Chorabschluss in eine halbrunde Apsis variiert. Dadurch entstand eine originelle Lösung, die, ergänzt durch Anbauten wie ein 1973 erstelltes Gemeindehaus, heute noch in dieser Form existiert.



81 Gerhard Langmaack: St. Martinus in Hamburg-Eppendorf, 1949, mit Anbauten aus den siebziger Jahren.

Eigenartig ist der Wiederaufbau der 1899 fertiggestellten und 1943 zerstörten **Markuskirche** im Hamburger Stadtteil Hoheluft. Sie war die erste der drei Notkirchen in Hamburg und zeigt prägnant, welche Gestalt die Fügung von Ruineteilen mit den Bauteilen der Notkirche annehmen kann. In diesem Entwurf integrierte Langmaack das Grundgerüst der Notkirche als hölzernes Hauptschiff zwischen die noch bestehenden neugotischen Bauteile von Westwerk und Chor. Nach Abriß der noch stehen gebliebenen Ruinenmauern wurden die präfabrizierten Bauteile an die ehemalige Stelle des Hauptschiffes eingefügt. Das Passvermögen bezog sich indes nur auf die Maße des Grundrisses, nicht auf die Höhen der Baukörper. In der Höhe ist sie um einige Meter niedriger als die zerstörten Bereiche, weswegen der Baukörper der Notkirche zwischen dem aufragenden West-



82 Gerhard Langmaack: Einbau der Notkirche des HEKD in die Ruine der Markuskirche in Hamburg-Hoheluft, 1949

werk und Chor noch gedrungener wirkt, als wenn er - wie anderenorts - frei stehen würde. Zugleich wird aber auch bis heute noch die Zäsur deutlich, die der Krieg in dieses Gebäude geschlagen hatte und die durch die Bauteile der Notkirche kuriert wurden. Für Langmaack schien der Entwurf der Markuskirche allenfalls einen stilistischen Bruch, aber kein inadäquates Prinzip für den Umgang mit Kirchenruinen, darzustellen. Sah er in diesem Bau doch „die Möglichkeit einer organischen Verbindung von neuzeitlicher Architektur mit pseudogotischen Formen“<sup>406</sup>. Was das heißt, machte er in seinem Buch „Kirchenbau heute“ deutlich. Einerseits war es für ihn „entscheidend für die augenblickliche Situation der Kirche“ überhaupt Räume zu schaffen, „da man loben und danken kann“<sup>407</sup>. Mit dieser notwendigen Forderung und seiner realitätsnahen Lösung lehnte er auch eine Wiederherstellung jener Kirchen „im historischen Sinne“<sup>408</sup> vehement ab, die in Nachahmung mittelalterlicher Stile bis in das 20. Jahrhundert in einem „Pseudostil“ errichtet worden waren. Das wäre „Verrat an der Baukunst und Verrat an der Kirche“<sup>409</sup>. Stattdessen sei im Umgang mit diesen Bauten und seinen wiederverwertbaren Resten „eine Radikalität“ erforderlich, „wie sie sonst an keiner Stelle in der Kirche gefordert wird“<sup>410</sup>. Mit diesen zum Teil auch unvereinbaren Ansprüchen forderte er vom „Baumeister den Mut [...] auch einmal mit gegebenen Bauresten zu einer ganz neuen Raumform vorzustoßen und die Spannungen zwischen Altem und Neuem zu fruchtbarer Konzeption zu bringen“<sup>411</sup>.

Hatte Langmaack mit seinen Darstellungen in „Kirchenbau heute“ noch stark auf den konkreten städtebaulichen Standort abgezielt, wo die Kirche „unter Wahrung ihres Randcharakters im Plan ihren Raum zu finden hat“<sup>412</sup>, und dann vor allem mit der Markuskirche die historische Bedeutung des Ortes aufgenommen und symbolisch bestätigt, so begann er wenige Jahre später seinen Beitrag zum „gottesdienstlichen Ort“<sup>413</sup> mit einer anthropologischen Darlegung. Darin betonte er die Ortsgebundenheit der Architektur und der kultischen Handlungen. In ihr sah er die anthropologische Wurzel des Kirchenbaus und die Findung und Bebauung des Ortes, im „Bauen als Gebärde ist schon kultisches Handeln“<sup>414</sup>.

In der typisierten Notkirche des HEKD erkannte Langmaack ein unvollständiges Werk, das die Kirchengemeinde nicht von der Aufgabe enthob, „ihre Kirche nun selber zu gestalten. Den Gedanken, es handle sich um ein fabrikfertiges Gotteshaus, muß man also zurückweisen. Die Gemeinde wird bei ihrem Bau ebensowenig einen erfahrenen Kirchenbaumeister wie einen beratenden Bauausschuß entbehren können.“<sup>415</sup> Seine Position als Architekt war also keineswegs eingeschränkt. Mit dem Entwurf war den Gemeinden vielmehr ein „Mittel an die Hand gegeben“, mit dem die Planung noch „vollendet“<sup>416</sup> werden muß. Zugleich kam die Maßnahme der Notkirche auch zur rechten Zeit, um den omnipräsenten Kirchenbauten im „Pseudostil“ und dem ihnen zugrundeliegenden Historizismus effektiv zu begegnen. Er bedeutete „ein erstmaliges Freimachen von der Überlieferung und zwingt dadurch gleichzeitig zu Verzicht und zu neuem Gewinn“<sup>417</sup>.

Die Notkirche war darüber hinaus keine „Behelfskirche“<sup>418</sup>, in keinerlei Hinsicht ein Provisorium, etwas Minderwertiges. Diese wollte Langmaack nicht grundsätzlich abtun, oft sei von solchen Behelfskirchen sogar „in aller ihrer Vorläufigkeit mehr Kraft und Segen ausgegangen als von kunstvollen Altären unzerstörter Kirchen“<sup>419</sup>. Allerdings vermutete er bereits 1949, dass „die Zeit nun auch schon vorüber“ sei, „wo man nach dem Behelf rief“<sup>420</sup>. So schätzte Langmaack die Gegenwart dahingehend ein, dass „wir uns nicht mehr ‚auf dem Hauptverbandsplatz‘“ befinden, sondern „schon in die Behandlung heilender Hände“<sup>421</sup> kommen.

### **Der Architekt als Gestalter der Religion in der Gemeinschaft**

Um seinen hoch gesetzten Ansprüchen selbst gerecht zu werden, agierte Langmaack in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern. Neben seiner aktiven Arbeit in der Evangelischen Michaelsbruderschaft, der Synode der Hamburger Landeskirche und im Kirchenvorstand der St. Johannis-Gemeinde in Hamburg-Eppendorf, dem er von 1924 bis kurz vor seinem Tod 1986 ununterbrochen angehörte, sowie seiner Mitwirkung in den zahlreichen Gemeinden, deren Kirchen und Gebäude er errichtete, versuchte er jahrzehntelang mittels schriftlicher Beiträge und Vorträge seine Vorstellungen zu verlautbaren und seinen integrativen Anspruch zu leben. „Kirchenbau heute“, seine Mitarbeit im Arbeitsausschuß der Evangelischen Kirchenbautage und sein Buch „Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert“<sup>422</sup> zeugen genauso von dieser inneren Kraft, wie die zahlreichen gesprochenen Erläuterungen, in denen er zum Beispiel nach dem Krieg seine „Gedanken zum Wiederaufbau zerstörter Kirchen“ im Evangelischen Kirchlichen Kunstdienst Hamburgs vortrug oder seine Lehrtätigkeit an der Theologischen Fakultät der Universität Hamburg über Grundlagen des modernen Kirchenbaues.

Die Position, die Langmaack einnahm, läßt sich ähnlich wie bei vielen seiner Kollegen als Reaktion auf den vorangegangenen Nationalsozialismus wie auch auf Entwicklungen der Moderne verstehen. Sein fundamentales christliches Glaubensbekenntnis, das ihn früh geprägt hatte, ihn aber dennoch nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten zeitweilig in deren Fahrwasser geraten ließ, gab ihm dann wieder Kraft, sich an einer Haltung zu orientieren, die sich zwar nicht gerade als „innere Emigration“ bezeichnen läßt, aber vielleicht als christlich geprägte Zivilcourage. Zumindest war sie dafür verantwortlich, dass er aus den administrativen Machtpositionen entlassen wurde. Eine christliche Grundeinstellung bestärkte ihn nach 1945 in seiner Vorstellung, nach der die Kirche „die Gesamtsituation des Menschen bestimmt“<sup>423</sup> und nach der die Gemeinschaft der Menschen wieder enger an den christlichen Glauben geführt werden sollte. Religion sollte in diesem Weltbild die gleichsam stets aufs Neue zu reflektierende Komponente einer Gesellschaft sein, in der Kirchenbauten die „Mitte“<sup>424</sup> einer Gemeinde bildet und zwar im konkreten Sinn als Ort der Begegnung, wie auch im symbolischen Sinn „der Menschwerdung und Auferstehung des Herrn“<sup>425</sup>. Seine verstärkte Hinwendung zum Kirchenbau läßt sich freilich auch als Entpolitisierungsversuch seiner Arbeit verstehen. Diese Bemühung brachte ihn beispielsweise auch dazu, städtebauliche Fra-

gestellungen aus der Perspektive des Kirchenbaus anzugehen und in deren Kontext einzubetten, wie er es auch in „Kirchenbau heute“ und 1957 in seinem Vortrag anlässlich der „Interbau“ in Berlin tat.

Seine Enttäuschung darüber, dass der Versuch der Architekten, Beiträge zum Klärungsprozeß des zeitgemäßen Kirchenbaus beizusteuern, seitens der Theologen „leider ohne Wiederhall“<sup>426</sup> blieb, schmerzte ihn auch noch lange nach seinem Auftritt bei der Kirchenbautagung 1946. Gegenüber Rudolf Schwarz bekannte er noch 1961: „Die Theologen antworten nicht auf unser Fragen“<sup>427</sup>. Doch diese Bemühungen der Annäherung bargen auch etwas Anspruchvolles. Verstand Langmaack doch seine Professionen als nicht auf sich allein gestellt. Weder der Architekt noch der Theologe sollten eigenständig mit ihrer Kompetenz für den Kirchenbau tätig werden. Die allgemeine Tendenz zur Autonomisierung der Disziplinen wollte er über die Konstellation der Gemeinschaft kompensieren. Darin sollten sich die Kompetenzen der Arbeitsgebiete annähern, ergänzen, im Idealfall eng miteinander verbinden. Dem Architekten kam bei den anstehenden Bautätigkeiten nicht, wie beispielsweise 1947 von seinem Hamburger Kollegen Rudolf Ladders so emphatisch formuliert, die Schlüsselrolle zu. Die Arbeit des Architekten konnte nur erfolgreich sein, wenn die Gemeinschaft, in der das Gebaute entsteht, an dem Gebauten teilnimmt. Daher war es für ihn wohl auch kein Problem, die Notkirchen des Hilfswerkes unter seinem Namen zu vollenden. In der Position des Baumeisters sah sich Langmaack eher als Vermittler einer sinnlich erfahrbaren Welt, aus der durch seine Arbeit für die Gemeinschaft die Religion Gestalt findet. Von daher galt seine Erklärung von 1934, wonach „das geistig-ideelle Programm das stofflich-technische ergänzen“<sup>428</sup> soll, für ihn vermutlich in ähnlicher Weise auch noch nach 1945, nun jedoch entnazifiziert, mitunter entpolitisiert und die Ergänzung deutlicher im Sinne einer Verschmelzung zweier Komponenten einer ihnen gemeinsam zugrundeliegenden Haltung. Denn die Akzentuierung des Religiösen, das ein Fundament der politischen Gesellschaft darstellte, aber nicht für eine politische Absicht mißbraucht werden durfte, gab nicht nur eine lebenslange Auseinandersetzung mit dem Thema Kirchenbau vor, sondern legitimierte auch seine Arbeit nach 1945. Indem



<sup>83</sup> Gerhard Langmaack (in zweiter Reihe rechts) gehörte 1931 zu den Mitbegründern der Michaelsbruderschaft, die ihre Wurzeln im Berneuchener Kreis hat.



er sich dermaßen intensiv dem Kirchenbau widmete, kam kein Verdacht mehr auf, eine politisch anrühige Gesinnung zu vertreten bzw. vertreten zu haben.

Seine durch die Michaelsbruderschaft geprägte Geisteshaltung führte ihn dazu, den Kirchenbau weniger über die Frage der Konfession anzugehen, als vielmehr über die Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft und die Belange der Liturgie. Einerseits trug er damit bei, die Grenzen zwischen den Konfessionen aufzuweichen, die „innere gemeinsame Bindung der Kirchen“ zu betonen, was ihn „froh“<sup>429</sup> machte. Sein katholischer Kollege Rudolf Schwarz sah dies ähnlich und fand es „schön, zu sehen dass die grossen Fragestellungen auf die Grenzen der Konfession nicht beschränkt sind, sondern allgemein-christlicher Art sind“<sup>430</sup>. Andererseits barg diese Annäherung zugleich die Tendenz einer zunehmenden Auseinanderentwicklung in sich, in der gegen alle Bemühungen das Sakrale immer mehr dem Profanen gegenübergestellt wurde. In diesem Prozeß der Polarisierung und Autonomisierung wurde die Kluft zwischen Kirche und Gesellschaft wie auch zwischen Theologen und Architekten nicht kleiner. Für Langmaack bedeutete dies nicht nur, permanent den „Mut“ aufzubringen „zu einer ganz neuen Raumform vorzustoßen und die Spannungen zwischen Altem und Neuem zu fruchtbarer Konzeption zu bringen“<sup>431</sup>, sondern auch die Enttäuschung zu verkraften, dass sich weder Theologen und Architekten nahe genug kamen, noch die Kirche die Gesamtsituation der Menschen dermaßen bestimmten sollte, wie er sich das zeitlebens erhofft hatte.

## Max Taut und zwei Entwürfe für Notkirchen

Auf den eklatanten Notstand in Berlin reagierte auch Max Taut nach Ende des Krieges ambivalent. Einerseits tief erschüttert vom Elend der ehemaligen Metropole, sah er andererseits in der Zerstörung den positiven, hoffnungsvollen Aspekt eines möglichen Neubeginns. Durch seine Aktivitäten und seine 1945 erfolgte Berufung als Lehrer an die Hochschule für Bildende Künste konnte er früh nach Kriegsende für seinen Wohnort Berlin zu einer richtungsweisenden Persönlichkeit werden und aktiv an Entscheidungsprozessen mitwirken. In dieser Zeit stand Berlin im Zentrum seiner architektonischen Tätigkeit und seiner Entwürfe.

Max Taut, der jüngere Bruder von Bruno Taut, wurde am 15. Mai 1884 in Königsberg geboren und war somit bei Kriegsbeginn im Herbst 1939 bereits 55 Jahre alt. Da er von den Nationalsozialisten kurz nach ihrer Macht ergreifung als „Revolutionsarchitekt“<sup>432</sup> stigmatisiert worden war und sich selber weigerte, einer nationalsozialistischen Organisation beizutreten, blieb er und sein Büropartner Franz Hoffmann nach 1933 von Auftragsvergaben ausgeschlossen, weshalb er anfangs nur noch eine geringe Anzahl kleinerer Wohnbauten realisieren konnte und sich schließlich in die schlesischen Berge und dann nach Chorin bei Eberswalde zurückzog, um in dieser Abgeschiedenheit zu zeichnen. Im April 1945 erlebte er dort mit seiner Frau das Kriegsende und trat nochmals, als bald 61-jähriger, in die Öffentlichkeit, um den Neubeginn mitzugestalten.

### „Berlin im Aufbau“

Ähnlich seinen Zeichnungen, die Ende des Ersten Weltkrieges entstanden waren, machte sich Taut auch nach 1945 daran, die Vision einer zukünftigen Stadt zu entwerfen. Im Unterschied zu den expressiven Zeichnungen früherer Zeit, mit denen er allgemeingültige, ortsunabhängige Darstellungen präsentierte, galten die neueren Ideen konkret seiner Heimatstadt Berlin. Diese Überlegungen waren nunmehr in weitaus geringerem Maße utopisch, aber in seiner Geltung als kollektives Vorhaben immer noch visionär. Sie erschienen 1946 als eine viel beachtete Stimme der Vernunft unter dem Titel „Berlin im Aufbau. Betrachtungen und Bilder des Architekten Max Taut zum Wiederaufbau der deutschen Hauptstadt“<sup>433</sup>.

Darin nannte Taut die aus seiner Sicht wichtigsten Punkte, die es beim Wiederaufbau Berlins zu berücksichtigen galt. In Weiterführung einer avantgardistischen Moderne propagierte er das Neue, hielt durch die „neuen Baustoffe“ und „neuzeitlichen Baumethoden“ selbst „Experimente auf dem Gebiet des Bauwesens“<sup>434</sup> für unabdingbar und prognostizierte, dass seine Vorschläge den „konservativ eingestellten Kreisen [...] morgen nicht mehr fremd sein“<sup>435</sup> werden. Wohlwollend akzeptierte er, dass die Erfahrungen der Vergangenheit zwar „von Nutzen“ sein mögen, aber allein mit dem Bekenntnis zum Neuen sei man in der Lage „den Bauten ein ehrliches, zeitgemäßes Gesicht zu geben“<sup>436</sup>.

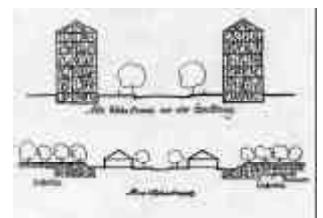
In den Abschnitten seiner illustrierten Vorschläge beschrieb er zwar „das Chaos“<sup>437</sup> der Zerstörung, tröstete sich aber damit, dass man „das Gebilde einer stark verbauten Stadt los geworden“<sup>438</sup> sei. Nach funktional-ökonomischen Gesichtspunkten beschrieb Taut die bestehenden Bereiche, die



84 Max Taut, um 1955



85 Titelseite von „Berlin im Aufbau“

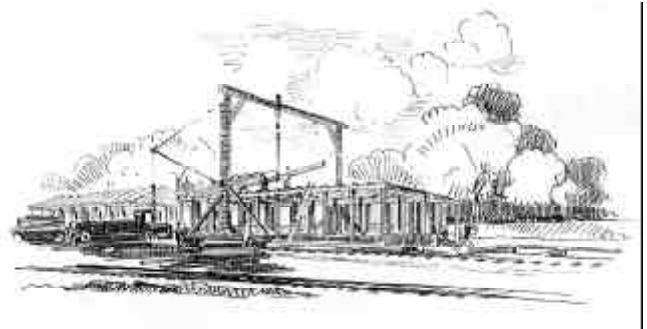


86 Illustration von Max Taut für das Heft „Berlin im Aufbau“. Oben: „Alte Wohnstrasse vor der Zerstörung“. Unten: „Neue Wohnstrasse“.

sich unter den Trümmerfeldern der Stadt erhalten hatten und eine wichtige Anlage für den Wiederaufbau darstellten. Für den Umgang mit den Ruinen schlug er eine Wiederverwendung der Trümmerteile vor, die maschinell für neue Baumaterialien und Bauteile eingebracht werden sollten. Er warnte eindringlich vor einer „Verewigung der Ruinen“ und riet strategisch zu einer richtigen Anordnung von „provisorischen Bauten (Notbauten)“<sup>439</sup>, die zu einem späteren Zeitpunkt wieder abgerissen oder in das zukünftige Stadtbild integriert werden könnten. Um den Wiederaufbau erfolgreich angehen zu können, beanspruchte er für die planenden Architekten, dass ihnen ermöglicht wird, „über bestehende alte Grenzen hinweg zu projektieren“<sup>440</sup>.

Die Rationalisierung des Bauwesens machte Taut insbesondere im Wohnungsbau deutlich. Städtebaulich nahm er das funktionstrennende Ansinnen der Moderne auf und forderte die „klare Trennung der Geschäftsviertel von den Wohnbezirken“<sup>441</sup>. Für ihn stand außer Zweifel: „die Forderung nach Licht, Luft, Sonne für alle Wohnhäuser sowie genügend Freiflächen ist dabei oberstes Baugesetz und muß unter allen Umständen ihre Verwirklichung erfahren.“<sup>442</sup> Um den Stadtkern sollten sich Wohngegenden gruppieren, in denen die „künftigen Wohnhäuser“ in aufgelockerter, eingeschossiger Bebauung erstellt werden. Die Straßenzüge werden wiederverwendet, aber verschmälert. Hinter den Wohnhäusern sollten kleine Gärten entstehen, die „etwas höher auf dem einplanierten Schutt der einstigen Hausruinen“<sup>443</sup> liegen. Aus seiner Sicht stand fest: „Die kleinen Wohngebäude sind in mehreren Formen und Größen zu typisieren. Die Herstellung vieler Wohnhausteile muß, um der allgemeinen Wohnungsnot schnellstens Abhilfe zu schaffen, fabrikmäßig erfolgen.“<sup>444</sup>

Auch darin schien er nicht nur den Prämissen der Moderne zu folgen, sondern beschrieb ein Bild, das an einen Vorschlag von Ernst Neufert erinnert, der nur wenige Jahre zuvor in seiner „Bauordnungslehre“ (BOL) mit seiner „Hausbaumaschine“<sup>445</sup> ein im höchsten Grad rationalisiertes Verfahren für den Wohnungsbau vorgeschlagen hatte und deren Kernpunkt - die Industrialisierung des Bauwesens - er 1948 der Fachöffentlichkeit in Lausanne erneut vorstellte.<sup>446</sup> Ähnlich sollten auch bei Taut mittels „Transportabler Trümmerverwertungsstätten“ die Trümmerteile im Winter so aufbereitet werden, „dass die Häuser reihenweise im Frühjahr mittels Laufkränen aufmontiert werden“<sup>447</sup> konnten. Erstrebenswert schien ihm darüber hinaus die Fertigung von



87 Illustration von Max Taut für das Buch „Berlin im Aufbau“



88 Ernst Neufert: „Hausbaumaschine“

kompletten Wohngebäuden zu sein, die nur noch an Ort und Stelle zu versetzen und somit sofort beziehbar gewesen wären. Der „individualistische Wohnhausbaustil alter Prägung wird nicht mehr im bisherigen Umfange in Erscheinung treten.“<sup>448</sup> Selbst mit dem Bewußtsein, dass diese Bauweise eine „Verkürzung der Lebensdauer dieser Häuser“ nach sich zieht, sollte diese „einfache, aber zweckdienliche Bauweise“ verfolgt werden, da mit ihr jederzeit eine Änderung des Bebauungsplanes<sup>449</sup> möglich wäre. Das verdeckt Entschuldigende, mit dem Taut das Einfache in die Nähe des Provisorischen brachte, richtete sich auf die noch nicht wieder hergestellte Leistungsfähigkeit der Bauindustrie, deren Wiederaufbau er nachdrücklich einforderte. Für diese Produktionsweise sah er keine Alternative, da nur eine „fabrikmäßige“ Herstellung der Gebäude eine Abhilfe ermöglichen. Wie im Folgenden noch ersichtlich wird, sah er grundsätzlich im Einfachen, in der Reduktion, keine Nachteile. Dieses Attribut hatte stattdessen auch für ihn zeitlebens eher Leitbildfunktion, auch wenn er sich selbst mit umfangreichen Äußerungen zurückhielt und „kein Schriftsteller wie sein Bruder Bruno war“<sup>450</sup>.

Bezüglich des Kirchenbaus gab Max Taut in diesen umfassenden Vorschlägen zum Wiederaufbau Berlins keine Auskunft. Der Kirchenbau schien für ihn zunächst keine Leitbaufunktion zu besitzen. Für das Stadtzentrum, „das Innere des Kerns“, sah Taut „die Geschäftsstraße mit Verwaltungsgebäuden, Läden und Produktionsstätten, die keine Rauch- und Lärmentwicklung haben“<sup>451</sup>, vor. Allenfalls wenn man ihm unterstellt, dass er den Kirchenbau als einen öffentlichen Bau mit gemeinnütziger Aufgabe neben anderen verstand, lässt sich spekulieren, wo er die Kirchen plazierte: „Den äußersten Rand des Kerns bilden Freiflächen und Parks mit Sportanlagen, Schulen, Krankenhäuser usw.“<sup>452</sup>.

### Das Prinzip der Sachlichkeit

Anlässlich Max Tauts hundertstem Geburtstag im Jahr 1984 veranstaltete die Akademie der Künste in Berlin zu Ehren ihres Gründungsmitglieds eine retrospektiv angelegte Ausstellung. In dem Katalog<sup>453</sup>, der begleitend zur Ausstellung erschien, attestierte Günther Kühne dem Jubilar Max Taut und seiner viel beachteten Publikation aus der Nachkriegszeit: „Seine Vorschläge waren ebenso einleuchtend wie bescheiden; nüchtern und klar hatte er über die Möglichkeiten eines Neuaufbaus nachgedacht, man konnte wieder an die Zukunft glauben“<sup>454</sup>. Ähnlich formulierte es Walter Rossow in seinem Vorwort über das Gesamtwerk Tauts: „Seine Bauten aber sind ohne Einbußen Zeugen der Klarheit und Einfachheit seiner baumeisterlichen Leistung, die Bestand hat und jenseits aller Moden liegt.“<sup>455</sup>

Eine Ehrung ähnlicher Art mit entsprechenden Attributen lag über sechzig Jahre zurück. Zwei Bauten von Max Taut, die Mitte der zwanziger Jahre in gemeinsamer Arbeit mit Franz Hoffmann entstanden waren, nämlich das Verbandshaus der deutschen Buchdrucker in Berlin sowie die Halle des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, wurden in einer Ausgabe der Reihe „Neue Werkkunst“ veröffentlicht und mit einer Einleitung von Adolf Behne, einem der wichtigsten Architekturkritiker der Weimarer Zeit, versehen. Behne ging darin nicht direkt auf das Werk von Taut ein.



<sup>89</sup> Max Taut und Franz Hoffmann: Verbandshaus der Deutschen Buchdrucker (Fahrstuhl im Verwaltungsgebäude) in Berlin, 1924

Stattdessen verwendete er Teile aus bereits veröffentlichten Texten, um anhand des Werkes von Taut seine Thesen einer „Architektur der Sachlichkeit“ zu unterbreiten. Diese neue Architektur war nach seiner Meinung nicht mehr „auf Gefühl, Seele, Reflexion und Literatur bedacht, sondern auf Wirklichkeit“<sup>456</sup>. Anstelle einer althergebrachten subjektiv-emotionalen Grundlage forderte er nun „Sachlichkeit“. Sachlichkeit war für ihn „verantwortetes Denken, bedeutet ein Schaffen, das alle Zwecke mit und aus der Phantasie erfüllt“<sup>457</sup>. Desweiteren führte er aus: „Sachlichkeit hat gar nichts mit einem Mehr oder Minder an künstlerischem Temperament, mit einer größeren oder geringeren Fülle und Weite der künstlerischen Teilnahme zu tun, sondern ganz streng mit dem Sinn der Arbeit, das heißt mit ihrer Notwendigkeit - oder Überflüssigkeit. [...] Sachlichkeit ist jene Arbeit, die eine Sache, das heißt: eine Notwendigkeit, eine Wirklichkeit gestaltet. Sachlichkeit ist die mit Exaktheiten arbeitende Phantasie.“<sup>458</sup> Es war Behnes implizite Aussage, dass das Werk von Max Taut seine Vorstellungen einer neuen, sachlichen Architektur am deutlichsten zum Ausdruck bringt. Auf Grund dessen ist es erstaunlich, dass Max Taut trotz dieser prominenten Kritik immer im Schatten seines berühmten Bruders und anderer Architekten seiner Zeit stand. Kennzeichnend für diese Positionierung in eine zweite Reihe steht eine Anekdote, die Taut Konrad Sage erzählte: „Als er [Taut] den berühmten Kirchenbauer in Köln besuchte, fragte der ihn, gleich nach dem Guten-Tag-sagen: ‘Wann ist eigentlich Ihr Bruder gestorben?’.“<sup>459</sup>

### Zwei Notkirchenentwürfe

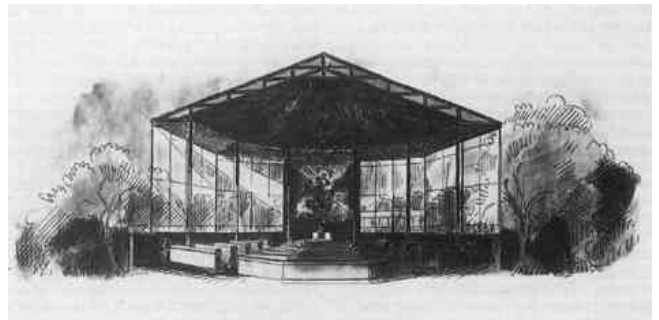
Nach der Veröffentlichung seiner Broschüre „Berlin im Aufbau“ erstellte Taut ein 22 Seiten umfassendes Typoskript mit handschriftlichen Anmerkungen. Datiert vom 27. Juni 1947 ist es überschrieben mit dem Titel „Zum Aufbau einer neuen Stadt - Berlin“<sup>460</sup>. Dieses Dokument befindet sich im Nachlaß von Taut und diente ihm höchstwahrscheinlich als Vorlage für einen Vortrag. Darin legte er voller Optimismus dar, dass auf die deprimierende Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht mit einer resignativen Abwendung von der Situation reagiert werden konnte. Lebensbejahend „dürfen wir uns der Wahrheit nicht verschliessen und müssen wenigstens versuchen, die Dinge möglichst nüchtern zu betrachten“<sup>461</sup>. Einige Monate später, im November 1947, entstanden zwei Entwürfe, die angesichts der Beiträge Tauts nicht unbedingt zu erwarten waren und für deren Entstehung es auch keine Aufklärung gibt. Max Taut entwarf nämlich zwei Notkirchen, von denen nicht überliefert ist, ob sie als Auftragsarbeit für einen bestimmten Ort oder als freie Arbeit entstanden sind.<sup>462</sup> Die lediglich mit „evangelische Notkirche“ bezeichneten Pläne sind in Form von Tusche- und Bleistiftzeichnungen mit jeweils einem Grundriß, einer Schnittperspektive durch den Kirchenraum und den wichtigsten Ansichten dokumentiert. Weitere Angaben bzw. erläuternde Texte fehlen. Beide Kirchen wurden nicht realisiert. Bei beiden Entwürfen ist die Kirche in einer Anordnung mit weiteren Baukörpern unterschiedlicher Nutzungen für die Gemeinde integriert.



<sup>90</sup> Max Taut und Franz Hoffmann: Ausstellungshalle des ADGB in Düsseldorf, 1926

Der **erste Entwurf** sah eine Kirche für ungefähr 300 Personen als markanten Kopfbau einer L-förmigen Anlage vor. Getrennt durch einen kleinen Nebenraum für den Geistlichen löst sich die Kubatur der Kirche von den untergeordneten Baukörpern des Gemeindesaals und der Schwestern- und Wohlfahrtsräume. Über zwei symmetrisch angeordnete, kurze einläufige Außentreppen hätte der Besucher die erhöhte Zugangsebene der Kirche erreicht, wovon er wiederum unmittelbar den Kirchenraum betreten hätte. Dieser Zentralraum wäre mit seinem zwölfeckigen Grundriß durch eine eingerückte Stützenreihe in einen nahezu runden Innenbereich und einen ringförmigen Außenbereich zониert gewesen. Entsprechend der Grundrißfiguration sind die Holzfachwerkträger radial angeordnet und ergeben eine punktsymmetrische Deckenuntersicht. Durch den Wechsel von der geneigten Decke im größeren Innenbereich, die mit sternförmig angeordneten Brettern und Deckengemälden ausgebildet ist, zu einer flachen Decke im Randbereich des Raumes wird auch in der Deckenuntersicht die zweigeteilte Zonierung deutlich.

Nicht im geometrischen Mittelpunkt, sondern leicht zum Rand hin versetzt, gegenüber vom Eingang, befindet sich der Altarbereich, wodurch sich durch die entsprechende Anordnung der Bankreihen eine Abweichung zwischen geometrischer Mitte und liturgischem Mittelpunkt ergibt. Die dadurch entstehende räumliche Spannung wird durch einen zusätzlichen Kontrast in der Fassadengestaltung betont. Während alle Seiten fast raumhoch verglast sind, sollten die Wandbereiche vom Eingang und hinter dem Altar geschlossen bzw. mit einem großformatigen Christusbild ausgeführt werden.



<sup>91</sup> Max Taut: Entwurf einer Notkirche, 1947

Im **zweiten Entwurf** ist die vergleichsweise größere Kirche, als Längsbau, einer der Schenkel einer U-förmigen Anlage. Über einen Vorplatz betritt der Besucher den Kirchenraum mittig über die Giebelseite. Axial blickt man über den Mittelgang auf den Altarbereich an der gegenüberliegenden Schmalseite, hinter dem die untere Hälfte des Turmes frei im Raum steht. Mit seinem kreuzförmigen Grundriß durchdringt der Turm das Dach und war für den Besucher bereits als sichtbares Zeichen im Stadtraum zu erkennen.

Ähnlich dem ersten Entwurf wird durch zwei eingestellte Stützenreihen eine innere von zwei äußeren Randzonen getrennt. Es entsteht eine Art Dreischiffigkeit. Die Auskrägung der nicht näher definierten, gerichteten Dachkonstruktion erzeugt aber nicht nur eine Zonierung im Innenraum. Fast genauso wichtig schienen Taut die durch diese Konstruktionsweise ermöglichten, großflächig verglasten Fassaden der Längsseiten zu sein. Ohne Stützen und mit möglichst wenigen, schmalen Profilen strebte er mit großformatigen Glasscheiben eine hohe Transparenz der Baukörper an.

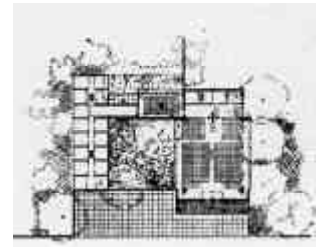


<sup>92</sup> Max Taut: Entwurf einer Notkirche, 1947

Die Schnittperspektiven durch den Kirchenraum, mit Blick auf den Altar, zeigen bei beiden Entwürfen die gemeinsame tektonische Idee: Die in einer geometrischen Ordnung stehenden schlanken Stützen stehen frei auf einem ebenen Boden und tragen eine Dachkonstruktion, die durch eine innere und äußere Verkleidung als flächige, homogene Deckenuntersicht bzw. Dachaufsicht ihre Konstruktion zwar nicht preisgibt, aber dennoch das tektonische Motiv eines leichten Daches aufzeigt. Die Fassaden werden durch einen ungefähr 1,20m hohen massiven Sockel ausgebildet, auf dem großformatige Glasflächen in schlanken Fassadenkonstruktionen stehen und an einen minimierten Dachrand anschließen. Der Sockelbereich definiert eine eindeutige räumliche Trennung zwischen Innen- und Außenraum. Offensichtlich sollte die großflächige Verglasung der Fassaden keine absolute Transparenz, keine grenzenlose Verbindung zwischen der parkähnlichen Landschaft und der geometrischen Ordnung des Innenraums erzeugen. Der aus konstruktiver Sicht nicht notwendige Sockel trennt den Boden des Innenraums von dem auf gleichem Niveau sich befindenden Boden der Umgebung. Der Kirchenbesucher sieht in sitzender Haltung die außen liegende Parklandschaft, allerdings ohne ihren Boden zu sehen. Ihm sollte trotz hoher Transparenz eindeutig das Gefühl vermittelt werden, sich in einem Innenraum zu befinden und er sollte die landschaftliche Situation, dem unmittelbaren Kontext enthoben, als ein äußeres Anderes sehen, das sich von der geometrisch geordneten Architektur des Innenraums abgrenzt.

Abgesehen von der ästhetischen Wirkung hat die Fassade auch einen rational-bautechnischen und damit in gleicher Weise ökonomischen Gehalt. Neben den schlanken Stützen, die in solcher Schlankheit vermutlich nur in Stahl ausführbar gewesen wären, sind auch die Glasflächen in größtmöglichen Formaten mit verschwindend dünnen Profilen gezeichnet. Auch wenn die Ausführung der circa 7m hohen Glasflächen technisch möglich gewesen wäre und an die Tradition der modernen Bewegung der zwanziger Jahre und deren Ideale angeknüpft hätte, wäre sie im Herbst 1947 in dieser Form nur schwer realisierbar gewesen. Demnach sind diese Entwürfe trotz ihrer Bezeichnung als „Notkirche“ zweifelsohne eher als Idealentwürfe von Kirchenbauten zu verstehen.

Max Taut knüpfte also mit seinen Nachkriegsbeiträgen und diesen Entwürfen an den Avantgardeanspruch der Moderne an. Die allseits geforderte zeitgemäße Architektur wird auch von ihm angestrebt, ist aber nur durch die Zuwendung zum Neuen möglich. Selbst wenn aufgrund technischer und finanzieller Schwierigkeiten provisorische Ergebnisse die Folge wären, durfte „die neuzeitliche Technik und unsere heutigen Lebensformen nicht verleugnet“<sup>463</sup> werden. Eine symbolische Erhaltung von Ruinen als Mahnmale war für Taut kein Thema. Die Ruinen waren für ihn allein eine „volkswirtschaftliche Gefahr“ und für die „spätere Planung ein Hindernis“<sup>464</sup>. Um eine „Verewigung der Ruinen“ erst gar nicht entstehen zu lassen, schlug er gleich das Zugeständnis des Provisorischen vor. Das eigentliche Ziel, die Idealstadt, sollte mit Hilfe durchrationalisierter Bautechnik erreicht werden. „Transportable Trümmerverwertungsstätten“, „wissenschaftliche Bauforschung“ und „Serienproduktion verschiedener Typen von



<sup>93</sup> Max Taut: Entwurf einer Notkirche, 1947



<sup>94</sup> Max Taut: Entwurf einer Notkirche, 1947

Wohnhäusern“ sollten eine effektive Herstellung der künftigen Wohnhäuser gewährleisten, ohne „Stumpfsinn und Eintönigkeit in ein Stadtbild zu bringen“<sup>465</sup>. Diese aufgelockerten Wohnsiedlungen bezogen sich einerseits auf die Reformansätze der Gartenstadtbewegung und bahnten andererseits mit der Rückgewinnung der „Landschaft im Stadtbild“<sup>466</sup> dem in den Nachkriegsjahren dominant werdenden städtebaulichen Leitbild der Stadtlandschaft den Weg. Um dieses Ziel zu erreichen, mussten die Architekten autorisiert werden, „über bestehende alte Grenzen hinweg zu projektieren“<sup>467</sup>.

Deutlicher als bei manch anderem Architekt in der Nachkriegszeit wird bei Taut wieder die Dialektik zwischen dem Schöpferischen und dem Zerstörerischen, dem Konstruktiven und Dekonstruktiven der modernen Architektur deutlich. Im Gegensatz zur Katharsis, wie es die „Theologen“ nach dem Krieg als einzig möglichen, moralisch tauglichen Weg eines Neuanfangs für die Menschen vorschlugen, schien für Taut der Prozess des Zerstörtwordenseins selbst die Katharsis darzustellen, an die sich schon ein hoffnungsvoller Neuanfang anschließen konnte. Um nämlich ein „anderes Berlin“ entstehen zu lassen, mussten die Menschen „unter entsetzlichen Qualen und bitterster Not“ die Zerstörung ertragen und wurden damit „das Gebilde einer stark verbauten Stadt los“<sup>468</sup>. Gereinigt von „Mietskasernen, Hinterhäusern, Kellerwohnungen“<sup>469</sup> schien der moderne Traum eines radikalen Neuanfangs in Erfüllung zu gehen, wiewohl dafür ein Alptraum durchlebt werden musste.

Taut war einer der Mitunterzeichner des Werkbundaufrufs von 1947 und stand mit seinem Namen gleichfalls für den geforderten geistigen Neuanfang. Ohne das Geistige explizit anzusprechen, findet es sich bei ihm im Entwurf dieser neuen Stadt in der Versöhnung der Technik mit der Natur. Harmonisch sollte sich die Bebauung in eine natürliche Landschaft einfügen. Die repräsentativen Bauten der Gemeinschaft wurden dazu in die naturnahen Freiflächen und Parks platziert. Nach dieser neuen städtebaulichen Vorgabe mussten sich auch die Kirchenbauten richten. Sie stehen gleichermaßen inmitten einer parkähnlichen Situation und grenzen sich dennoch von ihr ab. Städtebaulich fügen sich die Kirchenbauten, mehr Gemeindezentren als knapp bemessene Kirchen, über ihre winkelförmige Anlage genauso in die Stadtlandschaft ein wie andere Sozial- und Gemeinschaftsbauten. Aber im Innenraum der Kirche verhindert ein massiver Sockel das Verwischen der Grenze von Innen und Außen. Trotz Leichtigkeit und Transparenz zeigten die Kirchen einen Rest von Abgrenzung und Fortifikation.



<sup>95</sup> Illustration von Max Taut für das Heft „Berlin im Aufbau“.



### Martin Schilling und die verborgenen Baracken

Die Notkirchenentwürfe des Architekten Martin Schilling für die Diözese Rottenburg im schwäbischen Aidlingen, Neuffen und Heutingsheim scheinen in mancherlei Hinsicht exemplarisch für die Situation in Kleinstädten und dörflichen Gemeinden zu sein. Gleichzeitig sind es Projekte, in denen ehemalige Baracken - in diesem Fall solche der US-Streitkräfte - den baulichen Kern für Kirchen bildeten beziehungsweise bilden sollten.

Der 1896 in Rottenburg am Neckar geborene Martin Schilling hatte zwischen 1924 und 1938 in Partnerschaft mit dem Architekten Hans Lütke-meier in der Diözese Rottenburg mehrere Kirchen realisiert, die nach ihrer Fertigstellung eine überregionale Beachtung fanden. Aus dieser Kooperation gingen unter anderen St. Michael in Denkingen aus dem Jahr 1933 und die ein Jahr später fertiggestellte Kirche St. Elisabeth in Tailfingen hervor. Ebenso die 1928 vollendete St. Ulrich in Geislingen, die nach einer zeitgenössischen Würdigung „im Äußern mit Rücksicht auf die äußerst geringen Baumittel sehr anspruchslos, im Innern aber von einer erstaunlichen Raumgröße und von höchst sakraler Würde erfüllt ist“<sup>470</sup>. 1938 lösten beide Architekten ihre Partnerschaft auf und jeder arbeitete eigenverantwortlich weiter. Während des Krieges war Schilling neben seiner Tätigkeit als freier Architekt für den Polizeidienst in Rottenburg abgestellt. Er war weder Parteimitglied noch im KDAI, seine kritische Haltung gegenüber den Nationalsozialisten war in der lokalen Öffentlichkeit bekannt und demnach erhielt er auch keine öffentlichen Aufträge. Dennoch baute er das private Wohnhaus für den Rottenburger Bürgermeister Seeger, der als gehorsamer Nationalsozialist galt und bei den überwiegend streng katholischen Bürgern Rottenburgs keinen guten Ruf hatte.

Dieser Umstand verweist schon auf das berufliche Selbstverständnis des Architekten, auf das Verhältnis zwischen architektonischer Haltung und politischer Gesinnung, zu der sich Schilling - wenn aus heutiger Sicht vielleicht vordergründig oder unkritisch anmutend - nur mündlich gegenüber seinem Sohn geäußert hatte. Für ihn gab es nach eigenem Bekunden keinen Widerspruch, einerseits die Bauten von Schmitthenner und Bonatz in ihrer Solidität und bodenständigen Bauweise als vorbildlich einzustufen und wertzuschätzen, und andererseits die Nationalsozialisten zu mißbilligen und sich von deren Ideologie einer „Blut- und Bodenarchitektur“ zu distanzieren. Die Speer'schen Planungen für Berlin, Nürnberg und anderen Großstädten waren für ihn in geographischer und ideologischer Hinsicht weit entfernt und hatten mit dem Alltag in einer süddeutschen Kleinstadt wenig zu tun. Es war die Wirkung der Bauten von Architekten wie Schmitthenner, die ihn, veröffentlicht in den Ausgaben der Zeitschrift „Baumeister“, beeindruckten und Vorbild waren. Um die Gebäude ausgiebig vor Augen zu haben, lagen die Hefte tagelang im aufgeschlagenen Zustand im Architekturbüro Schillings auf dem Tisch. Diese Häuser standen seinem Verständnis von guter Architektur am nächsten.<sup>471</sup>

Einen regional nicht unbedeutenden Einfluß hatte Schilling durch seine Mitarbeit im Kunstverein der Diözese Rottenburg. Über diese Institution war er gemeinsam mit dem katholischen Theologen Erich Endrich viele



96

Martin Schilling, 1946



97

Martin Schilling und Hans Lütke-meier: St. Ulrich in Geislingen, 1928

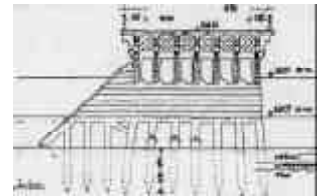
Jahre vor und nach 1945 als künstlerischer Berater für die Diözese tätig. Endrich wirkte seit 1929 in der katholischen Kirchengemeinde in Buchau (seit 1963 Bad Buchau), wo er 1936 als Stadtpfarrer eingewiesen worden war. Seine vier Jahre später von der NSDAP erfolgte Einstufung als „gefährlicher und gehässiger Gegner“<sup>472</sup> mag nach Kriegsende ihm und seinen öffentlichen Äußerungen eine noch stärkere Aufmerksamkeit verschafft haben. Durch einen Erlaß des Bischöflichen Ordinariats in Rottenburg aus dem Jahr 1940 war der Kunstverein der Diözese Rottenburg in beratender Funktion mitverantwortlich für die Verteilung der Bauaufgaben in der Diözese. Dieser Erlaß, der auch noch nach 1945 seine Geltung hatte, sollte gewährleisten, „dass die Verteilung der Aufträge einigermaßen gleichmäßig vorgenommen und jeweils die geeignetsten künstlerischen Kräfte eingesetzt werden können“<sup>473</sup>.

### Brücken und Kapellen

Nach Einmarsch der französischen Truppen in Rottenburg am 18. April 1945 wurde Schilling von den alliierten Befehlshabern die Position eines kommissarischen Stadtbaumeisters zugewiesen. Dabei kamen ihm seine französischen Sprachkenntnisse zugute, die er in seiner Schulzeit erlernt hatte und während seiner Kriegsgefangenschaft in einem französischen Inhaftierungslager nach dem Ersten Weltkrieg hatte intensivieren können. Seine erste Aufgabe in diesem Amt bestand darin, zwei von insgesamt drei zerstörten Brücken über den Neckar wieder aufzubauen. Diese waren kurz vor dem Einmarsch der alliierten Streitkräften von den sich zurückziehenden deutschen Truppen gesprengt worden. Bereits im Mai 1945 konnte Schilling Pläne zur Realisierung zwei neuer Brücken zwischen Rottenburg und Ehingen vorlegen, welche wenig später in kurzer Bauzeit verwirklicht werden konnten. Zu diesem Zweck waren unter Mithilfe der Bevölkerung im Stadtwald eigens Eichen gefällt und mit Pferden und Kühen zur Baustelle gezogen worden. Schilling übernahm bei diesem Projekt nicht nur den Entwurf und die Organisation der Brückenbauten, sondern erstellte auch alle statischen Berechnungen.

Zeitgleich mit der Realisierung beider Brücken begann Schilling auch wieder mit den ersten Nachkriegsplanungen für Kirchenbauten. Bald nach Kriegsende hatte ihn Dekan Sorg vom katholischen Stadtpfarramt in Spaichingen angeschrieben. In einem Brief vom 17. Mai 1945 teilte ihm Sorg mit, dass er „beabsichtige, zur Erinnerung an die Kriegszeit und aus Dankbarkeit gegen die Muttergottes eine Marienkapelle zu bauen“<sup>474</sup>. Für diese Aufgabe wollte er Schilling als Architekt gewinnen und bat ihn, „sich einmal einige Gedanken darüber zu machen, soweit dies vor Besichtigung des Bauplatzes möglich ist“<sup>475</sup>.

Allerdings dauerte es aus unbekanntem Gründen über zwei Jahre, bis Schilling die Pläne für die Baueingabe der Marienkapelle bei Spaichingen an den Dekan sandte. In einem Erläuterungsbericht für den Neubau vom September 1947 betonte Schilling die zeitgemäße formale Zurückhaltung: „Zeit- und verhältnisgebundene Schlichtheit sollten das Aeussere kennzeichnen und dem Kernstück des Inneren, dem Altar- und Altarbildwerk zugutekommen.“<sup>476</sup> Den Baukörper sah Schilling „bescheiden, aber ausrei-



<sup>98</sup> Martin Schilling: Querschnitt einer Brücke über den Neckar, Mai 1945



<sup>99</sup> Martin Schilling: Innenraumerspektive für den Wiederaufbau von St. Stephanus in Leinstetten-Horb

chend bemessen und in schlichter Form“<sup>477</sup>. Und was für die äußere Erscheinung galt, sollte auch für die Innenraumgestaltung verbindlich sein. Über die Ausgestaltung des Innenraums notierte er: „Diese ist trotz der programmatisch bedingten Chor-Absonderung einfachst angenommen. Statt der Schalungsdecke kann auch eine sichtbare Holzbalkendecke zur Ausführung kommen. Die Raumabmessungen sind bescheiden und gegeneinander abgewogen.“<sup>478</sup>

### Notkirchen in Aidlingen und Neuffen

Neben dem Neubau der Marienkapelle entstanden in den ersten Nachkriegsjahren unter seiner Verantwortung auch der Wiederaufbau von St. Stephanus in Leinstetten, bei dem die Gemeindemitglieder den Architekten mit Naturalien bezahlten. Für die durch Heimatvertriebene neu entstandenen Gemeinden in Aidlingen, Neuffen, Heutingsheim und Waldenbuch, sowie möglicherweise für weitere Orte, sollte von der Diözese Kirchenraum zur Verfügung gestellt werden, weswegen das Bischöfliche Ordinariat „ein sehr günstiges Baracken-Angebot der STEG nicht ausser Acht lassen“ konnte und „mehrere USA-Tropenbaracken“ kaufte, um sie „da und dort als Notkirchlein aufzustellen“<sup>479</sup>. Schilling als auszuführender Architekt hatte diese Baracken mit großer Wahrscheinlichkeit zuvor nicht gesehen und kannte sie nur von Konstruktionsplänen.

Eine dieser Kirchen sollte für die katholische Gemeinde in Aidlingen errichtet werden, einem kleinen Ort am Zusammenfluß der Aid und der Würm im Landkreis Böblingen. Durch die Ansiedlung von Heimatvertriebenen war nach Kriegsende die Gesamtzahl der Einwohner und insbesondere der Katholiken gewachsen. Allein 1946 waren um die 800 Katholiken in die beiden nahe beieinanderliegenden, fast nur von Protestanten bewohnten Dörfer Aidlingen und Deufringen eingewiesen worden. Unter provisorischen Bedingungen konnte die Gemeinde ihre erste heilige Messe im Jahr 1946 mit Pfarrer Franz Brzostowsky feiern, der kurze Zeit später auch den Neubau einer kleinen Notkirche am Sonnenberg in Aidlingen anregte.

Ähnliche Umstände gab es für die katholische Gemeinde in Neuffen bei Nürtingen. Dort kam allerdings erst am 5. November 1948 Pater Franz Früchtl vom Zisterzienserorden als erster Seelsorger in die durch Heimatvertriebene auf 350 Katholiken angewachsene Gemeinde. In den von ihm ebenfalls betreuten Nachbargemeinden fand er eine vergleichbare Situation vor. Nachdem die Katholiken unmittelbar nach Kriegsende zunächst von den evangelischen Seelsorgern mitbetreut wurden und nach Eintritt von Pater Früchtl die Räumlichkeiten der evangelischen Gemeinden mitbenutzt werden konnten, stellte das bischöfliche Ordinariat in Rottenburg am 7. Januar 1949 der Gemeinde die Errichtung einer Notkirche in Aussicht. Bereits eine Woche später wurde mit dem Bürgermeister Schauwecker wegen eines Bauplatzes verhandelt und am 16. September wurde das ausgewählte Grundstück in Erbpacht überlassen. Dass die Gemeinden ihre Ansprüche hinsichtlich des Neubaus zurücknehmen sollten, macht ein zeitgleich kursierender Erlaß des Bischöflichen Ordinariats über „Kirchenbauten und Kirchenrestaurationen“ deutlich, in dem alle Pfarrgemein-



<sup>100</sup> Martin Schilling: St. Michael (Notkirche) in Neuffen, 1949



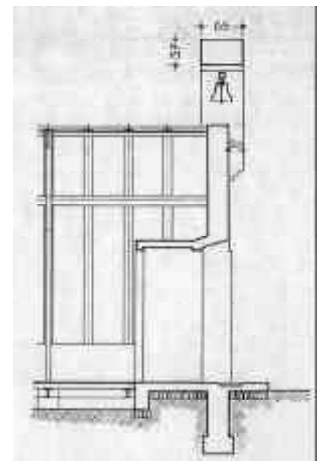
<sup>101</sup> Innenraum von St. Michael mit einem aufgebahrten Leichnam

den zur Solidarität und gegen den Bau „überflüssiger Kapellen“ und „Aus schmückung der eigenen Kirche“<sup>480</sup> aufgerufen wurden.

### Konstruktionen

Vorgabe für die Planung Schillings war die Verwendung von ehemaligen Tropenbaracken der US-Armee. Das Tragwerk dieser standardisierten Metallbaracken bildeten winkelförmige, biegesteife Binderelemente aus I14-Profilen<sup>481</sup>, die am Firstpunkt durch Schrauben verbunden wurden. Am Fußpunkt wurden die Binder mittels einer Fußplatte und einbetonierten Ankerschrauben auf Punktfundamente gestellt. Durch Aussteifungsbleche auf beiden Seiten wurden die Eckpunkte an der Traufe biegesteif. Eingesetzte Firstträger aus I18-Profilen verbanden die Binder, an die mittels Winkelblechen Holzsparren befestigt wurden. Das kleinste Lichtmaß der Baracke betrug 6,10m. Die Scheitelhöhe der Rahmenkonstruktion war 4m (2,85 bis OK Fertigboden +1,15m von Eckpunkt bis Scheitel). Auf die Dachoberseite montierte man Holzbretter, auf die lediglich eine einlagige Dachpappe geklebt wurde. Übergänge und Anschlüsse wurden mit Falzblechen ausgeführt. Als Fußboden dienten Holzbretter auf einer Holzunterkonstruktion.

In einer ersten Planungsphase sah Schilling für die Umnutzung dieser Baracken - einem gehobeneren Anspruch an den Innenausbau verpflichtet - auf der Unterseite der Stahlbinder eine Holzlattung vor, auf die eine Trägerschicht aus Strohmatte und darauf eine Putzschicht aufgebracht werden sollte. Zwischen den Bindern waren partiell 2m tiefe Oberlichter vorgesehen, wofür parallel zu den Bindern Kanthölzer von First zum Eckpunkt montiert werden sollten, zwischen diese eine Holzcharge aus Brettern befestigt, auf diese gefalzte Bleche, in die ein Drahtglas eingelegt und die Fugen ohne Umstände mit Fensterkitt geschlossen werden sollten. Auf der Innenseite war ein durch Holzleisten gehaltenes Mattglas vorgesehen. Die Giebelseite als Eingangsfassade war als gemauerte und verputzte Wand geplant. Im unteren Bereich, bis circa 1m Höhe, sowie seitlich des Portals sollte sie mit Natursteinplatten verblendet werden. Vor dem Eingang war eine kurze, einläufige Treppe projektiert, um den Niveauunterschied von 45 cm zu überbrücken. Die beiden Treppentritte, wie auch das 1m tiefe Podest mit Schuhabstreifer sollten ebenfalls mit Natursteinplatten ausgeführt werden. Symmetrisch über dem Portal, handwerkgerecht mit schiefelechtem Sturz, sollte ein kleines Fenster sein. Weiterhin war eine zweiflügelige Haupttür als eine in Handwerksarbeit erstellte Holztür mit geschnitzten Kassetten und Profilen geplant, sowie ein gemauerter Dachreiter als Glockentürmchen mit Satteldach an der Giebelseite. Eine alternative Ansicht sah einen Glockenturm mit Zwiebdach vor. Durch die eingerückte Eingangstür entstanden im Inneren zwei Nischen, in denen sich auf der einen Seite die Sakristei und auf der anderen Seite der Beichtstuhl befand. Der Altar, die Altarzone und der Beichtstuhl waren als handwerkliche Arbeit detailliert: Der Altar in massivem Lärchen- und Eichenholz mit profilierten Kanten und Kassetten für vorgesehene Schrift- oder Eucharistiesymbole, das würfelförmige Tabernakel war mit einem 4mm starken Metallpanzer versehen.



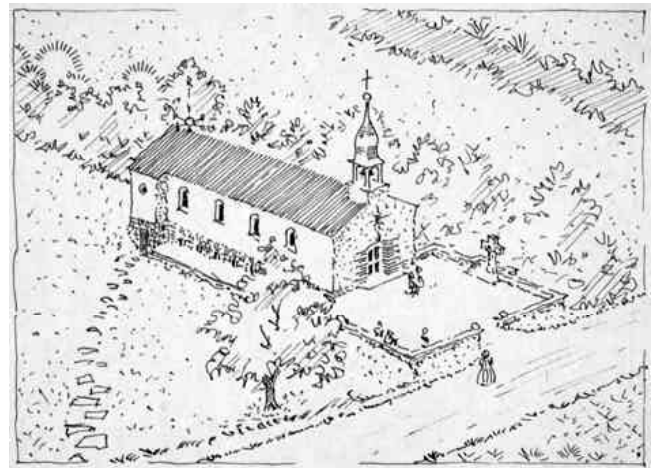
<sup>102</sup> Martin Schilling: Schnitt durch den Eingang der Notkirche in Neuffen

Auf einer Grundfläche von 6,40m x 15m entstanden somit 126 Sitzplätze. Um die Anzahl zu erhöhen, entwarf Schilling eine Variante mit 146 Sitzplätzen, in der er einen massiven Anbau für den Altarbereich und die Sakristei vorschlug, wodurch sich die Gesamtlänge auf 18,60m ausdehnte. In einer weiteren Überarbeitung dieser Variante schlug er eine mögliche Unterkellerung des Anbaus vor, der als Gemeinderaum genutzt werden sollte. Das natürliche Gefälle nutzend, führte eine kurze einläufige Ausstentreppe in das Untergeschoß. Für den 24qm großen Raum waren 24 Sitzplätze eingezeichnet, sowie eine Schrankwand und ein Ofen. Ein kleiner Nebenraum diente als Lagerraum für Brennholz und Kohlen.

### Verborgene Baracken

Die Beschreibung der Planungen erfolgt deshalb so ausführlich, weil sie Hinweise vom Selbstverständnis des Architekten gegenüber dem entstandenen „Notkirchlein“ geben. Schilling nahm den Auftrag für die Umnutzung der Baracken in Notkirchen nicht zum Anlaß, um den symbolischen Gehalt einer Baracke zum Thema zu machen. Ein offenes Bekenntnis zu einem Bau, der vormals einer profanen oder gar militärischen Nutzung gedient hatte, wurde von ihm nicht gesucht. Vielmehr sollte nach Fertigstellung der Kirche möglichst nichts mehr auf die ehemalige Benutzung des konstruktiven Kerns hinweisen, die Baracke sollte als solche verborgen werden. Um dem Bau den Charakter einer Kirche zu verleihen, sollten die repräsentative Eingangsfassade und der angefügte Altarbereich erstellt werden. Beide sollten massiv gemauert werden und bildeten damit die soliden Fixpunkte, um dazwischen die transportable Baracke, diesen „fliegenden Bau“, fest zu verorten. Durch die Bauteile der Baracke war der Bau zwar finanziell und konstruktiv überhaupt erst möglich gemacht worden, aber zugleich sah Schilling in der Baracke auch den Makel des Minderwertigen und Provisorischen, also jene Charakteristiken, die ihn veranlassten, die Baracke zu verkleiden. Um dieses Manko zu verdecken, versuchte er zum einen die Bauteile der Baracke mit zur Verfügung stehenden Baumaterialien zu verdecken und zum anderen über das Einbringen handwerklicher Arbeiten die Eingangsfassade und den Altarbereich aufzuwerten. Es war also eine kompromissbereite Haltung, mit der Schilling versuchte, die Sachzwänge mit den Wünschen und Möglichkeiten der Diözese und Gemeinden abzuwägen. Aber trotz aller Bemühungen konnte der Barackencharakter nicht verdeckt werden. In Neuffen wurde zudem auf einige Elemente wie Oberlichter und Natursteinverkleidungen verzichtet, weswegen die Kirche nur schwerlich ihre vorherige Nutzung verbergen konnte. Daher kam die Planung in dieser Form auch nicht überall zur Realisierung.

Mit dieser Strategie des Verkleidens kam Schilling von einem Problem zum anderen. Einerseits entsprach die industriell gefertigte Metallbaracke in

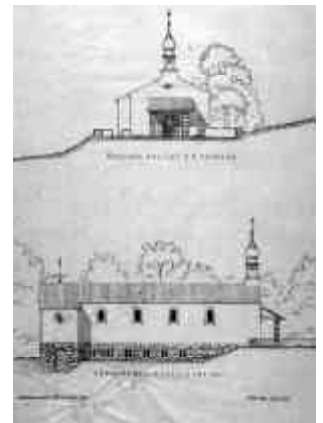


<sup>103</sup> Martin Schilling: Entwurf einer Notkirche

keiner Weise seinen Ansprüchen an ein kleines Kirchlein. Sie war als Baracke stigmatisiert und ohne architektonische Eingriffe, die das Erscheinungsbild grundsätzlich ändern sollten, für eine Nutzung als Kirche mangelhaft. Andererseits widersprach allerdings die Vortäuschung eines solide wirkenden Baus, der scheinbar nach allen Regeln handwerklicher Traditionen erbaut wurde und der sich zudem an den historischen Vorbildern barocker Kleinkirchen der Region orientierte, auch nicht den Grundsätzen einer am Handwerk ausgerichteten „einfachen Architektur“, wie sie Schmitt-henner oder Bonatz verstanden hätten. Da Schilling aber in dieser Zeit nicht die Voraussetzungen hatte, die Entwürfe in entsprechender Bauqualität ausführen zu lassen, sah er sich in einem Dilemma. Aus der Vorgabe, die Baracken zu verwenden, aber als solche nicht zu zeigen, für eine Umgestaltung nur eingeschränkte Möglichkeiten zu haben und zugleich nicht seine überkommenen Ideale einer soliden, handwerklich einfachen und dauerhaften Architektur zu verwerfen, entschied sich Schilling für einen trügerischen Mittelweg.

Was als zeitlose, altvertraute Kirche auf dem Land daherkommen sollte und von Schilling als „bestmögliche Lösung“<sup>482</sup> verstanden wurde, war in gewisser Weise nicht nur eine Täuschung, sondern auch eine Art Selbsttäuschung. Insofern, dass zugegebenermaßen der Wunsch nach einer Kirche erfüllt werden konnte. Dabei jedoch ein Gebäude entstand, das durch seine bautechnischen Mängel die zeitlichen Umstände repräsentierte; zugleich aber genau dieses zeittypische Merkmal negiert werden sollte. Es war mithin ein Versuch des Entkommens aus dem historischen Kontext. Die Not der Zeit - repräsentiert durch die Baracke - wurde gleichsam hinter einer historisch anmutenden, positiv assoziierten Fassade verborgen und ihres Anblicks entzogen. Da nur bedingt die materiellen Mittel zur Verfügung standen und man das Vorgehen nur mit großen Einschränkungen so umsetzen konnte wie man es wollte, war diese Form der Flucht schon von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Das Provisorische konnte nicht durch eine vorgeblendete Bautradition zu etwas Dauerhaftem gemacht werden. In der Beurteilung der Notkirchen wurde die äußere Gestalt aufgrund des „ungenügenden Baumaterials und wenig erfahrenen Kräften“ notgedrungen entschuldigt und stattdessen das Besondere des Gebäudes im Inneren gesehen, wo der Raum gegliedert war in „Haupt- und Seitenschiffe“, „mithin eine basilikale Struktur“ aufwies und sich darin zeigt, dass „hier durchaus über die Barackenanlage hinaus geplant worden war“<sup>483</sup>.

In Aidlingen kam es aufgrund der Ähnlichkeit zu einer Baracke kurz vor der Realisierung zu einer entscheidenden Änderung. Nachdem die bischöfliche Behörde die Zuweisung der Baracke mitsamt den Umbaumaßnahmen angeordnet hatte und das Grundstück bereitgestellt war, bat Pfarrer Müller im Namen der Gemeindeglieder um die Erlaubnis, doch einen Massivbau im gleichen Ausmaß wie die vorgesehene Baracke errichten zu dürfen. Noch bevor die Erlaubnis eintraf, hatten sich die „Heimatvertriebenen in stürmischem Eifer schon einen größeren Raum ausgesteckt, was nachträglich von Rottenburg genehmigt wurde“<sup>484</sup>. Der stürmische Eifer war indes durch die Abneigung der Gemeindeglieder begründet, dass



<sup>104</sup> Martin Schilling: Entwurfsskizze für die Notkirche in Aidlingen vom 2. September 1949

ihre Kirche eine Baracke sein sollte.<sup>485</sup> Dies wurde zunächst nicht als wichtigstes Argument angeführt, sondern „die Erkenntnis, dass die Baracke für die Zahl der Gläubigen zu klein sein werde“<sup>486</sup>. Daraufhin übertrug Schilling die Planung, die er mit dem Korpus der Baracke entwickelt hatte, in einen Massivbau. Auf einem Grundriß von 20m Länge und 8m Breite entstand nun ein Raum mit 240 Sitz- und 50 Stehplätzen sowie einem Raum im Kellergeschoß, der für Versammlungen, Sitzungen und die Jugendarbeit bestimmt war. 180 Mitglieder der Gemeinde arbeiteten bei der Fertigstellung mit und brachten jeweils bis zu 350 Arbeitsstunden ein. Trotz dieses großen Arbeitseinsatzes kam es zu beträchtlichen Finanzierungsproblemen, die mit Hilfe verschiedener Spenden überwunden werden konnten. Zwar hatten sich die Maße verändert, die Stahlkonstruktion des Daches war durch eine Holzkonstruktion ausgetauscht worden und die Materialität der Seitenwände war anstatt der vorgefertigten Blechelemente als massive Lochfassade ausgeführt worden, aber die Typologie und die stilistischen Merkmale waren die gleichen geblieben. Über einem längs gerichteten Kirchenraum befand sich ein flach geneigtes Satteldach und die giebelseitige Eingangsfassade mit symmetrischem Portal und barock anmutenden Dachreiter entsprach dem Entwurf, den Schilling bereits der Baracke vorangestellt hatte.



105

Notkirche in Aidlingen

Die Arbeit von Schilling läßt sich somit als eine mögliche Reaktion auf die Probleme der Zeit verstehen. Denn in dieser Arbeit findet sich in einer Mischung aus pragmatisch orientiertem Verständnis und christlicher Nächstenliebe eine Handlungsweise, die den entstandenen Nutzen für die Mitmenschen über ein Theoriegebilde stellte. Schilling verstand die Arbeit des Architekten als Tätigkeit, durch die den Menschen mit einem praktischen Erfolg geholfen werden konnte. Das Ideal der Kirche orientierte sich am repräsentativen Bild einer Dorfkirche, was mit den sonstigen Vorstellungen einer idealen Architektur zum Dilemma führte. In diesem Problemfeld zeichnet sich aber ein wichtiges Merkmal für das Verständnis vom Kirchenbau bei Schilling ab. Denn er versuchte den leichten Bauten eine Solidität einzuverleiben, sie dadurch an den Ort zu binden, was sich mit der Standortfrage der Kirche insofern fügte, da sich der Standort der Kirche von den notleidenden Gemeinden ableitete. Dass sich Schilling in künstlerischen, technischen wie auch organisatorischen Ansprüchen gefordert sah, verweist auf sein Verständnis seiner Profession. Indes verzichtete er aber darauf, seine Reflexionen über die gesellschaftspolitische Relevanz des Architekten aufzuzeichnen. Schilling hinterließ keine aufschlußgebenden theoretischen Erläuterungen über seine Arbeit, sondern einzig „viele Bauwerke für den Gottesdienst, für das Wohnen und von Pflegeeinrichtungen für Behinderte“, darunter zahlreiche Bauten aus der Nachkriegszeit, deren Umstände Bescheidenheit verlangten, „Bescheidenheit, die ihm nicht fremd war“<sup>487</sup>, wie es 1991 im Nachruf von Egon Rainer über ihn hieß.

## Der „Ruhrkaplan“ und die „Bunkerkirche“ in Düsseldorf-Heerd

Linksrheinisch, westlich von Düsseldorf, befindet sich der Ortsteil Heerd, der an die nördliche Gemarkung von Neuss angrenzt. Als traditionelles Industriegebiet und Arbeiterquartier mit einer entsprechenden sozialen Bewohnerstruktur und einem Konfliktpotential versuchte die nahegelegene Pfarrgemeinde St. Benediktus bereits 1923, einen zweiten Seelsorgebezirk einzurichten. Die Situation nach Beendigung des Ersten Weltkrieges erschwerte jedoch die Gründung, die erst 1926 nach Abzug der belgischen Besatzungstruppen möglich wurde. Ein aufgegebenes Barackenlager wurde von der Stadt Düsseldorf als Siedlung „Grünau“ ausgewiesen und als Wohngebiet für ungefähr 250 Familien umgewandelt. Zwei dieser Baracken konnten nach mehrmaligen Gesuchen des Heerdter Pfarrers für die Kirchengemeinde erworben werden. Eine der Baracken wurde als Kirche umgebaut, die andere wurde als Wohnung für den neuen Seelsorger, Pastor Johann Heppener genutzt. Dieser trat sein Amt Anfang Dezember 1926 am „Handweiser“ an. Diesen Namen hatte das Gebiet von einer Wegegabelung, auf der sich vier Landstraßen kreuzten und auf der bis nach 1945 mittig ein großes Hinweisschild stand.

Die unter den gegebenen Umständen entstandene Kirche sollte nur ein Provisorium sein. Im Februar 1928 wurde das angrenzende Grundstück an der Kreuzung Heerdter Landstraße und Kevelaer Straße von der Stadt Neuss gekauft, die Liegenschaft, auf dem sich auch die heutige Pfarrkirche befindet. Die Stadt hatte allerdings der Kirchengemeinde die Auflage gestellt, rasch mit dem Bau einer Kirche zu beginnen. Den dafür ausgeschriebenen Wettbewerb gewann 1930 der zwei Jahre zuvor an die Akademie in Düsseldorf berufene Architekt Clemens Holzmeister. Aber die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse meinten es wiederum nicht gut mit der jungen Gemeinde. Trotz der Gründung der selbständigen Rektoratspfarre St. Sakrament im Jahr 1929 konnte der Neubau nicht begonnen werden. Zu dieser Zeit war Düsseldorf wie zahlreiche andere Städte eine prosperierende Stadt. 1934 wurde die stolze 500.000 Einwohner-Marke erreicht. Im Dezember 1937 wurde Pastor Johann Heppener von Pastor Bernhard Beyartz abgelöst, der wiederum im September 1942 verabschiedet und durch Pastor Franz Froitzheim ersetzt wurde.

Im Zuge des im Herbst 1940 erlassenen „Führer-Sofortprogramms“, wonach in 81 deutschen Städten Luftschutzbunker für die Zivilbevölkerung errichtet werden sollten, kam es im Oktober 1940 auch in Düsseldorf zu einer Beschlagnahme des Grundstücks. Trotz vehementer Proteste seitens der Kirchengemeinde, wurde alsbald auf dem Gelände mit dem Bau eines viergeschossigen Luftschutzbunker nach einem Entwurf des Düsseldorfer Architekten Philipp Wilhelm Stang begonnen. Der quaderförmige Baukörper mit einer Kantenlänge von circa 47m Länge, 22m Breite und mehr als 10m Höhe besitzt eine Wandstärke von über 1m. An seiner südöstlichen Ecke befindet sich ein tonnenförmiger Appendix mit einem Durchmesser von 15m, in dem sich eine spiralförmige Auffahrtsrampe befindet. Vermutlich diente diese Rampe dazu, Geschütze und andere militärische Geräte auf das Dach zu bringen. Allerdings ist die Funktion dieses Baukör-



106 Erste Barackenkirche in Düsseldorf-Heerd am „Handweiser“, vor 1931



107 Innenraum der ersten Barackenkirche.



108 Bau des Hochbunkers, 1941



pers nicht eindeutig nachweisbar. Unwahrscheinlich ist jedoch, dass er wie bei zwei Bunkeranlagen in Köln einen Glockenturm suggerieren sollte, um dem Bunker ein kirchenähnliches Erscheinungsbild zu geben.<sup>488</sup> Ebenso ungewiß ist, welche Nachkriegsnutzung vorgesehen war. Immerhin kursierte nach dem Krieg die Meinung, dass das Gebäude als Parkhaus oder ähnliches genutzt werden sollte.<sup>489</sup> Diesbezügliche Überlegungen hatte unter anderem Ernst Neufert 1941 in einem Artikel über „bombensicheren Luftschutz im Wohnungsbau“<sup>490</sup> dargestellt. Seine Präferenz ging bei Garagenbunkern allerdings zu eingeschossigen Anlagen unter großen Verkehrskreuzungen. „Mehrgeschossige Garagen“, so seine Bedenken, „ergeben natürlich billigere Lösungen“, aber „die Wohnlichkeit solcher Großanlagen“ sei „noch erheblich schlechter“<sup>491</sup> als bei seinem Vorschlag.

Nachdem bei einem Fliegerangriff am 27. November 1944 die alte Barackenkirche zerstört wurde, mußte die Gemeinde zum Gottesdienst in die Kapelle des ehemaligen Klosters Zur heiligen Familie in Heerdt ausweichen. Dieses Ausweichquartier lag aber außerhalb des Gemeindebezirks, weshalb viele Gemeindemitglieder einen halbstündigen Fußweg auf sich nehmen mussten. Da die Kapelle außerdem weniger als 100 Personen aufnehmen konnte, obwohl nach Kriegsende mittlerweile „die Zahl der Teilnehmer an drei hl. Messen des Sonntags schon wieder 450 bis 500“<sup>492</sup> betrug, beschloß der Kirchenvorstand in der Sitzung am 17. Juni 1945, für 20.000 RM eine Baracke mit ca. 200 Sitzplätzen zu erwerben. Als bald wurde eine ehemalige Baracke des Reichsarbeitsdienstes neben dem Bunker aufgerichtet. Am Eingang der 12,5m breiten und 42m langen Baracke wurde, wie in der vorherigen Notkirche, der Kindergarten untergebracht. Der Altar und der Taufstein waren noch erhalten, „200 sehr gute Stühle“<sup>493</sup> hatte die Stadt Düsseldorf kostenlos überlassen und das Geld für den Kauf plus ca. 5.000 RM Nebenkosten für Aufstellung und Fundamente war aus den Kollekten der vergangenen Jahre vorhanden. Ein Genehmigungsantrag vom Kirchenvorstand und Pfarrer Franz Froitzheim zur Umnutzung der Baracke in eine Kirche wurde vom Generalvikariat in Köln bewilligt und die Gemeinde konnte in der ehemaligen Baracke des RAD ab 11. November 1945 wieder Gottesdienst feiern.

### Der „Ruhrkaplan“ kommt nach Düsseldorf

Im Sommer 1947 wurde Dr. Carl Klinkhammer vom Kölner Erzbischof Josef Frings nach Heerdt versetzt, wo er am 27. Juli eingeführt wurde. Dieser „Ruhrkaplan“, wie Klinkhammer schon vor 1933 genannt wurde, war eine Persönlichkeit, die aufgrund seiner Aktivitäten und Reden Zeit seines Wirkens öffentliches Interesse hervorrief.<sup>494</sup>

1903 in Aachen geboren und im katholischen Elternhaus erzogen, beteiligte er sich als Jugendlicher an der von Romano Guardini geleiteten Bewegung „Quickborn“. Auch wenn aus der Sicht Klinkhammers die reformerischen Bestrebungen Guardinis zu langsam umgesetzt werden konnten, blieb Guardini für ihn wegen dem Streben nach einer religiösen, geistlichen und sittlichen Lebenserneuerung und seiner ökumenischen Vermittlerrolle ein Vorbild und eine wichtige Bezugsperson. Zeit seines Lebens



109

Zweite Barackenkirche, um 1946



110

Carl Klinkhammer

bezeichnete sich Klinkhammer als einen „Quickborner“.<sup>495</sup> 1923 schrieb er sich in der Theologischen Fakultät der Universität Bonn ein und promovierte nach theologischen und philosophischen Studien 1926 über „Die Musikästhetik Immanuel Kants“. Nach einem anschließenden viersemestrigen Priesterseminar in Köln wurde er am 14. März 1929 im Kölner Dom zum Priester geweiht. Seine öffentlich geäußerte Kritik an den Aktivitäten der Nationalsozialisten und den Reaktionen der katholischen Amtskirche führten immer wieder zu strafrechtlichen Verfahren, Aufenthalt in Zufluchtsstätten, Abschiebungen und Gefängnisstrafen sowie zu Versetzungen in abgelegene Dorfgemeinden. Mit Kriegsbeginn 1939 wurde Klinkhammer, trotz Protest seinerseits, als Geistlicher einberufen und diente bis Kriegsende in unterschiedlichen Divisionen. Seit 1941 an der Ostfront stationiert, kehrte er von dort nach kurzer Kriegsgefangenschaft 1945 nach Bonn zurück und erhielt am Bonner Münster eine Anstellung als Kaplan. Bereits nach kurzer Zeit setzte er im Rahmen der einsetzenden Debatten um die „Schuldfrage“ der Deutschen die Kritik am Konkordat des Vatikans und den deutschen Bischöfen mit Hitler fort. In seinem im Oktober 1946 veröffentlichten Aufsatz „Die deutsche Katholiken und die Schuldfrage“<sup>496</sup> differenzierte er zwischen „Schulderkenntnis und Schuldanerkennnis“ im gemeinsamen, ökumenischen Sinne: „Das erste ist unumgänglich nötig für jeden Deutschen. Das zweite ist sehr erwünscht und dringend geboten“<sup>497</sup>. Wie viele Zeitgenossen mit ihm, sah auch Klinkhammer in dieser spezifischen Situation eine historische Chance für die Deutschen. So beendete er seinen Aufsatz mit den Worten: „Unser deutsches Volk mußte erst so elend und unglücklich werden, um den Weg der Wahrheit und Menschlichkeit und somit den Weg zum Leben und Glück finden zu können. Die heutige große Not des deutschen Volkes kann seine größte Gnade sein.“<sup>498</sup>

Das von vielen als „Buße“ titulierte Verhalten kritisierte er als formales Auftreten, als „Buße tun in Sack und Asche“<sup>499</sup>. Die dafür notwendige Haltung sah er vielmehr in einer „Buße der Gesinnung“ - ein Verhalten, das er auch bei den „Kirchen-«Fürsten»“<sup>500</sup> vermißte und einforderte. Neben der Kritik an der Amtskirche sah sich Klinkhammer durch Tagesereignisse auch zu heftigem Tadel an der britischen Besatzungsmacht genötigt. Hierbei kam es durch folgende Umstände zu einer bemerkenswerten, historischen Konstellation: Im außergewöhnlich harten Nachkriegswinter 1946/47 gab der Kölner Erzbischof Frings in seiner Silvesterpredigt zu bedenken, „man könne es dem einzelnen nicht verwehren, das Dringendste zur Erhaltung von Leben und Gesundheit zu nehmen, wenn er es durch Arbeit und Bitten nicht erhalte“<sup>501</sup>. Da in den privaten Haushalten vieles zur Deckung der täglichen Grundbedürfnisse fehlte, wurde das Stehlen von lebensnotwendigen Gütern vom Volksmund bald „Fringsen“ genannt. Bei einer dieser illegalen, aber von der geistlichen Obrigkeit gewissermaßen moralisch legitimierten Aktionen, kam es in Bonn zu einem tragischen Ereignis, als ein Angehöriger der englischen Streitkräfte einen deutschen Mann beim Diebstahl von Kohlen überraschte und ohne jede Vorwarnung erschoss. Klinkhammer erhob öffentlich Protest gegen diese rücksichtslose Vorgehensweise der Militärmachthaber, und vermutlich führte dieses En-



<sup>111</sup> Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings

gagement Klinkhammers zu der von der Öffentlichkeit als „Strafversetzung“ verstandenen Anweisung seitens seines Bischofs, gerade jenes Kardinalbischofs Frings.

Klinkhammer traf im Juli 1947 in Düsseldorf ein und es ist überliefert, dass er bereits in seinen ersten Tagen in Heerdt die Überlegung äußerte, den Bunker in eine Kirche umzunutzen. Ein von der Stadt angebotenes Alternativgrundstück für den Bau einer Kirche als Ersatz für das beschlagnahmte und bebaute Areal lehnte Klinkhammer ab. Er schlug vielmehr vor, den zu entmilitarisierenden Bunker in eine Kirche umzubauen. Mit diesem Ansinnen stieß er zunächst auf Unverständnis. Zu dem ungewöhnlichen Vorschlag kamen rechtliche Probleme. Das Grundstück, auf dem der Bunker steht, war nach wie vor Eigentum der Kirchengemeinde, der Bunker selbst aber nach den Kapitulationsbedingungen Eigentum der Besatzungsbehörde. Nach Verhandlungen mit dem Finanzamt Nord, als Treuhänder des Bunkers, und den sonstigen Behörden erreichte Klinkhammer, dass die Gemeinde für das Grundstück ab 8. Mai 1945 eine Miete erhielt und für die Bunkerüberlassung Miete zahlen sollte. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde die Miete, als „Anerkennungsgebühr“, auf 10.-DM pro Monat für eine Zeitdauer von 10 Jahren festgelegt.<sup>502</sup> Der Mietvertrag wurde mit dem Vorbehalt abgeschlossen, dass die Baulichkeiten zur Zufriedenheit des „Disarmament Branch“ der Militärregierung umgewandelt und entmilitarisiert werden mußten.<sup>503</sup>

Ende August, also nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in Düsseldorf, hatte Klinkhammer Gespräche bei der militärischen und deutschen Verwaltung geführt, erste Kostenvoranschläge eingeholt und vor allem den Kirchenvorstand von seiner Idee überzeugt. Dieser kam bei seiner Sitzung im August zu dem Ergebnis, „dass unsere Baracken / Notkirche auf die Dauer den gestellten Ansprüchen nicht genügt“<sup>504</sup>. Mit den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln von knapp 40.000.- RM und der behördlichen Zuweisung des Bunkers stimmte der Kirchenvorstand einmütig dem Vorschlag von Klinkhammer zu und fasste „einstimmig den Beschluss, den Bunkerumbau durchzuführen. Herr Dr. Klinkhammer wird die Verhandlungen in diesem Sinne weiterführen.“<sup>505</sup>

### **Umbau des Bunkers**

Trotz einiger Bedenken seitens der Behörden und mancher Gemeindeglieder begann Klinkhammer mit einer Gruppe engagierter Mitglieder der Gemeinde, ohne Genehmigung des Generalvikariats, im Winter 1947/48 mit den Bauarbeiten. Auf den Einwand, ob der Bunker überhaupt als Kirche umgebaut werden kann, soll Klinkhammer erwidert haben, „dass in diesem Bunker bereits viel Leid ertragen werden mußte und wahrhaftig gebetet wurde“<sup>506</sup>. In mühevoller Arbeit wurden zunächst die leichten Trennwände in dem Bau abgerissen. Durch fehlendes Tageslicht und unzureichende Belüftungsmöglichkeiten waren die Arbeitsbedingungen jedoch äußerst strapaziös und zeitraubend. Nur mühsam konnte der Schutt nach außen gebracht werden.

Im Frühjahr 1948 wurde von der „Rheinisch-Westfälischen Spreng-Gesellschaft“, einer Spezialfirma für derlei Angelegenheiten, mit der Sprengung



<sup>112</sup> Bunker vor Sprengung der Öffnungen, um 1947

der geplanten Fenster begonnen. Selbstverständlich waren diese Sprengungen eine der wenigen bautechnischen Maßnahmen, bei denen die Gemeindemitglieder nicht aktiv beteiligt waren.<sup>507</sup> In der problematischen Situation einer schwer abschätzbaren Sprengwirkung wurden die über einen Meter dicken Wände mit Sprengsätzen vorbereitet und an die Fassade großformatige Bleche gehängt, um die herausgesprengten Betonbrocken nicht über die angrenzende Verkehrskreuzung zu schleudern. Bei der ersten Explosion konnte mittels dieser Vorrichtung zwar verhindert werden, dass Teile der Wand in das Umfeld katapultiert wurden, allerdings war die Wucht der Detonation so groß, dass in den benachbarten Gebäuden die Fensterscheiben zu Bruch gingen.

In die südliche Seitenwand wurden zur Belichtung des Kirchenraumes in Abständen von 2m vier Öffnungen herausgesprengt. Die circa ein Meter breiten und sechs Meter hohen Schlitze wurden später zu Langfenstern ausgebildet, deren Leibungen sich konisch nach Innen aufweiten. In die nördliche Seitenwand wurde zur Belichtung des Altarraumes eine 3m breiter Schlitz herausgesprengt, der sich 1.20m über dem Fußboden beginnend bis unmittelbar zur Decke erhebt. In der nach Osten orientierten Stirnwand wurde eine Tür zur Sakristei angebracht, die im ehemaligen Vorbau des Bunkers eingerichtet wurde. An der westlichen Stirnwand wurde zur Belichtung der unter der Orgel liegenden Taufkapelle ein nahezu die ganze Wandfläche einnehmendes Fenster eingebaut. Zusätzlich wurde für die Beichtkapelle ein Rundfenster und für den Wohnbereich nach Süden und Westen hin 16 Fenster sowie für das Treppenhaus zwei gleich große Fenster herausgesprengt. Im Inneren des Bunkers wurden die beiden circa 30cm starken Zwischendecken mit den sie tragenden 20 Stützen beseitigt. Von der Zwischendecke des ersten Obergeschosses blieb eine 15m lange Fläche für Orgelepore und Pfarrerwohnung bestehen, während von der Decke zwischen erstem und zweitem Geschoss eine 9m lange Fläche für die Kaplanswohnung erhalten blieb.

Im Werkverzeichnis des Diözesanbaumeisters Willy Weyres wird der Umbau des Luftschutzbunkers zur Kirche als sein Werk angegeben.<sup>508</sup> Höchstwahrscheinlich wurde Weyres aber erst zu einem späten Zeitpunkt zu dem Unterfangen hinzugezogen, eventuell erst, als die Decke zwischen Erdgeschoß und Obergeschoß entfernt werden sollte und Bedenken aufkamen, ob die statische Sicherheit gewährleistet sei. Spätestens jedoch am 4. August 1949 erfolgte eine offiziell anberaumte Besichtigung mit allen Beteiligten, worauf Weyres der Gemeinde zwei Tage später mitteilte, „dass hier keine Bedenken gegen eine Konsekration bestehen, falls in Kürze ein entsprechendes Gesuch einlaufe“.<sup>509</sup>

Dies deutet darauf hin, dass Klinkhammer bzw. der Gemeinderat bis dahin, obwohl er von Weyres „vor längerer Zeit ausführlich über die Baugenehmigungseingabe unterrichtet“<sup>510</sup> worden war, die Arbeiten ohne Genehmigung der Diözese ausführen ließ. Eine nachträgliche Genehmigungseingabe wurde vereinbart, aber von der Gemeinde trotz mehrfachen Anmahnungen wiederholt nicht eingehalten. Selbst am 30. Oktober 1949, als die Gemeinde mit Kardinal Frings die Einweihung der Kirche feierte,



<sup>113</sup> Detail von der Sprengung der Aussenmauer, 1948



<sup>114</sup> Blick in den Innenraum des Bunkers nach den Sprengarbeiten.



<sup>115</sup> Bunker nach Sprengung der Öffnungen, um 1948

war der Antrag in Köln noch nicht eingegangen. Erst im März 1950 erfolgte die formale Einreichung der Anträge beim erzbischöflichen Generalvikariat, in denen Klinkhammer beschrieb, wie der Luftschutzbunker von der Gemeinde in eine Kirche umgewandelt worden war. Im Anschreiben entschuldigte er sich für die Verspätung und belehrte das Generalvikariat, dass es sich nunmehr um eine „Kirche“ handle, „nicht 'Notkirche' wie die Hochwürdigste Behörde in zwei Briefen zu sagen beliebte, denn eine Notkirche im wahrsten Sinne dieses Wortes hat der Unterzeichnete beim Antritt seiner Stelle als Pfarrer von Hl. Sakrament vorgefunden“<sup>511</sup>, woraufhin das Erzbischöfliche Generalvikariat dem Kirchenvorstand kurze Zeit später den „Umbau des Luftschutzbunkers zu einer Kirche“<sup>512</sup> nachträglich genehmigte.

Die von Klinkhammer im Februar 1950 erstellte Abrechnung der Baumaßnahmen über den Umbau des Hochbunkers in die Bunkerkirche ergab Gesamtkosten von fast 70.000.- DM.<sup>513</sup> Da zu diesem Zeitpunkt keine finanziellen Mittel mehr zur Verfügung standen, wurde für Ausrüstungsgegenstände und Möblierung Provisorien akzeptiert. Für das Gestühl wurden beispielsweise Bänke und Klappstühle aus einem ehemaligen Kino aufgestellt, das heute noch benützte Gestühl wurde erst einige Jahre später eingebaut.

Der Bunker hatte sich gewandelt zu einer großen Kirchenhalle. Die wenigen Wandöffnungen erwiesen sich als ausreichend, um den Innenraum mit Tageslicht auszuleuchten. Durch die konischen Öffnungen wird das Tageslicht besser gestreut. Allerdings änderte sich nichts an der schweren, stereotomischen Wirkung der Stahlbetonmauern. Die Innen- und Aussenwände wurden in ihrer schalungsrauen Oberflächenqualität belassen, allein der Altarraum mit dem angedeuteten Chor wurde mit einem Rauputz versehen. Der Hauptaltar, frei stehend auf einem über sieben Stufen emporzusteigenden Podest, wird flankiert von zwei Nebenaltären, deren Gesamtkonstellation bereits vorab den Ansprüchen des Zweiten Vatikanums entsprach und daher nicht mehr umgestaltet werden musste. Bis heute zieren nur wenige Bildmittel den Innenraum, der durch ein überlebensgroßes Kruzifix von Johann Karst aus Eisen und Stahl an der Altarwand bestimmt wird.



<sup>116</sup> Blick auf den „Handweiser“ und den Bunker nach den Sprengarbeiten.

## Nachspiel

Mit der nachträglichen Genehmigung des Umbaus waren die Formalitäten wie auch die Umbaumaßnahmen der Kirche nicht abgeschlossen. Zunächst mußte das Generalvikariat zum Jahresbeginn 1952 bei der Gemeinde nachfragen - vermutlich sensibilisiert durch das vorangegangene Genehmigungsverfahren - , ob „bei der Bunker-Kirche ein Kirchturm errichtet worden“<sup>514</sup> sei? Woraufhin Klinkhammer spitzfindig antwortete, dass für die leihweise überlassene Glocke „auf dem vorhandenen Bunkerturm (der einem Kirchturm immer schon ähnlich sah) lediglich ein Glockenstuhl von 5m Höhe aufgeführt und dieser von einem entsprechend hohen Säulenkranz aus Zementsandstein umkleidet worden war.“<sup>515</sup>

In den folgenden Jahren bemühte sich Klinkhammer um die Tilgung der Restschulden und um eine Übereignung der Kirche an die Gemeinde, wobei er bereits einen großen Teil des finanziellen Aufwandes durch seine Vortragstätigkeit selbst geleistet hatte. Im April 1954 bat er zunächst das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln um Verhandlungen mit dem Oberfinanzpräsidenten wegen einer kostenlosen Übereignung der Kirche an die Pfarrgemeinde. Diesbezüglich wandte er sich auch an den Bundesfinanzminister in Bonn<sup>516</sup>, der ihm jedoch eine Absage erteilte. Schließlich erreichte er durch eigene Verhandlungstätigkeit, dass im Dezember 1955 der umgebaute Bunker für 100.000.- DM von der Bundesrepublik Deutschland bzw. Oberfinanzdirektion (OFD) Düsseldorf als Rechtsnachfolgerin gekauft werden konnte.<sup>517</sup>

Ende der fünfziger Jahre sollte der Umbau des Bunkers in eine Kirche mit dem Einbau ornamentaler Fenster abgeschlossen werden, eine Maßnahme, die durch Willy Weyres unterstützt wurde. Für diesen Zweck entstanden Erklärungen zur Gestaltung der Kirchenfenster vom Kirchenvorstand und von Klinkhammer, in denen Meinungsverschiedenheiten deutlich werden. Trotz des relativ hohen Kostenvoranschlags der Fenster von circa 25.000.-DM - wovon allerdings mehr als die Hälfte vom Kultusministerium bezahlt wurde - war die Finanzierung zu diesem Zeitpunkt kein Thema mehr. Die Verantwortlichen schienen sich einig gewesen zu sein, dass die Fenster realisiert werden sollten. Dennoch lassen sich im Protokoll des Kirchenvorstandes und im Antrag auf Baugenehmigung, den Klinkhammer einige Wochen später verfaßt hatte, zwischen den Zeilen unterschiedliche Formulierungen finden. Im Protokollbuch ist überliefert: „In dem einfachen, klaren, aber ebenso nüchternen Raum der Bunkerkirche ist jetzt 10 Jahre lang der Gottesdienst würdig vollzogen worden. Gleichwohl verlangt nunmehr die gottesdienstliche Gestaltung, wie auch der Frömmigkeitswunsch der Gläubigen, dass dem Kirchenraum eine sakrale, an das Mystische gemahnende Atmosphäre gegeben wird.“<sup>518</sup>

Diesen Passus übernahm Klinkhammer für den Antrag, änderte ihn jedoch in folgenden Wortlaut: „Nachdem im Laufe der letzten 10 Jahre erprobt worden ist, dass die Bunkerkirche sich für eine ständige Benutzung des Pfarrgottesdienstes eignet und nachdem das große Bauwerk durch Kauf in das Eigentum der Pfarrgemeinde übergegangen ist, muß heute darauf gesehen werden, dass der liturgische Raum durch eine würdige Befensterung einen sakralen Charakter bekommt.“<sup>519</sup>



<sup>117</sup> Bereits vor Einweihung der „Bunkerkirche“ fand die ungewöhnliche Kirche Beachtung in den Medien und der Öffentlichkeit.



<sup>118</sup> St. Sakrament (Bunkerkirche) in Düsseldorf-Heerdt in den fünfziger Jahren.

Fast fünfzehn Jahre nach Kriegsende dokumentieren diese unterschiedlichen Formulierungen nicht nur die abschließenden langwierigen Baumaßnahmen, sondern zeugen auch von einer bis dahin längst abgeschlossenen Nachkriegsphase. Distanziert sich der Kirchenvorstand 1959, also über zehn Jahre nach Beginn des Umbaus, von dem „einfachen, klaren, aber ebenso nüchternen Raum der Bunkerkirche“ als nicht mehr zeitgemäß, finden diese Attribute bei Klinkhammer keine Verwendung. Vielmehr besaßen diese Eigenschaften für ihn sein Leben lang Gültigkeit. Bis zu seinem Tod 1997 lebte er, trotz Einwänden von Freunden und Ärzten, dass dies seiner Gesundheit abträglich sei, in der Bunkerwohnung und schlief in einem minderwertigen Bett, das den Krieg überstanden hatte. In seinem letzten Weihnachtsgruß wünschte er allen eine „armselige Weihnacht“<sup>520</sup>. Reduktion war für ihn kein zeitlich befristetes Leitbild, sondern ein zeitloses Ideal, mit dem er den christlichen Glauben in umfassender Weise in die gestaltete Lebenswelt der Gemeinde einbrachte. Von gesellschaftspolitischen Aktivitäten wie den von ihm organisierten „Düsseldorfer Mittwochsgesprächen“ seit den sechziger Jahren, bei denen auch international politische Persönlichkeiten wie Konrad Adenauer und Lech Walesa zu Gast waren, über philosophische und theologische Studien, soziale und karitative Tätigkeiten bis hin zu gestalterischen Angelegenheiten agierte er stets lebensnah. Die Bunkerkirche verkörpert bis heute seine Ideale, in dem der Baukörper nichts beschönigt, weder seine Entstehung noch sich selbst. Er präsentiert sich mit all seinen Schwächen und ist trotzdem - oder gerade deswegen - „die stabilste Kirche dieser Welt“<sup>521</sup>.



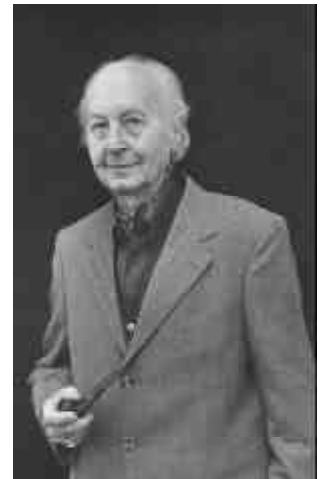
<sup>119</sup> St. Sakrament (Bunkerkirche) in Düsseldorf-Heerdt im heutigen Zustand

## Winfried Wendland und die Entpolitisierung der Architektur durch den Kirchenbau

„Es geht darum, so bescheiden und schlicht, aber auch so ehrlich, sauber und schön wie möglich zu arbeiten.“<sup>522</sup> Mit dieser komprimierten Botschaft wandte sich Winfried Wendland in seinem 1957 erschienenen Buch „Kirchenbau in dieser Zeit - Bilder, Berichte und Gedanken zum Neubau und Wiederaufbau“<sup>523</sup> an Architekten, Gemeindeglieder und Pfarrer in der DDR. Es war eines der ersten Bücher, das „Bilder, Berichte und Gedanken zum Neubau und Wiederaufbau“<sup>524</sup> von evangelischen Kirchen in der jungen DDR bot. Allein diese Tatsache, dass erst Ende der Fünfziger ein Buch erschien, in dem sowohl eine Übersicht über den jüngeren Kirchenbau gegeben wurde und das sich zugleich als Ratgeber für zukünftige Kirchenbauten verstand, verdeutlicht die Ungleichheit, die nach dem Krieg zwischen beiden deutschen Staaten bezüglich des Kirchenbaus herrschte. Winfried Wendland, der Verfasser des Buches, war zu diesem Zeitpunkt als Architekt und Kirchenbaurat für das evangelische Bauamt in Berlin tätig und konnte bereits auf langjährige Erfahrungen zurückblicken. Allerdings waren seine Sachkenntnisse verbunden mit einer bedenklichen Karriere im „Dritten Reich“. Trotz einiger Parallelen zur Biographie von Gerhard Langmaack finden sich dennoch Unterschiede. Zum einen arbeitete Wendland in seiner Kulturarbeit aktiv an einer nationalsozialistischen Propaganda mit und verteidigte „entartete Kunst“ allenfalls im Familienkreis, nicht aber in der Öffentlichkeit. Das half ihm 1939 allerdings nicht viel, denn auch er musste Kriegsdienst leisten und konnte deswegen und wegen der anschließenden Inhaftierung im Gegensatz zu Langmaack bis 1948 nicht als Architekt tätig sein. Wie bei Langmaack galt auch für Wendland nach dem Krieg das Leitbild der Reduktion, aber bei ihm fielen die Versuche im Kirchenbau nicht auf den fruchtbaren Boden bundesrepublikanischen Wohlwollens, sondern auf das mühsame Terrain einer kirchenfeindlichen DDR.

### Anfänge seiner beruflichen Entwicklung

Bevor Wendland nach mehr als zweijähriger Kriegsgefangenschaft im Herbst 1948 nach Potsdam zurückkehrte und ab Januar 1949 für das evangelische Bauamt in Berlin arbeitete, war er seit 1928 als Architekt tätig gewesen, obwohl er nie ein Architekturstudium abgeschlossen hatte. Am 17. März 1903 in Gröben, Kreis Teltow, als einer von vier Söhnen eines Pfarrers geboren, wurde er frühzeitig an theologische Themen herangeführt. Ab 1910 besuchte er das Gymnasium in Berlin-Steglitz und begann 1922 eine Lehre als Steinmetz, da nach eigenen Aussagen „infolge der Inflation nicht an ein Studium zu denken war“<sup>525</sup>. Es folgten Studien an der Baugewerkschule und Kunstschule sowie viele private Kontakte zu Künstlern und eine intensive Tätigkeit in der Jugendbewegung des „Jungnationalen Bundes“. In diese Zeit fiel auch die erste Begegnung mit Otto Bartning, der in Vorträgen seine Kirchenentwürfe vorstellte und seine Gedanken erläuterte. Wie für viele seiner Kommilitonen wurde er auch für Wendland „einer der Wegweisenden“<sup>526</sup>.



120

Winfried Wendland, 1983



Nach kurzzeitiger Mitarbeit in verschiedenen Architekturbüros war für Wendland 1928 in mehrfacher Hinsicht ein bedeutsames Jahr. Privat schloß er mit der in bürgerlicher Familientradition groß gewordenen Eleonore Elsner die Ehe, beruflich machte er sich als Architekt selbständig. Erste Aufträge für evangelische Kirchenbauten führten zu einer frühen Spezialisierung auf diese Bauaufgabe und boten eine finanzielle Basis für die Familie und berufliche Selbständigkeit. Nachdem die im gleichen Jahr realisierte Stahlkirche auf der PRESSA in Veröffentlichungen von Schultze-Naumburg als „kulturbolschewistisch“ bezeichnet wurde, schrieb Wendland im Frühjahr 1929 einen Leserbrief an den Herausgeber der „Kampfbund-Mitteilungen“, in welchem er heftig gegen die Kritik protestierte und entgegenhielt, „dass der reaktionäre Neoklassizismus, der von der Generation um 1890 befürwortet wurde, eine größere Gefahr für die deutsche Architektur bedeutete als Le Corbusier“<sup>527</sup>.

### Wendland im Nationalsozialismus

Wendland brachte fortdauernd eine große Ehrerbietung Bartning entgegen und beneidete gleichsam die Freunde, die bei ihm von 1926 bis 1930 an der neu gegründete Bauhochschule in Weimar, der Nachfolgeeinrichtung des Bauhauses, studieren konnten.<sup>528</sup> Dennoch wandelten sich in den folgenden Jahren seine Ansichten gegenüber internationalen und modernen Architekturtendenzen grundlegend.

Im Rahmen der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik wurde Wendland im Alter von nur 30 Jahren im Juni 1933, als aktives Mitglied der NSDAP und im Kampfbund der deutschen Architekten und Ingenieure (KDAI), hinter dem 1884 geborenen Architekten und SA-Mann Karl Christoph Lörcher, Zweiter Vorsitzender des Deutschen Werkbundes. Lörcher erzwang auf der ersten Sitzung des Übergangsausschusses am 3. Juli 1933 eine nationalsozialistische Satzung und setzte einen programmatischen Schwerpunkt „auf ländliche Siedlungen und auf das Kunsthandwerk“.<sup>529</sup> Ab sofort erstrebte der Werkbund „eine neue deutsche Werkgesinnung im Sinne der großen deutschen Kulturüberlieferung und des von Adolf Hitler aufgestellten Prinzips der Leistung“<sup>530</sup>. Der Werkbund wollte „Stoßtrupp werden einer solchen Werkgesinnung in der Künstlerschaft, wie beim Handwerk, den Gewerbetreibenden, wie der Industrie“<sup>531</sup>. Lörcher selbst kannte die Fachöffentlichkeit spätestens zu diesem Zeitpunkt durch seine Siedlungen und Gehöfte, die in „Die Form“, dem Fachorgan des Werkbundes, als beispielhafte „Neubildung deutschen Bauerntums und bäuerlicher Bauweise“ präsentiert wurden. Mit der Vorstands- und Ausschußsitzung im September 1933 in Würzburg war der Werkbund endgültig „ein Bestandteil der nationalsozialistischen Bewegung“ geworden. Faktisch ergab sich durch die radikalen Veränderungen ein extremer Mitgliederchwund, den Wendland lange, aber letztlich erfolglos versuchte aufzuhalten. Selbst im Mai 1935, als der Werkbund nach der Entlassung von Lörcher führerlos und ohne Geldmittel war, bemühte sich nur noch Wendland um den Erhalt des Werkbundes. Als Unterabteilung der Reichskammer der bildenden Künste versank der Werkbund in der zweiten Hälfte der 30er Jahre am Ende aber kläglich im bürokratischen Dickicht.<sup>532</sup>

In seiner kurzen Tätigkeit für den Werkbund vertrat Wendland in der Öffentlichkeit voll und ganz die Kulturideologie der Nationalsozialisten, auch wenn er privat ein differenzierteres Urteil zu den als „entartet“ geltenden Künstlern wie Barlach und Nolde gehabt haben mag.<sup>533</sup> In seinem Beitrag über die „Nationalsozialistische Kunstpolitik im neuen Preußen“ im Oktober 1933 beschimpfte er nunmehr auch Künstler wie Karl Hofer als „bekannten Kunstbolschewist“<sup>534</sup>, begrüßte „die Säuberung der Kunstverwaltung“ und die Beurlaubung von Rading und Scharoun in Breslau. Alle diese Maßnahmen bewiesen seines Erachtens, „wie stark der Kampf gegen den Kunstbolschewismus von Seiten des Preußischen Kultusministeriums durchgeführt worden ist und wie viele der Vertreter des bisherigen Systems haben ins Gras beißen müssen“<sup>535</sup>. Von den Künstlern forderte er ein „Bekenntnis zur heroischen Lebensauffassung, die der neue Staat vertritt“<sup>536</sup>.

Ein besonderes Augenmerk lenkte Wendland in dieser Zeit auf die Ausbildung der Architekten. Auf dem Fundament einer handwerklichen Ausbildung sollten die Studierenden in einem „organischen Aufbau“ der Hochschulen über die Kunstgewerbeschulen zu den Akademien geführt werden, denn es sei nun einmal so, „dass Kunst mit Können“<sup>537</sup> zusammenhänge. Auf dem Weg zu einer „großen neuen Kunst, die sich nach dem Willen des Führers einordnet in den Freiheitskampf der deutschen Nation“<sup>538</sup> sah er die gefeierte Ausbildung am Bauhaus als ungeeignet an. Der Einfluß dieser Ausbildungsstätte hatte seiner Meinung nach zu einem „Bauhaus-Snobismus“ geführt, so „dass man mit Ruhe sagen kann, dass ein großer Teil unserer jungen Architekten von vornherein verbildet wurde“<sup>539</sup>. Dieses Bild vom snobistischen, untugendhaften Bauhausstudenten hatte ohne agitatorische Absicht Karl Hubbuch schon um 1929 vorgezeichnet. Vier Jahre bevor ihn die Nationalsozialisten von seiner Professur einer Malklasse in Karlsruhe entließen und ihn mit einem Berufsverbot ächteten, hatte er Portraitstudien angefertigt, bei denen die jugendlichen Modelle blasiert und keß auf Stahlrohrmöbel von Marcel Breuer sitzen, die dieser für das Dessauer Haus seines Bauhaus-Kollegen Wassily Kandinsky entworfen hatte. Diese Bilder weckten wohl auch bei Antifaschisten die Assoziation an einen „Bauhaus-Snob“.

Parallel zur Tätigkeit für den Werkbund hatte Wendland bis 1932 kleinere Kirchenbauten und ein Doppelwohnhaus errichtet. Die allgemein herrschende wirtschaftliche Not zu dieser Zeit überbrückte er durch den Verkauf des erst zwei Jahre zuvor erworbenen Siedlungshauses in Zehlendorf und durch Ausstellungsberichte für die Fachpresse. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten erhielt Wendland einen Ruf als Kustos an die Hochschule für Bildende Künste in Berlin und kam wieder zu Aufträgen für kirchliche Bauten. Einkommen und politischer Status erlaubten 1934/35 den Bau eines kleinen Eigenheimes in Kleinmachnow. Daneben war Wendland Kunstreferent im Reichskulturausschuß der Deutschen Christen, bei denen er unter der Schirmherrschaft des Reichsbischofs Ludwig Müller das evangelische Reichsamt für kirchliche Kunst mitbegründete.



<sup>121</sup> Karl Hubbuch: Mit Föhn und Fahrrad, 1929/30



<sup>122</sup> Winfried Wendland: Kapelle im Wilhelmshorst in der Mark

Sein Verständnis, wonach er einen kulturellen Auftrag zu erfüllen habe, manifestierte Wendland in dem 1934 erschienenen Buch „Kunst und Nation“<sup>540</sup>. Darin versuchte er die Künste über ein nationales Erbe zu qualifizieren und in die Dienste nationalsozialistischer Gesinnung zu stellen. Durch die Proklamation Adolf Hitlers sei „der Wendepunkt für die deutsche Kunst gekommen“<sup>541</sup>. Die Kunst habe dem Volke zu dienen, was soviel hieß, wie „das tatsächliche Ende der Idee von der ‘freien Kunst’, der Kunst als Selbstzweck“<sup>542</sup>. Die vielen Stile, die Anfang des Jahrhunderts aufkamen und dargelegt wurden, waren für Wendland eine „Mode, die an den Tischen der Literaten von Moskau, Berlin, Paris erdacht und von den Interessen der verschiedenen Industrien propagiert wurde“<sup>543</sup>. Diesmal war für Wendland gerade Schultze-Naumburg „der Mann, dem heute das größte Verdienst gebührt im Kampf gegen solches Chaos“<sup>544</sup>. Er habe gezeigt, wie man wieder an eine nationale Tradition anknüpfen könne, die sich bereits im Biedermeier abgezeichnet hatte. „Hier waren bereits ganz ‘moderne’ Gesichtspunkte in der Gestaltung maßgebend, die es Wert waren, wieder belebt zu werden.“<sup>545</sup> Wendland führte im Folgenden mit „dem Sterben des religiösen Lebens in unserem Volke“ den Grund an, weshalb „unsere Kunst“<sup>546</sup> endete. Der Grund für eine unvermögende Entwicklung in den Künsten war „nimmer das Geld, das fehlt, sondern der schöpferische Geist!“<sup>547</sup>. Und um die „Verödung unseres Glaubenslebens“ zu wenden, wolle die Kirche „neu werden, muss neu werden, alle Kämpfe unserer Tage deuten darauf hin“<sup>548</sup>. Die Künste dienten dieser „Neuwerdung“ und der Künstler „ist bereit zum Dienste am Evangelium“<sup>549</sup>. Wendland schlug also eine Konstruktion vor, in der das Evangelium neben den Worten des „Führers“ stand, ja auf unausgegorene Weise miteinander verflochten war. Die Künstler waren Dienstleister in dieser Konstruktion, die einer geistigen und nationalen Erneuerung zu dienen hatten, indem sie im „Volk leben, auch in seiner Ausdrucksweise“<sup>550</sup>. Die Aufgaben für die Künste lagen deshalb „in den einfacheren Dingen. Die Siedlung, die Zurückführung des deutschen Menschen zur Scholle ist die Hauptsache. Das führt zurück auf gesundes Handwerk, zur praktischen Aufgabe, zum Boden der Heimat, zur einfachen Deckung des Bedarfes!“<sup>551</sup> In dieser Alltagsnähe sah der Künstler „das Elend genauer [...] als der Snobist, der wurzellose Literat mit dem Ölpinsel auf der Leinwand“<sup>552</sup>. Daher sei der Künstler auch nicht mehr in den „literarischen Cafés“ anzutreffen, er „suche nicht die Weite, Italien oder gar die Ferne exotischer Völker“, sondern lebe „unter den Fischern an der Waterkante, oder den Bauern der Eifel“, mit einem Wort: „Man sucht die Nähe.“<sup>553</sup>

Nach Wendland kam daher in dieser lebensnahen Funktion der Architektur und der Gestaltung alltäglicher Dinge, letztlich auch des Kunsthandwerks, eine bedeutungsschwere Stellung zu. Die Ansprüche Wendlands waren dabei aus historischer Rückschau jedoch abstrus verflochten. Wollte er doch einerseits das religiöse Lebens erneuern und zugleich dem nationalistischen Auftrag dienen, sich außerdem einer Alltagsnähe widmen und gleichzeitig die künstlerische Bedeutsamkeit der Architektur hervorheben. Dies läßt zumindest eine Motivation erahnen, die erklärt, wie unentbehrlich er seine Arbeit einschätzte und zugleich keinen Widerspruch darin sah, dem Führer zu folgen und das Evangelium zu beherzigen.



<sup>123</sup> Titelseite von „Kunst und Nation“, 1934



<sup>124</sup> Winfried Wendland: Friedhofskapelle in Stahnsdorf

Infolge seines antiurbanen Standpunktes finden sich seine gebauten Arbeiten folgerichtig mehrheitlich in dörflichen Siedlungsstrukturen, was sich nach dem Krieg dann noch verstärkte. Bis 1939 entstanden nach Entwürfen von Wendland Kirchen und Kapellen in Teltow, Werder an der Havel, Potsdam, Halle an der Saale und den Berliner Ortsteilen Staaken, Lübars und Tegel. Nach Kriegsbeginn konnten von ihm noch drei Kirchen und eine Friedhofskapelle mit Krematorium in Pommern fertiggestellt werden.

### Entwurf einer Typenkirche

Im Dezember 1938 wandte sich Winfried Wendland, in seiner Funktion als Geschäftsführer des Vereins für religiöse Kunst an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin und bat um eine „zentrale Lösung“ für die kirchenbaulichen Probleme.<sup>554</sup> Er sah nicht nur einen Bedarf an kleinen Gottesdienststätten, an Konfirmandensälen und Gemeinderäumen für die „verschiedensten Landgemeinden, die zerstreut im Flachlande“ liegen, sondern auch an „Kirchen für die neu entstehenden Werke, Flugplätze; Arbeiter- und Angestelltensiedlungen“<sup>555</sup>.

Zum einen beklagte sich Wendland beim Oberkirchenrat darüber, dass „vielfach Kirchenbauten, die seit Jahren dringend erforderlich“ waren, „immer wieder von den baupolizeilichen Behörden zurückgestellt“<sup>556</sup> wurden. Die amtliche Argumentation der Materialknappheit träfe jedoch „in sehr vielen Fällen nur bedingt zu, da viele Kirchengemeinden durch eigenen Waldbesitz oder sonst andere Möglichkeiten einen Teil der Baustoffe vorrätig haben“<sup>557</sup>. Zum anderen machte Wendland Vorschläge, wie der Mangel an kirchlichen Räumen behoben werden könnte. Die Ansprüche an derlei Bauten beschrieb er folgendermaßen: „Sie können eine einfache Ausführung haben, müßten aber natürlich den kirchlichen Charakter entsprechend zum Ausdruck bringen.“<sup>558</sup> Und um eine entsprechende Qualität zu erreichen, schlug er vor, „unter vielleicht 5-6 kirchenbautätigen Architekten einen Wettbewerb zur Erlangung eines Bautyps hierfür auszuschreiben“<sup>559</sup>. Wieweit er dabei an standardisierte Bauten in Montagebauweise oder an handwerkliche, regional unterschiedliche Ausführungen dachte, wurde von ihm nicht eindeutig ausgesprochen. Allerdings deuten einige Reaktionen darauf hin, dass Wendland eher an einen standardisierten Typus dachte, der regionale Bautraditionen vernachlässigen sollte. Ergänzend gestand Wendland ein, dass „es keine große Bauaufgabe“ sei, „aber gerade eine außerordentlich wichtige Aufgabe bei der heutigen Situation der Kirche, vor allem, da die Landgemeinden keine Gasthäuser o.ä. mehr benutzen dürfen und damit zum großen Teil heimatlos geworden sind.“<sup>560</sup>

Der Oberkirchenrat nahm das Ansuchen Wendlands zum Anlaß und fragte bei den Landeskirchen an, ob die geschilderten Probleme zutreffend seien und wie sie bzw. die jeweiligen Superintendenten ihres Aufsichtsbereiches den von Wendland vorgeschlagenen Wettbewerb einer Typenkirche einschätzen. Zumindest für die Beurteilung der Situation stimmten die Meinungen mit dem Urteil von Wendland überein. Es wurde berichtet, dass „nicht überall, aber weithin“<sup>561</sup> Raumnot vorhanden sei, dass „in sehr vielen Fällen [...] eine erhebliche Raumnot“<sup>562</sup> bestünde und „nicht

nur auf dem flachen Lande, sondern auch in den kleinen Städten“ existierte nach Einschätzung des Konsistoriums der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen zum Teil „eine recht erhebliche Raumnot, sodass der Bau kleiner, kircheneigener Räume dringend notwendig“<sup>563</sup> erschien. Allerdings widersprachen die Landeskirchen weitgehend dem Vorschlag zur Ausarbeitung einer Typenkirche. Natürlich wünschte man sich, dass „den Gemeinden die allgemeinen Schwierigkeiten betreffend Bauerlaubnis usw. durch eine zentrale Lösung abgenommen und für die Baukosten Zuschüsse gewährt werden.“<sup>564</sup> Für die konkrete Ausführung wurde aber ein Standardtyp als kritisch bewertet. Als Erklärung wurde angeführt, dass eine Typisierung „unseres Dafürhaltens zu großen Unzuträglichkeiten nach beider Richtung führen“<sup>565</sup> würde. Das Konsistorium der Mark Brandenburg argumentierte: „Da man sich aber in der Gestaltung der Gebäude bzw. Räume selber aus praktischen Gründen an die örtlich gegebenen Verhältnisse anpassen mußte, wäre hier eine sachgemäße Beratung vielleicht zweckdienlicher als die Darbietung eines bestimmten gleichmässigen Bautyps“. Ein Einheitstypus wäre nur beschränkt brauchbar.“<sup>566</sup> Noch deutlicher stellte das Konsistorium aus Münster eine Typenkirche in Frage: „Ob es nötig ist, hierfür zur Erlangung eines Normal-Entwurfes einen Wettbewerb unter 5-6 Architekten auszuschreiben, halte ich bei der Einfachheit der Bauaufgabe zum mindesten für zweifelhaft. Derartige Typenentwürfe lähmen die Gestaltungskraft der örtlichen Architekten und können naturgemäß auf den Charakter der Landschaft keine Rücksicht nehmen. Ich möchte daher von einem solchen Verfahren abraten.“<sup>567</sup> Alles in allem waren die Ablehnungen des Vorschlags so eindeutig, dass die Anregung nicht weiterverfolgt wurde. Auch Wendland machte sich nicht die Mühe, einen Typ zu entwerfen, um seiner Anregung mit einem eigenen Beitrag nochmals einen Impuls zu geben.

### Die Kunst der Kirche

1940, zu Beginn des Krieges und in einer Zeit, in der kaum noch Kirchenneubauten realisiert wurden, veröffentlichte Wendland das Buch „Die Kunst der Kirche“<sup>568</sup>. Hierin gab er anhand zahlreicher Bilder und eines einführenden Textes einen Überblick der seit 1933 entstandenen evangelischen Kirchenbauten. In den politischen Veränderungen in Deutschland sah er nach wie vor einen historischen Wechsel in eine bedeutende künstlerische Phase und zog Vergleiche zu früheren Epochen und deren Baukunst. Mit der Feststellung, dass „in Zeiten starker staatlicher Entwicklung, wie der heutigen, [...] stets die Architektur einen neuen Anfang genommen“<sup>569</sup> habe, formulierte er nach wie vor noch hohe Erwartungen in die architektonische Zukunft unter dem NS-Regime. Dies ergänzte er durch die Kritik an der Architektur der vorangegangenen Jahrzehnte, die seiner Meinung nach „aus einer Materialgerechtigkeit zu einer Materialvergötzung kam“<sup>570</sup>. Neben dem nationalen Pathos, mit dem er die „völkische wie christliche Pflicht“<sup>571</sup> im Kirchenbau vereinte, führte er auch konkrete - mitunter reduktionistische - Vorschläge für einen zeitentsprechenden Kirchenbau an. Zum Beispiel galt es aus seiner Sicht bei manchen Kirchen, die „durch übermäßigen Einbau von Emporen allzusehr verwinkelt und zugebaut“

wurden, „die Klarheit des Raumes in seiner ursprünglichen Form wieder behutsam herzustellen“<sup>572</sup>. Hart ins Gericht ging er mit Kirchen des 19. Jahrhunderts, bei denen er unter anderem beanstandete: „Besser ein einfacher Altartisch mit einem schlichten Holzkreuz dahinter, als ein pseudogotischer Flügelaltar mit schlecht geschnitzten Figuren, denen man ihre serienmäßige Herstellung schon von weitem ansieht.“<sup>573</sup> Selbst im „Amtszimmer eines modernen Pfarrers“ müssten „alle pompösen Möbel, Glanzpolituren im Stil der Neureichen“ vermieden werden und stattdessen „schlichte, zweckhafte und gediegene Möbel“<sup>574</sup> zum Einsatz kommen. „Man verzichte also auf unwahren Ausdruck und versuche im Zimmer des Pfarrers die gleiche Atmosphäre der Klarheit zu schaffen, die unsere heutige Baukunst im Kirchenraum anstrebt.“<sup>575</sup>

Mit diesen aufräumenden Absichten vertrat Wendland eine typische Position der Moderne. Aber auch wenn diese zitierten Passagen genauso gut aus Bruno Tauts aufklärerischem Buch „Die neue Wohnung“ von 1924 stammen könnten, muß nochmals darauf hingewiesen werden, dass Wendland derartige Artikel, die von einer nationalsozialistischen Ideologie frei scheinen, im Verständnis geschrieben wurden, wonach Kirchenbauten widerspruchsfrei in eine nationalsozialistische Gesinnung einzufügen wären.

Allerdings war seine Position in dieser Zeit trotz der immer noch eindeutigen Sympathie für den Nationalsozialismus bereits in doppelter Hinsicht schwächer geworden. Sowohl sein Enthusiasmus für den Nationalsozialismus schien abgekühlt zu sein, wie auch von offizieller Seite seine Privilegien zunehmend geringer wurden. Die einflußreiche Stellung im Werkbund und die agitierende Arbeit seiner Schriften hatte nur bedingt Früchte getragen. Wie für Karl Christoph Lörcher und andere erfüllte sich auch für Wendland die Hoffnung auf große Aufträge und Ruhm unter dem Regime Hitlers nicht. Um dem Vaterland zu dienen, durfte er nicht als Architekt arbeiten, sondern wurde 1941 zur Wehrmacht eingezogen und mußte wie viele andere Kriegsdienst leisten.

### Tätigkeit nach 1945

Mit Kriegsende kam Wendland bei Villingen im Schwarzwald in französische Gefangenschaft, wo er zunächst in Tuttlingen und später in Pfaffenhofen im Elsaß bis zum Herbst 1947 interniert war. Nach seiner Entlassung ging er fürs erste zu Verwandten nach Göttingen, wo er kurze Zeit später seine Ehefrau und einen seiner Söhne wieder traf. Wendland blieb zunächst in der englischen Besatzungszone, da er dort hoffte, Arbeit zu finden. Unter anderem hatte er vergeblich im Architekturbüro von Sagebiel in Höxter um eine Arbeitsstelle angefragt. Da er aber nach eigener Aussage mit der westfälischen Mentalität nicht klar kam und vor allem keine Arbeit fand, ging er im Oktober 1948 zurück nach Potsdam.

Am 1. Januar 1949 trat er eine Stelle im Kirchlichen Bauamt des evangelischen Konsistoriums Berlin-Brandenburg an. Zu Beginn seiner Tätigkeit wurde er mit der Gründung einer Zweigstelle in Potsdam beauftragt. Neben dieser Beschäftigung für das Kirchliche Bauamt, ab 1953 in der Position eines Kirchenbaurates, kamen noch Aufträge und beratende Tätigkei-



ten für andere Landeskirchen, wie die ev.-luth. Landeskirche Mecklenburgs, der Landeskirche von Anhalt hinzu. Selbst nach seiner 1966 erfolgten Pensionierung zeigte er bis 1977 ein intensives Engagement für die Landeskirche der Kirchenprovinz Sachsen (Magdeburg). Begleitet wurde diese stark auf die Praxis bezogene Arbeit durch Verfassen und Herausgabe von Aufsätzen und Büchern zum Thema Kirchenbau und kirchlicher Kunst. Von 1962 bis 1976 leitete er überdies den Kunstdienst der evangelischen Kirche, in deren Funktion er Tagungen, Vorträge, Exkursionen und Beratungen organisierte. Sein Wirkungskreis war enorm. Allein für das Kirchliche Bauamt in Berlin wurden unter seiner Aufsicht in der Nachkriegszeit rund 300 Dorf- und Stadtkirchen restauriert. Zahllose Wiederaufbauversuche blieben unrealisiert oder mussten stark abgeändert werden.

Darunter waren auch prominente Kirchen wie die **Garnisonskirche** - genauer gesagt die Hof- und Garnisonskirche „Zum Heiligen Kreuz“ - in Potsdam. Dieser „bedeutendste Sakralbau des preußischen Barock“<sup>576</sup> war im März historischer Ort des Händedrucks zwischen Reichspräsident Hindenburg und Adolf Hitler gewesen, was als offizielle Anerkennung des nationalsozialistischen Regimes verstanden wurde. Nach der Bombardierung am 14. April 1945 durch die Royal Air Force war die Kirche bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannt. Nur noch der rund 60 Meter hohe Turm bis zum Ansatz des Aufbaus für das Glockenspiel und die Pfeiler und Mauerreste des Kirchenschiffes waren stehengeblieben. In seiner Position als Leiter des kirchlichen Bauamtes in Potsdam hatte Wendland im Herbst 1949 auch für dieses Projekt nach Wunsch des Gemeindegemeinderates der Zivilgemeinde der Garnisonskirche Pläne entworfen, um im Erdgeschoß des Turmes eine Kapelle einzurichten.<sup>577</sup> Für die Deckung der Kosten kamen auch Zuschüsse von Landeskirchen aus der Bundesrepublik.<sup>578</sup> Während der Rest der Kirche als Ruine im Stadtbild präsent blieb, fanden nach Fertigstellung seit 1950 rund 150 Gemeindeglieder in der verputzten und ausgemalten „Heilig-Kreuz-Kapelle“ Platz. Doch schon Ende der vierziger Jahre war „von seiten öffentlicher Stellen, besonders auch der Parteien, die Frage nach dem weiteren Bestehenbleiben der Kirchenruine erörtert worden. Es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, die den Turm sprengen und die Ziegel zum Wohnungsbau verwenden wollen“.<sup>579</sup> Zwar konnte diese Konzeption zunächst verhindert werden, aber Anfang der sechziger Jahre setzte sich schließlich die Stadtplanung durch, nach der die Reste der Kirche gesprengt werden sollten, um die angrenzende Straße als Ausfallstraße nach Brandenburg verbreitern zu können. Die Stimmen für einen Erhalt oder gar Wiederaufbau der Garnisonskirche konnten sich nicht behaupten. Obwohl nach Werner Schwipps sowohl der Rat der Stadt wie auch die Evangelische Kirche seinerzeit für einen Erhalt der Kapelle waren, fiel eine gegenteilige Entscheidung im Politbüro der SED in Berlin.<sup>580</sup> Nachdem am 31. Oktober 1966 der letzte Gottesdienst in der Kapelle gefeiert worden war, ließen die Baubehörden das Gebäude sperren. Der Zutritt blieb aus vermeintlichen Sicherheitsgründen untersagt. Die Gemeinde erhielt in der Nähe ein Gemeindezentrum und im Mai 1968 wurde mit der Abtragung der Umfassungsmauern der Garnisonskirche begonnen. Trotz öffentlicher Proteste kirchlicher Stellen und anderer Institutionen aus dem



<sup>126</sup> Die Breite Straße in Potsdam mit dem Turm der Garnisonskirche, nach 1945



<sup>127</sup> Sprengung des Turmes der Garnisonskirche 1968.

Ausland wurde am 23. Juni 1968, demonstrativ an einem Sonntagvormittag, der letzte Sprengsatz gezündet, mit dem die Reste des Turmes zum Einsturz gebracht wurden.

Für Wendland war die Enttrümmerung und Sicherung der Garnisonskirche sowie die Einrichtung der Kapelle zwar eine Aufgabe in einem prominenten Gebäude, aber sie bot keine großen Möglichkeiten, seine Entwurfskompetenz einzubringen. Statt bedeutungsvolle Entwürfe zu Papier zu bringen, hatte er zunächst „alle Hände voll zu tun“, die „notwendigen Sicherungsarbeiten“ an den Kirchen in Potsdam und Umgebung zu leisten, „um schwere Folgeschäden zu verhindern“<sup>581</sup>. Noch viele Jahre nach Kriegsende mussten Enttrümmerungs- und Sicherungsarbeiten geleistet werden, bevor überhaupt an einen Wiederaufbau gedacht werden konnte. Mit spektakulären Kletteraktionen, ohne Kran, ohne Gerüste, wurde beispielsweise die Sicherung der **Nikolaikirche** in Potsdam betrieben. Wendland berichtete einige Jahrzehnte später vom Arbeitsalltag an dieser Baustelle bis Ende der fünfziger Jahren, wonach im Anschluß an die mühsame Trümmerbeseitigung zwei Maurer täglich mit der S-Bahn in den noch offenen Westen Berlins fuhren, um dort jeweils einen Sack Zement zu holen, „die ab Bahnhof Potsdam mit einer Schubkarre zur Kirche gebracht wurden. Das wurde wiederholt, bis wir etwa zehn Sack in der Kirche hatten und nun gut arbeiten konnten. LKW's gab es für diesen Zweck nicht!“<sup>582</sup> Neben den Sicherungsarbeiten der Stadtkirchen sollte sich für Wendland ein Hinweis bewahrheiten, den er schon 1936 geäußert hatte und der sich bereits in den dreißiger Jahren deutlich begann abzuzeichnen. In einem Artikel „über die Kleinkirche“ in der Zeitschrift „Kunst und Kirche“ hatte er einst davon gesprochen, dass die Kleinkirche „die dringendste Frage des Kirchenbaus“<sup>583</sup> sei; nun wurde sie bis zu seinem Lebensende sein Hauptarbeitsgebiet, allerdings etwas anders als er einst vermutet hatte. Denn auch bei den Kirchenneubauten in den fünfziger und sechziger Jahren, wie St. Michael in Ludwigsfelde bei Berlin, St. Johannis in Niemege, oder den Dorfkirchen in Liepe bei Eberswalde, Tangendorf bei Perleberg und Katerbow bei Neuruppin gab es unter einem zunehmenden Bedeutungsschwund der Kirchen in der Gesellschaft nur wenig Gestaltungsmöglichkeiten. Auch die Umstände der wiedererrichteten Kirchen in Klinkow bei Prenzlau, Liebätz zwischen Trebbin und Luckenwalde, Hermersdorf bei Müncheberg, Seeburg bei Groß-Glienicke oder Friesack waren nicht mit denen in der Bundesrepublik zu vergleichen. Zunächst waren nach 1945 in ähnlicher Weise wie in den westlichen Zonen neue Gemeinden in der Diaspora entstanden und mit der Nachfrage an Kirchenräumen lastete auch ein materieller Druck auf den Kirchen. Im Gegensatz zur wirtschaftlich prosperierenden Bundesrepublik standen ab Mitte der fünfziger Jahre für die Kirchen aber immer noch unzureichend wenige Mittel zur Verfügung und die erstarkte antikirchliche Haltung der Regierung erschwerte auch auf administrativer Ebene die Möglichkeiten des Kirchenbaus. Dies wurde in den folgenden Jahrzehnten außerdem immer mehr beeinträchtigt durch die abnehmende Anzahl der Gemeindeglieder. Trotz allen Widrigkeiten entstanden zwar repräsentable Kirchenbauten, aber weit-



aus weniger als in der Bundesrepublik und vor allem mit mindestens fünf Jahren Verzögerung.

Eine der frühen Kirchen in der DDR war eine von Wendland entworfene Kirche in der Mark Brandenburg. In Liepe bei Eberswalde konnte von 1950 bis 1952 auf den Fundamenten einer im Krieg abgebrannten barocken Kirche ein Neubau errichtet werden. In der äußeren Erscheinung zeugt kein auffälliges Kreuz oder Glockenturm von der Nutzung des Gebäudes. Insgesamt ähnelte der Baukörper mit seinem gewöhnlichen Satteldach, dem schwarz gestrichenen Fachwerk, seiner weiß gekalkten Ausmauerung und dem nur wenig über das Hauptgebäude sich erhebenden und mit einer sägerauhen Bretterschalung versehenen Turm eher an ein landwirtschaftliches Gebäude als an eine Kirche. Erst im Innern, nachdem der Besucher durch einen „Raum für Christenlehre“ gegangen ist, zeugen Kanzel, Altar, Taufstein und ein aus dem Jahr 1610 stammendes Kruzifix aus einer benachbarten Kirche unmißverständlich von der Bestimmung des Bauwerks. Als dem Leser der Zeitschrift „Baumeister“ im Dezember 1955 dieser Neubau präsentiert wurde, ermahnte indes die Redaktion, dass es „falsch und ungerecht“ wäre, „an solche bescheidene Kirchen in der DDR [...] einen westlichen Maßstab legen zu wollen“<sup>584</sup>. Mit einem deutlichen didaktischen Fingerzeig blickte man vom Westen in den Osten und erinnerte mittels der gezeigten Kirche an eine Haltung, die nach Meinung der Redakteure im Westen schon vergessen war: „Es ist den aus dem Vollen des 'deutschen Wirtschaftswunders' schöpfenden westdeutschen Kollegen sehr heilsam, den Blick gelegentlich in die DDR zu wenden und an den Arbeiten der dort lebenden Kollegen teilzunehmen. Wenn man mitteilt, daß das Lieper Kirchlein alles in allem 29.000 DM gekostet hat, ist in dieser Richtung alles gesagt. Mit den allereinfachsten Mitteln mußte hier gearbeitet werden.“<sup>585</sup>

Dem Merkmal der Bescheidenheit hatte Wendland sicherlich zugestimmt. Reduktion war für ihn sein Leben lang ein fundamentaler Wert. Gleichrangig, ob er seine ersten Kirchen beschrieb, die „mit äußerst beschränktem Baugeld [...] in ganz einfacher Weise“ entstanden waren, ob er 1940 für einen „einfachen Altartisch mit einem schlichten Holzkreuz“<sup>586</sup> plädierte oder wenn es ihm in den fünfziger Jahren darum ging, „bescheiden und schlicht“<sup>587</sup> zu arbeiten, stets hatte Reduktion einen auffallend hohen Stellenwert. Das linientreue Engagement im Nationalsozialismus und seine nationalsozialistische Kulturpropaganda steht außer Frage und muß nicht beschönigt werden. In seinen Schriften aus den dreißiger und vierziger Jahren konstruierte er eine Verknüpfung von religiöser und nationalistischer Gläubigkeit, in der Architektur als dienende Kunst im Alltag einen besonderen Stellenwert erhielt. Die von ihm geforderte Reduktion, eng verknüpft in nationalistischer Tradition, vorgebracht in einer diffamierend nationalsozialistischen Terminologie, aber auch an seine Interpretationen des Evangeliums gebunden, versuchte er nach 1945 aufzulösen. Mit seiner differierenden Verhaltensweise vor, während und nach dem „Dritten Reich“ wird er in den Brüchen seines politischen Verhaltens sogar zu einem illustrativen Musterfall. Denn der in den dreißiger Jahren, innerhalb



<sup>128</sup> Winfried Wendland: Dorfkirche in Liepe bei Eberswalde, 1950-52



<sup>129</sup> Winfried Wendland: St. Michael in Ludwigsfelde, 1953-55

nur einer Dekade, anfänglich kritische, dann angepaßte und überzeugte und schließlich verschmähte Architekt Wendland versuchte nach dem Kriege die Werte, auf denen sein individuelles Architekturverständnis basierte, zu entpolitisieren. Das hieß für Wendland der Versuch, einen Schnitt zu vollziehen. Er versuchte, sich nicht mehr von der Politik einnehmen zu lassen und sich von der Tagespolitik zu distanzieren. Er verzichtete auf politische Äußerungen, auf Verächtlichmachung anderer Architekten durch politische Argumente und auch auf politische Argumente zur Unterstützung des eigenen architektonischen Werkes. Mit diesem Vorsatz wollte er das eigene Werk schützen und möglicherweise der eigenen Vergangenheit ein Stück entfliehen. Mit dieser Form einer Entpolitisierung der Architektur verband sich auch der Versuch, die Reduktion zu entpolitisieren, also die politische Dimension von Reduktion zu schwächen und die religiösen Inhalte zu stärken. Mit dem leisen Hauch einer Selbstkritik konzentrierte er sich in seinem letzten Buch wieder darauf, dass es im Kirchenbau „um die Erstellung eines Raumes“ gehe, „der mit den Menschen, die sich in ihm versammeln, im Dienst vor Gott stehen“<sup>588</sup>. Durch den Verweis auf Aussagen von Langmaack, Schwarz, Gruber und vor allem Bartning bemühte er sich stärker in deren Ideenkreis zu argumentieren und nahm Gedanken von ihnen auf. Daher verwundert es nicht, dass auch er in den fünfziger Jahren auf die liturgischen Belange als zentrale Frage für den Kirchenbau verwies, die Frage nach einem „heiligen Bezirk“, einem „Bezirk der Ruhe und Besinnung“<sup>589</sup> in der Stadt nachging und die „wichtige Funktion der Bergung“<sup>590</sup> für den „heutigen Zivilisationsnomaden“ betonte.



<sup>130</sup> Winfried Wendland (linke Bildhälfte, mit einem um den Hals gehängten Fotoapparat) bei einer Kirchbautagung in Karlsruhe Ende der fünfziger Jahre. Die

### Dominikus Böhm und der Wiederaufbau „im Geiste des alten Raumes“

In gleicher Weise wie bei Neubauten und Umbauten läßt sich auch bei den wiedererrichteten Kirchenbauten jener Zeit das Leitbild der Reduktion aufzeigen. Eine denkmalschützerische Einflußnahme, die eine strenge Rekonstruktion geforderte hätte, stand nicht im Vordergrund. Auch von Seiten der Denkmalschützer zeichnete sich die Forderung nach einer zeitgemäßen Interpretation der wiederaufzubauenden Gebäude ab. So hatte beispielsweise Georg Lill, Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, in einem programmatischen Aufsatz die Frage, ob man die zerstörten Baudenkmale „auch nur zum Teil wiederaufleben lassen“ kann, heftig verneint und diese Kulturdenkmäler „für alle Zeit verloren“<sup>591</sup> gegeben. Stattdessen konnte „nur der problemereifüllte Weg gegangen werden, mit unserer zeitgemäßen Kunst [...] den Raum zu füllen.“<sup>592</sup> Mitunter spielten bei den Wiederaufbauten auch situativ pragmatische Erwägungen und zufällige Ereignisse eine Rolle, bei denen im nachhinein ein reduktionistischer Gesichtspunkt als positiv bewertet wurde. So geschehen beim Wiederaufbau von St. Moritz in Augsburg.

Im April 1942 erfolgte mit dem Luftangriff eines britischen Geschwaders auf die Werke der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN) am Stadtrand von Augsburg die erste Bombardierung der bayerischen Hauptstadt Schwabens. Die darauf folgenden Luftangriffe bis zum März 1945 hatten nicht mehr ausschließlich die Industriestandorte zum Ziel. Mit den Bomben, die am 25. und 26. Februar 1944 auf die Innenstadt von Augsburg niedergingen, wurden 90% der gesamten Augsburger Gebäudeschäden verursacht<sup>593</sup>. Dabei wurden 72 öffentliche Gebäude zerstört oder schwer beschädigt. Unter ihnen waren auch 16 Kirchen, die meisten von großem historischen Wert. Die evangelische Barfüßerkirche, ein basilikaler Bau aus der Zeit um 1400, der im frühen 18. Jahrhundert eine barocke Überformung erfahren hatte, brannte bis auf den Chor ab. Den Verlust von noch opulenterem Schmuck hatte die katholische Kirche Heilig Kreuz und das ehemalige Augustinerchorherrenkloster zu beklagen. Die Gewölbe der Kirche waren so stark beschädigt, dass vor dem Wiederaufbau die wenigen noch vorhandenen Wandelemente bis auf das Joch unter der Orgelempore abgetragen werden mußten. Bei diesem Angriff wurden ebenfalls die beiden katholischen Kirchen St. Moritz und St. Maximilian schwer beschädigt. Beide Kirchen wurden nach Entwürfen von Dominikus Böhm wiederaufgebaut.

Böhm lebte gegen Ende des Krieges in Jettingen, seinem Geburtsort, der zwischen Ulm und Augsburg liegt. Allerdings war sein Büro in dieser Zeit weiterhin in Köln ansässig, in dem sein Sohn Gottfried tätig war, und deswegen ein ständiger Briefwechsel zwischen Jettingen und Köln stattfand, der die vielfältigen Ereignisse aus dieser Zeit dokumentiert.<sup>594</sup>

Mit großer Wahrscheinlichkeit akquirierte Böhm die Aufträge in Augsburg, wie zahlreiche andere, direkt. In einem Brief an Dekan Bülten in Vreden/Westfalen brachte er 1946 zum Ausdruck, dass er von Wettbewerben nicht viel hielt. Darin ließ er ihn wissen, dass er zwar 1927 gemeinsam mit Ru-



191

Dominikus Böhm, um 1945

dolf Schwarz unter 650 Einsendungen den renommierten Wettbewerb der Frauenfriedenskirche in Frankfurt gewonnen habe, aber trotzdem nicht mit der Realisierung beauftragt worden war. Daraus folgerte er: „Ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, dass bei derlei Wettbewerben nicht der Entwurf siegte, der der beste war, sondern der, dessen Verfasser die Gelegenheit hatte, örtlich seinen persönlichen Einfluss geltend zu machen.“<sup>595</sup> Dafür kam Böhm nach dem Kriege sicherlich sein inzwischen hohes Renommee als Kirchenbaumeister zugute. Zudem half ihm für die Aufträge in Augsburg sein regionaler Heimatbezug und nicht zuletzt sein Professorentitel.

### St. Moritz

Bei St. Moritz handelt es sich um eine ehemalige Stiftskirche, deren Gründung als Pfeilerbasilika auf das 11. Jahrhundert zurückgeht. Nach Umbauten im 14. und 15. Jahrhundert erfolgte ab 1714 die Neugestaltung nach Plänen von Johann Jakob Herkommer und die Ausstattung durch namhafte Künstler, die bis zur Zerstörung bestand. Durch die Bombentreffer war die Pfarrkirche St. Moritz, bis auf den Turm, vollständig ausgebrannt. Die Gewölbe in Langhaus und Chor sowie die Vierungskuppel waren eingestürzt, Sakristei, Orgelempore, Fresken und Stuck waren zerstört. Langhaus und Seitenschiffe wurden durch Witterungseinflüsse weiter in Mitleidenschaft gezogen. Die am 7. Februar 1945 erstellte Schadensbeschreibung, in der die wichtigsten Ausstattungselemente aufgelistet sind, beglaubigt mit dürrtigen Worten, dass „die zerstörten Stücke allesamt am 25., 26.2.1944 zerstört wurden“<sup>596</sup>. Seit dieser Zeit, bis zu ihrem Wiederaufbau, diente der Gemeinde die Filialkirche St. Peter am Perlach als Pfarrkirche. Da für den Wiederaufbau der Stadt früh die Entscheidung gefallen war, „das Zentrum möglichst vom Verkehr zu entlasten“<sup>597</sup>, konnte auch rasch mit dem Wiederaufbau der Kirchen begonnen werden, ohne dass eine funktional optimierte Verkehrsplanung den Standort in Frage gestellt hätte.<sup>598</sup>

Die Reorganisation der Pfarrei wie auch der bischöflichen Einrichtungen ging rasch von statten, so dass im Sommer 1945 bereits mit den Vorbereitungen für den Wiederaufbau begonnen werden konnte. Am 11. September 1945 vermeldet das Stadtpfarramt, dass sie wieder an das Telefonnetz angeschlossen seien. Einige Tage zuvor muß das Stadtpfarramt ein Schreiben von Böhm erhalten haben, in dem er schrieb: „Es freut mich, Ihnen heute meinen Entwurf für den Wiederaufbau Ihrer schönen St. Moritzkirche überbringen zu dürfen. Ich hoffe, dass Sie an meiner Arbeit Freude haben werden und dass sie auch bei der Kirchenverwaltung Beifall finden wird. Ich habe mich bei der Arbeit immer mehr in diese herrliche Arbeit hineingelebt und immer mehr Freude und Begeisterung für sie gefunden. Es wäre schon sehr schön, wenn ich nun in meinen alten Tagen auch für meine 'Heimat' etwas Großes schaffen dürfte und ich bin gewiß, dass die Arbeit, so der ich mit meiner ganzen Liebe und Kraft hänge, gelingen würde, auch wenn manch einer mir nachsagen will, ich wäre zu 'MODERN' für Sie. Ich glaube mein Entwurf belehrt jeden, der es ehrlich meint, darüber, dass ich eben nicht 'zu modern' dazu bin!“<sup>599</sup>



132

St. Moritz in Augsburg, 1945

Dem Anschreiben lagen Entwurfsskizzen und ein vierseitiger Erläuterungsbericht<sup>600</sup> anbei, in dem Böhm unter u.a. durch den Verzicht auf die Kuppel eine „Vereinfachung des Daches“ erzielte, denn das „kommt auch zugleich den veränderten städtebaulichen Verhältnissen entgegen“. Desweiteren sah Böhm für die städtebauliche Wirkung der Kirche die Verwendung von, „wenn irgend möglich, Mönch- und Nonnenziegel (handgeschlagen)“<sup>601</sup> vor. Er hoffte, dass durch diese Maßnahme „der Bau sich wieder, wie seither, dem Stadtbilde ungezwungen einfügen“<sup>602</sup> würde. Den Gesamtcharakter des Innenraumes sah er durch die Berücksichtigung einiger Primäraspekte gewährleistet. Für ihn galt es, die „Verhältnisse des Raumes, Hauptgliederungen, Beleuchtung, Farbe, große Raumformen“ zu berücksichtigen, um dadurch „den Raum im GEISTE DES ALTEN RAUMES wieder herzustellen. Die vorhandenen Reste an Ornamentik, Gliederungen etc. etc. sind dabei von großem Werte und werden wieder zu verwenden sein event. durch abgießen oder sonstigen Vervielfältigungen.“<sup>603</sup> Das heißt, er wollte anfangs einerseits die atmosphärische Wirkung des Raumes wiederherstellen und durch seine grundsätzlichen Züge betonen, aber dort, wo er es für notwendig erachtete, barocke Ornamente rekonstruieren.

Mit einem Brief vom 17. September 1945 bat der Stadtpfarrer Johann Mair das Bischöfliche Ordinariat schriftlich um eine Bestätigung für die amerikanische Militärregierung, dass es für die Architekten Dominikus Böhm aus Jettingen und Gottfried Böhm aus Köln „zwecks Wiederherstellung der St. Moritzkirche in Augsburg dringend eines Fahrtausweises für Eisenbahn (Benützung der Dienstzüge) bedarf“<sup>604</sup>. In der wenige Tage später abgeschickten Bestätigung wird den Herren die „Ausstellung des erbetteten Fahrtausweises aufs wärmste empfohlen“<sup>605</sup> und auf deutsch und englisch „oberhirtlich bestätigt, dass das Bischöfliche Ordinariat Augsburg mit dem Wiederaufbau der St. Moritzkirche einverstanden ist und denselben aufs wärmste befürwortet.“<sup>606</sup>

Als am 1. Februar 1946 im Büro des Diözesanbaumeisters Link der Stadtpfarrer Mair, Architekt Böhm und die Statiker Großelfinger und Brentel aus Friedberg zusammenkamen, wurde der Umfang der Leistungen und die Gebührensätze besprochen. Die Frage der örtlichen Bauleitung blieb zu diesem Termin noch offen, da „Prof. Böhm dieselbe nicht übernehmen wollte und die beiden Herren Großelfinger und Brentel einen auswärtigen Herrn damit betrauen wollten“<sup>607</sup>. Doch offensichtlich kam es zunächst zu keinem Vertragsabschluß, weil sich Böhm noch im März 1946 weigerte, einen Vertrag zu unterschreiben, da er „nicht den Vereinbarungen entspricht“ und es ihm unmöglich dünkte, bei einer 6%igen Honorierung eine Detaillierung auszuarbeiten. Böhm wörtlich: „Ich kann das nicht“<sup>608</sup>. Offensichtlich kam es dann kurze Zeit später schon zu Mißstimmungen zwischen den beteiligten Parteien und möglicherweise war ein Gespräch im April 1946 bereits eine Reaktion auf den Unmut, der aufgrund von Verzögerungen und schlechter Koordination mit einer einhergehenden gegenseitigen Schuldzuweisung entstanden war. Rechtfertigende Briefe des Diözesanbaumeisters und von Verantwortlichen der MAN, als ausfüh-



<sup>133</sup> Entwurfszeichnung von Dominikus Böhm für St. Moritz in Augsburg vom 10. September 1945, „auf Wunsch des Bauherrn Augsburgisch“.

rende Firma des Dachstuhls, zeugen von diesen Umständen im Frühjahr 1946. Gleichzeitig mit der Abtragung brüchiger Bauteile und dem Aufmaß wechselten sich Varianten zum Tragwerk ab, da die Unsicherheiten und Veränderungen stets neue Berechnungen und Neudimensionierungen für das Tragwerk notwendig machten. Schließlich brachten „Maßdifferenzen und die Nichtübereinstimmung der Maße in den verschiedenen aufliegenden Plänen“ zum ersten Mal den „Stein ins Rollen“, da die „endgültige Ausfertigung der Bestandsaufnahme der St. Moritzkirche“<sup>609</sup> vom März 1946, die an die Planungsbeteiligten ging, wohl Fehler aufwies und es zudem offenkundig auch eine mangelhafte Verständigung unter den Mitwirkenden gab.

Das Werk der MAN in Gustavsburg, als verantwortliche Firma für das Tragwerk des Dachstuhls, informierte alle Mitwirkenden über die erschwerte Materialbeschaffung und kündigte einen ungewissen Lieferungstermin und wegen der Verwendung alternativer Profile eine Preiserhöhung an.<sup>610</sup> Es folgten heftige Angriffe bezüglich den Verantwortlichkeiten, die auch inhaltliche Fragen einschlossen und in die sich auch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege einschaltete. Böhm war dabei nicht immer ängstlich mit seiner Wortwahl und berief sich pauschal auf seine Kompetenz. Als im Vorfeld über Detailplanungen der Turmtreppe und des Sakristeidaches diskutiert wurde, entgegnete Böhm gereizt mit dem launischen Argument: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass die Kunst nicht beginnt mit einem dummen Ornamentchen; wichtiger ist die Gesinnung, die Baumasse und deren UNGEZWUNGENE Einfügung in die Umgebung.“<sup>611</sup> Obgleich Böhm während den Bauarbeiten in Augsburg und im nahegelegenen Jettingen lebte, wurde ab Sommer 1946 der Augsburger Architekt Richard Schweitzer als „Bauführer“ mit der örtlichen Bauaufsicht beauftragt. Der Entwurf hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt verändert, was besonders im Vergleich von zwei Perspektiven der Westfassade deutlich wird. Im September 1945 hatte Böhm noch dem hohen Korpus des Längsschiffes mit den flankierenden Seitenschiffen einen Baukörper vorangestellt, der mit zwei kleinen Arkadenbauten an Renaissancebauwerke erinnert. Zu diesem Zeitpunkt entsprach dieser Plan noch den Wünschen und Vorstellungen den Vertretern der Bauherrschaft und des Landbauamtes, aber auch von Böhm „nicht etwa nur der alten Augsburger Vorbilder wegen“, sondern „weil er mir an dieser Stelle zum Ganzen zu passen schien“<sup>612</sup>.

In der Überarbeitung im Frühjahr 1946 verzichtete er dann aber auf diese Vorbauten und begründete dies mit verschiedenen Argumenten, die er auch dem Landesamt für Denkmalpflege in München mitteilte.<sup>613</sup> Zum einen war es seine „Absicht, die ursprüngliche Gliederung des Baues wieder klar herauszustellen“, weswegen das Mittelschiff auch nach Außen deutlich ablesbar sein sollte. Daher hob sich sowohl im Chor, wie auch im westlichen Eingangsbereich zum Moritzplatz, das Hauptschiff als primärer Baukörper prägnant von den zurückgesetzten Seitenschiffen ab. Der Treppengiebel wurde in feingliedriger Form beibehalten, die Dächer der Seitenschiffe wurde nun jedoch als Walmdächer ausgeführt, wodurch der begleitende Charakter der Baukörper verstärkt wurde. Die statische Wirkung der Längsaussteifung wurde dann von Strebepfeilern übernommen.

Die Überarbeitung schien Böhm zum anderen auch deshalb angemessen, weil er darin eine Form sah, die ihm „vertretbarer schien wie die Kopie eines noch so schönen Elias-Holl-Giebels“, da er „dies ja doch nicht so gut vermocht hätte, wie der Meister es gekonnt“<sup>614</sup>.

Nicht zuletzt klärte sich mit der Absicht Böhms, „die ursprüngliche basilikale Gliederung des Baues wieder klar herauszustellen“<sup>615</sup>, auch seine innenräumliche Vorstellung. Die Hervorhebung des Mittelschiffes zeigte nämlich im Innenraum seine Konsequenzen. Das nur circa 11 m breite Mittelschiff hatte im überarbeiteten Entwurf nicht nur eine starke Höhenwirkung, sondern erlangte durch die eng gegenüberstehende Reihung der bogenförmigen Joche der Seitenschiffe auch eine Betonung der Längsrichtung, die durch weitere Maßnahmen noch verstärkt wurde. So war beispielsweise vorgesehen, die Tiefe der Nischen in denen Standbilder der Apostel standen, auf ein Minimum zu verkleinern und stattdessen die aneinandergereihten Jünger fast frei auf Konsolen über die Pfeiler zu stellen, wodurch sich eine horizontale Raumwirkung des Mittelschiffes verstärkte.



134, 135 Entwurfszeichnung von Dominikus Böhm für St. Moritz in Augsburg vom 7. März 1946 und realisierter Wiederaufbau.

1949 waren die Rohbauarbeiten weitestgehend abgeschlossen und die Gemeinde klagte zunehmend über die durch den Wiederaufbau verursachte Verschuldung. Zwar hatte Böhm Pläne für den nun intensivierten Innenausbau erstellt, aber für den weiteren Bauvorgang waren diverse Fremdeinflüsse und nicht vollständig zu rekonstruierende Ereignisse mindestens genauso entscheidend. Da gerade im Innenraum eine reduzierte Umformung offensichtlich ist, lohnt es sich, den Entstehungsprozeß näher zu betrachten. In der Korrespondenz zwischen den Beteiligten wird überdies deutlich, welche finanziellen Aufwendungen von der Bauherrschaft akzeptiert wurden, um dem Anspruch an Reduktion gerecht zu werden.

Als im Sommer die Arbeiten im Innenausbau voranschritten, berichtete W. Bertram, Konservator am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, dem nicht mehr ständig in Augsburg weilenden Böhm regelmäßig über den Fortgang der Baumaßnahmen. So informierte er Böhm über die abgeschlossene Montage der Konsolen und der zugehörigen Flachnischen für die Apostelstatuen und dass die Ausführungen „in jedem Betracht“<sup>616</sup> befriedigen würden. An späterer Stelle machte er auch Vorschläge für eine farbige Ausmalung, wobei er Böhm den Rat gab: „Ich habe den Raum bei allen Tageszeiten und Beleuchtungen studiert und bin der Überzeugung, dass grösste Schlichtheit auch hier am Platze ist.“<sup>617</sup>

Kurze Zeit später kam es durch eine Unachtsamkeit, eine irrtümliche oder wissentlich andere Entscheidung der Bauleitung, zu einer anderen Ausführung als von Böhm geplant. Für die Wirkung des Innenraums hatte diese Begebenheit entscheidende Folgen. Böhm hatte bereits in seinen früheren Kirchen eine Vorliebe für einen rauhen Kellenputz gezeigt, welchen er auch für den Innenraum von St. Moritz vorgesehen hatte. Am 30. Juni 1949 machte jedoch Bertram in einem Brief an Böhm die Mitteilung: „Sehr geehrter Herr Professor! In St. Moritz ist zur Zeit die Lage folgende: Da die Bauleitung die Seitenschiffe irrtümlicherweise glatt verputzen hat lassen, bleibt nichts übrig, als das Mittelschiff ebenso zu behandeln und auf den Kellenputz auch dort zu verzichten. Ich habe mich zuerst geärgert, bin aber jetzt froh über diese zufällige Wendung. Man wird sich bei der farbigen Trennung von Hochschiffwänden und Pfeilern leichter tun und die Gefahr der befürchteten, raschen Verstaubung bleibt auch gebannt.“<sup>618</sup> Dieses Ereignis schien sich für Böhm in eine Reihe von Zwischenfällen einzureihen, über die er sich furchtbar aufgeregt haben muß und die jedesmal erregte Gespräche zur Folge hatten. Der bald siebzig Jahre alte Böhm verkündete nach dieser Auseinandersetzung, „dass ich mir solche gesundheitlichen Auftritte in Zukunft nicht mehr leisten kann“<sup>619</sup>. Im Versuch zu schlichten und gleichzeitig sich selbst oder andere davon zu überzeugen, dass die realisierte Gestaltung im Mittelschiff vielleicht doch angemessen war, stellte Böhm ungefähr ein halbes Jahr später fest: „Dass ich solche einfache Lösung nicht von Anfang an vorgeschlagen habe, hatte seinen Grund darin (wie schon mündlich erwähnt), dass ich das Einverständnis des Denkmalamtes mit dieser radikalen Vereinfachung nach meinen seitherigen Erfahrungen nicht für möglich gehalten habe und weil ich wußte, dass von Seiten der Kirchenverwaltung immer noch an die Möglichkeit gedacht wurde, den Innenraum nach meiner 1. Wettbewerbs-skizze ausführen zu können. Ganz abgesehen von künstlerischen Erwägungen wird heute jeder wissen, dass dies schon finanziell nach dem inzwischen eingetretenen Währungsschnitt nicht mehr möglich wäre, dass überhaupt die Fertigstellung des Raumes nur in der einfachen Ausführungsweise finanziell möglich wird. Die vielen Kränkungen, die mir damals geschenkt [wurden,] wären also sehr überflüssig gewesen, wenn man an meine ehrliche Überzeugung und wohlmeinende Gesinnung hätte glauben wollen.“<sup>620</sup>



136, 137 St. Moritz in Augsburg.  
Links: Zustand des 1714 barockisierten, ehemals gotischen Innenraums vor der Zerstörung. Rechts: Zustand nach dem Wiederaufbau durch Dominikus Böhm

Mit Verlauf der Baumaßnahmen verschärfte sich die finanzielle Situation immer mehr. Aber trotz aller Nöte konnte vier Jahre nach Planungsbeginn der Pfarrer Johann Mair und der Kirchenpfleger Emil Mayr schließlich zu einer ersten Messe am Freitag, den 16. September 1949 in die wiedererrichtete Kirche



einladen.<sup>621</sup> Und während der finanzielle Druck auf der Gemeinde lastete, ließ Böhm nicht davon ab, sein Honorar einzufordern. Selbst der Hinweis von Mair, dass der Bauführer Richard Schweitzer seit 3 ½ Jahren kein Honorar erhalten hatte, machte auf Böhm keinen Eindruck, so dass ihm Mair im Dezember 1949 schrieb: „Die Situation ist heute so, entweder hören wir jetzt mitten im Bau auf oder ich muss Schulden über Schulden gegen hohe Verzinsung machen. Dabei habe ich nicht bloss die Absicht, St. Moritz irgendwie zur Vollendung zu bringen, sondern dies möglichst nach Ihren Gedanken zu tun.“<sup>622</sup> Diese versöhnliche Geste und den Zuspruch ergänzte Mair durch einen Appell, in dem er Böhm inständig bittet: „Sehr geehrter Herr Professor, man hört in Augsburg schon sehr viel vom Wechsel der Architekten. Ein Bogen, der zu weit gespannt wird, springt am Schluß. Ich bitte Sie um Ihr Verständnis und um Ihre bereitwilligste Mitarbeit. Die Herrn der Kirchenverwaltung sind sehr gereizt und weiterhin nicht mehr bereit, Entwurf um Entwurf herauszubetteln.“<sup>623</sup>

In der folgenden Zeit konzentrierte Böhm seine Aktivitäten auf die anstehenden restlichen Arbeiten im Innenausbau sowie die Fragen der Ausstattung. Für ihn kam es nun noch darauf an, „dass das Detail und das Material entsprechend gelöst wird“<sup>624</sup>. Voller Selbstbewußtsein versprach er Mair: „Dann aber, lieber Herr Stadtpfarrer, glaube ich, dass Sie eine solche Anlage nicht gleich wieder finden!“<sup>625</sup> Konkret machte er Vorschläge zum Ambo, zur Kommunionbank, berücksichtigte Blickbeziehungen und Funktionsabläufe und versicherte, dass in diesem Sinne „alles schön - räumlich sauber - gelöst“<sup>626</sup> sei. Wie zur Bestätigung seines früheren Schreibens wiederholte er seine Haltung gegenüber dem „vereinfachten Gestaltungsvorschlag“<sup>627</sup> der Schiffe und argumentierte: „Ich meine, lieber Herr Stadtpfarrer, wir müssen nun schon so weiter fahren, wie wir im Schiff begonnen haben und ich habe keine Bedenken, wenn der Chor jetzt einfacher wird, wie er früher war; denn: 1. passt alles dann zusammen, 2. kann immer noch später Schmuck weiter angebracht werden, wenn einmal DAFÜR Mittel vorhanden sein sollten (jetzt kommt es zunächst darauf an, einmal das GANZE fertig zu bekommen), und 3. dürfen wir etwas Wichtiges für die Wirkung nicht vergessen: Die Flächen, die wir auf der geometrischen Zeichnung unverkürzt sehen, sind in Wirklichkeit so stark verkürzt, dass man sie eben nur stark zusammenprojiziert sieht.“<sup>628</sup> Wiederum stützte er diese Aussage pauschal auf seine Kompetenz, Übersicht und Erfahrung und bat Mair um Vertrauen.

Die räumliche Wirkung, die Böhm skizzierte, erfüllte sich. Der gleichartige Putz vereinheitlicht die Raumabschnitte und betont die großflächigen Wandflächen. Mit der Zurückführung der raumbildenden Elemente auf ihre Primärformen entstand nach Schnell eine „hohe, raumhaltige und raumbetonte Architektur“<sup>629</sup>. Keine der anfangs in Erwägung gezogenen Profilerneuerungen wurde verwirklicht. Stattdessen erfolgte die Entfernung der noch vorhandenen Dekorationen und das Einebnen der Wandflächen. Kapitäle wurden beim Wiederaufbau zu Markierungen. Die Wandnischen, in denen die Apostelfiguren vor der Zerstörung standen, wurden weniger tief wiederhergestellt und die Figuren auf Wandkonsolen weiter in den Raum hereingeholt, so dass sie stärker zur Rhythmisierung des In-

nenraums dienen als zuvor. Den Putz im Innenraum, ursprünglich von Böhm als rauhe, schroffe Oberfläche vorgesehen, ließ er gelten, weil es als eine „einfache Lösung“, sogar als „radikale Vereinfachung“ verstanden wurde und demnach wohl noch besser dem Leitbild der Reduktion entsprach. Die geretteten Kunstschatze wurden wieder integriert und auf ausschmückende Elemente wurde zunächst verzichtet. Erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde der Altarbereich umgestaltet und mit künstlerischen Arbeiten vom Bildhauer Toni Rückel ausgestattet. Allerdings war dieser Bereich des Raumes - zum Leidwesen von Böhm - schon nach der Fertigstellung nicht völlig frei gewesen von dekorativen Zutaten.

Das Landesamt für Denkmalpflege in München war sowohl mit der Zusammenarbeit, wie auch mit dem Resultat zufrieden. Voll des Lobes wurde der Wiederaufbau mit den „Formen der eigenen Zeit“<sup>630</sup> als beispielhaftes Ergebnis dargestellt. Die kritische Haltung von Böhm gegenüber den nicht in seinem Sinne verwirklichten Ausführungen brach jedoch trotz der öffentlichen Anerkennung nach Fertigstellung der Kirche nicht ab. Als eine Veröffentlichung der Kirche anstand, schlug er Hugo Schnell, dem Herausgeber der Zeitschrift „Das Münster“ vor: „Von Moritz wäre doch eine Detailaufnahme des Hauptaltars sehr schön. Da müßte aber das schreckliche Altartuch und all der übrige Blumen- und sonstige Zauber weggenommen werden.“<sup>631</sup>

### Weitere Projekte

Noch unzufriedener war Böhm mit dem Verlauf des Wiederaufbaus der katholischen Stadtpfarrkirche **St. Maximilian**, der ebenfalls Böhm zugeschrieben wird. Die Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters war zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichtet und im frühen 19. Jahrhundert im Innern umgestaltet worden. Das Bombardement auf Augsburg im Februar 1944 hatte auch an St. Maximilian katastrophale Schäden verursacht. Im Schadensbericht vom September 1946 wurde in wenigen Worten bescheinigt, dass „durch Sprengbomben die Kirche am 25.2.1944 total zerstört wurde. Ebenfalls erlitt das ehemalige Klostergebäude mit Kreuzgang und anschließenden Bauteilen Totalschaden. Die Abstützung des Sakristeiengewölbes und dessen Not-Überdachung, sowie die Stützung restlicher Teile des Kreuzgangsgewölbes wurde vorgenommen. Planungsarbeiten sind eingeleitet. Sämtliche Baumaterialien fehlen, da von Seiten des Bauwirtschaftsamtes Zuteilungen nicht erfolgen.“<sup>632</sup>

Da letztlich nur der Westgiebel für den Wiederaufbau zu gebrauchen war, dachte Böhm zunächst daran, einen Zentralbau zu errichten. Schließlich wurde jedoch eine basilikale Kirche realisiert, bei der die vorhandene Giebelfront den Maßstab vorgab. Im Innern trennen mächtige Bögen die überwölbten Seitenschiffe vom Mittelschiff, das mit einer flachen Decke ausgeführt wurde. Über der Eingangshalle befindet sich die Sängerempore. Die Entwürfe von Böhm wurden auch hier unter Lenkung des Architekten Richard Schweitzer umgesetzt. Offensichtlich kam es bei der Realisierung wiederum zu Abweichungen von den Vorstellungen Böhms. Denn als Hugo Schnell nach der Fertigstellung in der Zeitschrift „Das Münster“ über den Wiederaufbau berichten wollte, verweigerte Böhm die Veröffentlichung

der vorgesehenen Fotos. Er begründete seine Bedenken mit einem heftigen Unmut: „1. ist dieser Raum mit dem schrecklichen Taufbecken nicht schön und 2. ist er nicht von mir. ... wenn man so Sprüche macht, dass ich für den Innenausbau nicht mehr nötig sei, dann soll man aber doch WENIGSTENS das Plagieren sein lassen!!! Die linke runde Kapelle bei St. Max ist auch nicht von mir. Da habe ich einen so entzückenden Raum gezeichnet! Jetzt ist eine so trockene Brühe daraus geworden!!!“<sup>633</sup>

Das Spannungsfeld, in dem Böhm beim Wiederaufbau von St. Moritz stand, war bei ihm demnach keine Ausnahmerecheinung. So bekannte er sich einerseits zum christlichen Glauben, versicherte voller Bescheidenheit, dass man „ja eigentlich selbst gar nichts“ für seine Werk könne, „denn alle wirkliche Kunst ist ja Gnade und der Künstler das Werkzeug Gottes“<sup>634</sup>, aber er verstand sich gegenüber Auftraggebern und Kollegen autonom in seiner künstlerischen Position und verteidigte diese autoritär mit polemischen und pauschalen Kompetenzansprüchen. Zugleich blieb er nicht unbeeinflusst von der Zeitgebundenheit, spürte dem Zeitgeist nach, wollte das Zeitgemäße und war nicht unbefangen gegenüber aktuellen Leitbildern, das in seinem Gesamtwerk zu einer großen Stilbandbreite führte. Dabei wurde er als moderner Architekt gesehen, er selbst wehrte sich aber gegen die Vorhaltung, „zu modern“<sup>635</sup> zu sein, denn seine Anhaltspunkte waren durchaus traditionalistische Faktoren wie regionale Handwerkstechniken oder die „Baufibel“, da sie „auf das Wesentliche geht“<sup>636</sup>.

Darüber hinaus war sein ambitionierter Leistungswillen nicht immer leicht mit den außerhalb seines Einflussbereiches liegenden materiellen Bedingungen zu vereinbaren. Zwar zeigte er Geschick bei der Akquisition von Aufträgen, aber offensichtlich weniger bei der Behandlung der Bauherrschaft. Denn in Abwägung zwischen wohlwollendem persönlichen Umgang und Umsetzung architektonischer Qualitätsansprüche war Böhm das architektonische Ergebnis dann doch wichtiger.

Die Akquisitionstätigkeit von Böhm führte nach dem Krieg anfänglich zu Projekten in Schwaben und so ist es vermutlich seiner Abwesenheit von Köln zuzuschreiben, dass er zunächst bei den Wiederaufbauplanungen der dortigen Kirchen nicht zum Zuge kam. Erst als Böhm einige Jahre später wieder nach Köln zog, fand er auch in dieser Stadt wieder mehr Beachtung.

Einer der ersten Aufträge nach seiner Rückkehr nach Köln war der Wiederaufbau von **St. Josef in Duisburg**. Von St. Josef, einer neugotischen, dreischiffigen Basilika, war nach der Bombardierung am 22. Mai 1944 nur noch das südliche Seitenschiff erhalten. Anstelle des Mittelschiffes und des linken Sei-



138, 139 Dominikus Böhm: Wiederaufbau der neugotischen Kirche St. Josef in Duisburg, 1947-51

tenschiffes ließ Böhm unter teilweiser Benützung der Umfassungsmauer eine große Halle anbauen, wodurch eine zweischiffige Anlage entstand. Während das noch bestehende Seitenschiff erneut überwölbt wurde, wurde der Raum des neuen Hauptschiffes mit einer farbig behandelten Kassetendecke in Holz geschlossen. Die Fenster des neu errichteten Baukörpers wurden annähernd bündig in die Umfassungsmauern eingesetzt, so dass ein augenfälliger Kontrast zwischen dem auf einen kubischen Innenraum reduzierten Hauptschiff, dessen von weitem flächig wirkenden Wände in der Nähe rauhe Oberflächen aufweisen, und der neugotischen Feingliedrigkeit der erhaltenen Bauelemente entsteht. Diese in Kontrast zur ornamentalen Feingliedrigkeit der beibehaltenen Bauteile stehende Schlichtheit nahm er sich auch für die Erstellung des zerstörten Turmes zum Ziel, für den er eine noch „einfachere Lösung“<sup>637</sup> vorsah.

### „Auffallen durch Einfachheit und eine ortsgebundene Bauweise“

Wie bereits im Fall von St. Moritz geschildert, konnte Böhm nicht bei allen Projekten so agieren, wie er es gerne getan hätte bzw. wurde er nicht immer mit allen Leistungsphasen beauftragt. Häufig mußte er intensive Überzeugungsarbeit leisten und freute sich verständlicherweise, wenn man ihm Rückhalt versprach. So auch in einem Fall, in dem ihm 1948 Regierungsbaudirektor Vollert aus Augsburg erklärt hatte, ihn „in jeder Richtung zu unterstützen“<sup>638</sup>. Und in dem nachfolgenden Antwortschreiben von Böhm äußerte sich dieser zu allgemeinen Fragen und Aspekten seiner Architekturauffassung, die in der Realisierung der beiden Kirchen in Augsburg so deutlich nicht von ihm angesprochen wurden. Anhand von zwei aktuellen Projekten - die Entwürfe der Leichenhäuser in Oberwaldbach und Burtenbach - erläuterte Böhm, welche repräsentative Wirkung er bei seinen Bauten anstrebte.

In diesem Brief bekannte er sich zur „Baufibel“, einem auch im Nationalsozialismus weit verbreiteten Buch, in dem anschaulich wie in einem Nachschlagewerk traditionelle und regionalspezifische Bauweisen aufgeführt werden. Böhm suchte darin freilich keine Vorlagen für die unterschiedlichen Bauaufgaben und ihre regionalen Umsetzungen, sondern in ihr „den großen Vorteil, dass sie auf das Wesentliche geht.“<sup>639</sup> Ohne direkt darauf einzugehen, was für ihn das Wesentliche sei, bettete er dieses Bekenntnis in ein Credo ein, in dem er sich ebenso eindeutig wie grundsätzlich zu einem zurückhaltenden Ausdruck seiner Bauten bekannte: „Ich wollte ja noch nie mit meiner Arbeit auffallen. Das ist mir ganz und gar zuwider. Auffallen riecht immer nach der Straße! [...] Und dann ist leider heute die Sucht, wie Sie sagen, 'aufzufallen' sehr in Schwung. Und da ist es gut, wenn die Baupolizei und die Bau Bibel energisch eingreifen. Aber das dürfen Sie mir auf Ehr und Gewissen glauben, dass meine Entwürfe für Oberwaldbach und Burtenbach nicht zu den gehören wollen, die Auffallen, im Gegenteil.“<sup>640</sup>

Und im weiteren Verlauf des Schreibens knüpfte Böhm dann den beabsichtigten Ausdruck der Kapelle, „ein seinem Zwecke entsprechendes bescheidenes Gebäude“, eng an die Ortsgebundenheit. Er wollte, dass das Gebäude „seine Bestimmung ehrlich sagt und nichts anderes sein will, als



<sup>140</sup> Dominikus Böhm: Leichenhaus in Oberwaldbach bei Jettingen, 1949-50

es eben ist und das seiner Gesinnung nach ortsgebunden ist, seinem Charakter nach, so also wesenhafter ortsgebunden, wie es durch sogen. heimatliche Motive je zu erreichen ist“<sup>641</sup>. Darin sah er sich mit den Gedanken seines Briefpartners verbunden. Böhm meinte damit mehr als stilistische Merkmale oder Zuweisungen im Sinne von moderner oder traditioneller Architektur. Zwar verbarg sich dahinter bestimmt eine fortschrittskritische Haltung, mit der Böhm skeptisch den Entwicklungen der Moderne gegenüberstand, aber sie stand dennoch in großer Distanz zu den nationalsozialistischen Zielen der Heimatschutzbewegung. Denn ihm ging es nicht darum, nach einer nationalen Baukultur zu suchen, um damit politische Inhalte zu transportieren. Das Nationale blieb außen vor, selbst hinter der Bezugnahme auf regionale Besonderheiten stand eher die Frage nach den Bedingungen für das Bauen, als eine Abgrenzungsstrategie zu anderen Regionen.

Für Böhm ging es also eher um die Suche nach der Identität des Ortes, um eine Betonung der territorialen Nähe. Und mit der Suche nach Nähe verbanden sich bei ihm regressive Inhalte der Reduktion. Als eine konservative Größe zeigte sich bei Böhm die in der Identitätssuche eingeschlossene Berücksichtigung der Geschichte des Ortes. Die historisch entwickelten Umstände wollte er berücksichtigen, nicht gegen sie wirken. Er wollte - wie bei seinem 1942 entstandenen Entwurf eines Gemeindehauses mit Schule - „nichts 'Auffallendes'“ hervorbringen, „höchstens auffallend durch seine Einfachheit, durch seine ortsgebundene Bauweise.“<sup>642</sup> Dazu orientierte er sich auch an ortsüblichen Bautechniken, Traditionen und am Bestand, wie er es beispielsweise bei dem Entwurf für ein Leichenhaus formulierte, das er 1946 für Neuburg an der Kamel entwarf. Angrenzend an eine bestehende Kirche sollte sich „bezügl. der Materialien der Neubau der Kirche anpassen“. Dies sah er durch „sehr bescheidene Höhenmaße“, eine „einfache Stülpschalung“ beziehungsweise einen „schlichten Putz“, „der ungezwungen in die verbandelte Fläche der Stützmauer übergehen soll“, sowie „einen ruhigen Abschluß des Friedhofes“<sup>643</sup> gewährleistet. Die baulichen Ausführungen wären überdies dienlich gewesen, damit „Baukosten gespart“<sup>644</sup> werden könnten und hätten sich auf ideale Weise mit den christlichen Tugenden der Bescheidenheit und Demut verbunden. Daraus erklärt sich nicht nur die grundsätzliche Affinität Böhms zum Kirchenbau, sondern auch die Neigung zu Kapellen und „kleinen, bescheidenen Aufgaben“, die er im Falle der kirchlichen Nutzung gleichwohl als „groß“<sup>645</sup> verstand.

Andererseits mündete die Suche nach der Identität des Ortes bei Böhm nicht in einer apodiktischen Festlegung. Darin zeigte sich seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem Zeitgemäßen, das sich mitunter in modischen Eigenarten niederschlug. Das Ausbleiben eines durchgängigen Stils in seinem Werk entspränge demnach einem fortdauernden, interaktiven Identitätsverständnis, in dem die Identität der Menschen in der Hinwendung zu Gott zwar im Transzendenten festgelegt ist, aber in seinem weltlichen Handeln und Gestalten genauso wenig festgeschrieben ist wie die des Ortes und damit auch der Gebäude. Dem „Künstler“ obliegt es daher, allein in der Fügung als „Werkzeug Gottes“<sup>646</sup>, in seiner Zeit, mit den zeitentsprechenden Mitteln und Ausdrucksformen zu wirken.

Nur wenige Monate bevor Böhm am 6. August 1955 starb, reagierte er auf eine Bemerkung von Schwarz, der Böhm als einen jener „wenigen Männer“ darstellte, „die die Architektur als das betreiben, was sie nun einmal ist und ewig sein wird, eine hohe Kunst“<sup>647</sup>. Für Schwarz war Böhm Bestandteil einer „stillen Front der Baukünstler, die quer zu allem Technizismus und Konstruktivismus“<sup>648</sup> stehen. Böhm war darüber erstaunt, hatte er „doch niemals an ‘hohe Kunst’“<sup>649</sup> bei seinen Arbeiten gedacht. Stattdessen bekannte er Schwarz gegenüber: „Ich wollte einfach ein schönes, vernünftiges Gotteshaus bauen. [...] Ich habe mir dabei bloß immer Mühe gegeben, den einfachsten Ausdruck für die gestellte Aufgabe zu finden.“<sup>650</sup>

## Hans Döllgast und die Poesie der Baukunst

In seiner Schrift „Heitere Baukunst“<sup>651</sup>, im bewegten Kriegsjahr 1943 entstanden, 1951 gedruckt und veröffentlicht, unternahm Hans Döllgast einen gegen alle Vorgänge gerichteten, lebensfrohen Blick auf die Architektur unterschiedlicher Epochen. In thematisch verschiedenartigen Kapiteln zeigte er an Hand von Texten, Zeichnungen und Fotografien neben bekannten Archetypen auch Banales und Skurriles, wie zum Beispiel anonyme Bauernhäuser oder „Grillenhäuser und Sparifankerl“, jene als Spielzeug genutzte Häuschen, anhand derer Döllgast architektonische Qualitäten erläuterte. In diesem kleinen Büchlein waren für ihn traditionelle Architekturelemente, wie das Portal, die Säule, der Erker, der Giebel mit Balkenköpfen und Konsolen ebenso ein Thema wie grundlegende, stilunabhängige Elemente, wie der Boden, die Treppe, die Türe und das Fenster. Für Döllgast ging es in dieser Schrift demgemäß weniger um eine systematische Erschließung der Baukunst, vielmehr stand für ihn eine Sensibilisierung, ein direkter Zugang, mit einem ideologiefreien Gemüt und einem Gespür für Architektur, eben eine „heitere Baukunst“, im Vordergrund.

Ausgangspunkt seiner Vermittlungsarbeit war nicht nur eine subjektive Auswahl der Beispiele. Döllgast verwies auch auf eine subjektive Empfindsamkeit jedes Betrachters, die er als Grundlage für das Verständnis von Architektur verstand. Um einen Zugang zur Baukunst zu finden, forderte er vom Leser eine Einlassen auf die Phänomene der Alltagswelt. Auf dieser Grundlage ließen sich architektonische Qualitäten nicht nur in kunsthistorisch wertvoll eingestufteten Bauten, sondern auch in alltäglichen Dingen finden. Das kleine Buch sollte dem Leser die Möglichkeit anbieten, einem „Spaziergang“ gleich, durch „unheroische Gefilde, durch Unterholz und Distelwiesen“ umherzuschweifen. Aus dieser Betrachtungsweise heraus gewährleistete die Baukunst nicht nur die tektonischen und funktionalen Grundzüge des Tragens, Schützens und Stützens, sondern eröffnete ihren Reichtum als „Baukunst, die Sinnbildende, hat reichere Auslegungen voll Poesie und Empfindsamkeit“<sup>652</sup>.

Im Vergleich zu manch anderen namhaften Architekten hatte sich Döllgast relativ wenig über sein eigenes Werk geäußert. Und wenn, dann ist die „Heitere Baukunst“ charakteristisch für seine Art Texte, in denen er weniger seine eigene Arbeit als vielmehr seine Sicht auf Architektur mitteilte und dabei seinen eigenen Bauten keinen übergeordneten Stellenwert einräumte. Das ist vermutlich mit ein Grund, weshalb er durch sein Werk und seine Fähigkeiten als Lehrer eine hohe Anerkennung genoß, aufgrund der Zurückhaltung seiner Person und seines Werks jedoch keine ähnlich große Popularität erreichte wie einige seiner berühmt gewordenen Kollegen, die nach dem Krieg durch Großaufträge in den Fachzeitschriften brillierten. Mit seinem Geschriebenen und vor allem seinen einzigartigen perspektivischen Zeichnungen beherrschte er es indes umso eindrucksvoller, seine Entwurfsidee und die angestrebte atmosphärische Wirkung zu vermitteln. Eine atmosphärische Dichte erreichte Döllgast auch mit einem Zeitungstext, den er um 1947 verfaßt hatte. In dieser kurzen Aufzeichnung, die mit „Der tote König“<sup>653</sup> überschrieben ist, berichtete er über die Umbet-



141 Illustration von Hans Döllgast aus seinem Buch „Heitere Baukunst“.

tung des Leichnams König Ludwig I. aus der kriegszerstörten Basilika von St. Bonifaz in die dortige Mönchsgruft. Dessen Steinsarg war durch Bombentreffer gegen Ende des Krieges schwer beschädigt worden und wurde nach Kriegsende durch Mittel des Bayerischen Staates wieder hergestellt. Der Sarkophag fand Jahre später im östlichen Seitenschiff seinen Standort, den er bis heute innehat.

In diesem kurzen Text verstand es Döllgast, mit Worten und einer kleinformatigen Skizze, eindrücklich darzustellen, wie der Sarg in seiner „ergreifend einfachen Form“<sup>654</sup> in dieser nächtlichen Aktion durch die Räume getragen wurde. Nicht zufällig schilderte er genau diese Handlung. War es doch ein Geschehen in jener Kirche, die nach seinem Entwurf wieder aufgebaut worden war und deren Wiederaufbau bezeichnend für sein Gesamtwerk ist. Überdies lassen sich von dem Stimmungsbild, das Döllgast zeichnete, durchaus Rückschlüsse auf die grundsätzlich von ihm beabsichtigte Raumwirkung in St. Bonifaz ziehen.

### Geschichte der Zerstörung

St. Bonifaz wurde von 1835 bis 1847 nach dem Entwurf von Georg Friedrich Ziebland im Auftrag des bayerischen Königs Ludwig I. erbaut und 1850 geweiht. Ludwig I. hatte den aus Regensburg stammenden Ziebland schon 1827, als dieser gerade einmal 27 Jahre alt war, nach Italien gesandt, um „die in diesem Land befindlichen Basiliken“<sup>655</sup> zu studieren und ihm zu diesem Zeitpunkt bereits die Planung von St. Bonifaz in Aussicht gestellt. Sie sollte sowohl als Kirche für die von Ludwig I. nach München berufenen und seitdem dort lebenden Benediktiner, wie auch als Pfarrkirche für die neu angelegte Maxvorstadt dienen. Planmäßig fand die Grundsteinlegung der Kirche am Tage der silbernen Hochzeit des Regentenpaares, am 12. Oktober 1835, statt. 1840 wurde der Rohbau fertiggestellt und bis 1847 war die Innenausstattung abgeschlossen. St. Bonifaz war eine stattliche fünfschiffige Basilika, deren 23m hohes Hauptschiff mit den 13m hohen Seitenschiffen über eine gesamte Breite von 36m spannte und eine Gesamtlänge von 76m aufwies. Die Bögen der Mittel- und Seitenschiffe ruhten auf 64 Säulen aus Granit, die auf eine halbrunde, fensterlose Apsis an der nördlichen Stirnseite hinführten, in der sich, überwölbt von einer Viertelkugel, der Altar befand.

In Luftangriffen seit dem 9. März 1943 wurde das Benediktinerstift durch Brand-, Sprengbomben und Minen mehrfach schwer getroffen, die Basilika und die Klosterbauten wurden dabei in verschiedenen Schadensstufen zerstört. Nachdem die Basilika seit den Treffern am 25. April 1944 nicht mehr genutzt werden konnte, verlegten die Benediktiner und die Mitglieder der Gemeinde ihre Gottesdienste - bis zu den nächsten vernichtenden Einschlägen - zunächst in die Chorkapelle, dann in das provisorisch hergerichtete Refektorium, anschließend in die Gruftkapelle, dann waren sie Gast in dem Hortsaal der Mellersdorfer Schwestern und richteten ihren provisorischen Kirchenraum nach Kriegsende schließlich im Abendmahlssaal des Klosters ein. Die dramatische Zerstörung der Anlage wird durch die offizielle zweiseitige Bauschädenfeststellung deutlich, die am 7. Janu-



142 G.F. Ziebland: Basilika St. Bonifaz in München (1835-1847) vor ihrer Zerstörung



ar 1945, einen Tag nach einem Luftangriff auf München, der „Hauptstadt der Bewegung“, niedergeschrieben wurde. Darin wurde im Telegrammstil dokumentiert: „Luftschutzraum in der Gruft schwer beschädigt, Kapelle (Unterkirche) total zerstört und eingestürzt. Im Mittelbau Dachbinder zum Teil abgeknickt, zum Teil eingestürzt. Decke vom 1. zu 2. Stock ausgebrannt. Schlafräume der Schwestern 1. Stock ausgebrannt. Querbau (Archiv) total ausgebrannt. Ecke Süd- und Ostgiebel total durch Sprengbombe am 17.12.1944 zerstört und ausgebrannt. Treppenhaus Dachstuhl total zerstört. Die Treppe vom 1. zu 2. Stock schwer beschädigt. Verbindungsbau zwischen Kirche und Kloster (Chorkapelle) schwer beschädigt, die Ostmauer eingestürzt. Im Westbau Mauerschäden, Zwischenmauern eingedrückt. In der bereits früher zerstörten Kirche sind weitere 4 Säulenreihen und die Ostmauer über die Hälfte eingestürzt. Im Südfügel (Westseite) Außenmauer teilweise nach Innen verschoben.“<sup>656</sup>

Nach Beendigung der Kampfhandlungen präsentierte sich die Basilika vollends als Ruine. Alle Dächer waren abgebrannt und eingestürzt, die wertvolle Innenausstattung war vernichtet und ein Bombentreffer hatte quer durch alle Längsschiffe die Basilika in zwei Hälften geteilt. Noch 1947 fragte sich der Ordensbruder Willibald Mathäser, „ob die Basilika wohl wieder einmal neu erstehen wird“<sup>657</sup>. Zwar machte er keine näheren Angaben, auf was dieses Bedenken abzielte, ob er an das technisch Machbare dachte, die immensen Kosten oder an eine innenräumlich ähnlich imposante Wirkung des Wiederaufbaus. Womöglich dachte er auch an die organisatorische Bewerkstelligung und die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten. Denn wie dieses Projekt zeigte, waren die Planungszusammenhänge, die Positionen der Beteiligten und deren unterschiedlichen Funktionen und Einflüsse nicht unwichtig für dieses Projekt.

### Gutachten von Georg Lill

Die kulturhistorische Bedeutung der Kirche war unbestritten und allgemein anerkannt. Demzufolge wurde der von der Abtei angestrebte Wiederaufbau des Klosters und der Kirche von der Militärverwaltung nicht in Frage gestellt. Mit einem Schreiben des „Military Government Office“, dem Büro für „Public Utilities and Works“ wurden bereits am 4. Juni 1945, zwei Tage nach Einreichung des Gesuchs, seitens der Militärverwaltung die notwendigen Arbeiten genehmigt.<sup>658</sup> Die dabei angeforderten ergänzenden Unterlagen hinsichtlich Kosten, Material und Arbeitskräften mußten dem „Fine Arts Office“ vorgelegt werden, das seinerseits am 27. Juli 1945 dem Bauvorhaben zustimmte.<sup>659</sup> Seitens der alliierten Militärverwaltung und deren angeschlossenen Abteilungen gab es also zügig und frühzeitig eine Genehmigung ohne Vorgaben außer den üblichen Einschränkungen für die Kontingente der Baumaterialien.

Trotz erster Genehmigungen gab es allerdings - neben den üblichen Problemen um die Zuteilung von Baumaterialien - finanzielle und organisatorische Schwierigkeiten, weswegen sich das Stift schließlich im November 1945 an die katholische Gesamtkirchengemeinde München wandte. Ein von der Lokalbaukommission, als die ab Oktober 1945 für das Bauvorhaben zuständige Stelle, anberaumter Bescheid, stand bis dahin noch aus.



Die in diesem Schreiben aufgelisteten Maßnahmen und Kosten betrafen ausschließlich die Klosterbauten, ohne die Basilika. Seitens des Stiftes wurde eine Aufteilung der Gesamtkosten 3:10 vorgeschlagen, wonach für die Gesamtkirchengemeinde 99.000.- RM und das Benediktinerstift ca. 225.000.- RM veranschlagt wurden.

Noch bevor die ersten Genehmigungen zum Wiederaufbau der Anlage eingeholt waren, führte die Baufirma Held & Francke aus München ab dem 24. Mai 1945 erste Bauarbeiten durch. Demnach wurde höchstwahrscheinlich bereits wenige Wochen nach Kriegsende, ohne Baugenehmigung, nach Plänen des Münchener Architekten Willi Lorch neben Sicherungsarbeiten auch mit dem Wiederaufbau des Klosters begonnen.

Der Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Professor Dr. Georg Lill, sollte im offiziellen Bauverfahren zu einem wichtigen Faktor werden. Er war, neben seiner leitenden Stellung in diesem Amt, vor allem durch seine zwei von ihm verfaßte Veröffentlichungen „Um Bayerns Kulturbauten“<sup>660</sup> und „Zerstörte Kunst in Bayern“<sup>661</sup> bis zu seinem Tod im Jahr 1951 eine bedeutende Persönlichkeit im Bereich des Denkmalschutzes in der Nachkriegszeit geworden. Daneben redigierte er von 1924 bis 1937 die Zeitschrift „Christliche Kunst“, wodurch er sich eine Autorität im Kirchenbau erworben hatte.

Im Juli 1945 bescheinigte er zunächst die Notwendigkeit der „baulichen Schutzmaßnahmen“ des „schwer beschädigten Refektoriums“<sup>662</sup> und befürwortete die Zuweisung von dafür notwendigen Sperrholzplatten. In einer Bestätigung vom 1. Februar 1946, die als Abschrift auch bei der Verwaltung von St. Bonifaz einging, ging Lill in seiner Aussage weit über ein grundsätzliches Bekenntnis zur kulturhistorischen Bedeutung der Gebäude hinaus.<sup>663</sup> Zunächst bestätigte er darin, „dass die noch stehenden Baureste des Klosters und der Kirche St. Bonifaz in München nicht nur von denkmalpflegerischem Interesse sind, sondern auch als Torso ganz besondere städtebauliche Bedeutung haben. Die ganze bauliche Anlage ist infolgedessen in das Wiederaufbauprogramm der Stadt München miteinbezogen.“<sup>664</sup> Die zentrale Aussage in dem Schreiben folgte im Anschluß daran, ist knapp gehalten und klingt sehr bestimmend: „Der Wiederaufbau hat in seiner alten Form und Gestalt zu erfolgen. Es ist daher selbstverständlich, dass das alte noch vorhandene Material für den Wiederaufbau, der am Klosterbau bereits begonnen ist, wieder verwendet werden muß.“<sup>665</sup> Er ersuchte „deshalb die zuständigen Behörden, von einer Beschlagnahme des noch vorhandenen Baumaterials in jeder Form Abstand zu nehmen, zumal Kloster und Kirche ohnehin so großen Verlust zu beklagen haben“<sup>666</sup>. Diese Bestätigung hatte Erfolg, wie ein Schreiben der Bauabteilung im Staatsministerium des Innern ein Woche später an die Landesstelle für Eisen und Metalle dokumentiert. Darin wurde betreffend des Bauvorhabens der Abtei gebeten, das noch vorhandene Kupfer der Dachdeckung für die Wiedereindeckung dem Kloster „zu belassen und nicht in Anspruch zu nehmen“<sup>667</sup>.

Der Wiederaufbau der Basilika wurde der Wiedererrichtung des Klosters hintangestellt, was sich offensichtlich nicht nur durch die Notwendigkeit

nutzbarer Klosterräume, den desolaten Zustand der Kirche und durch die erschwerte Materialbeschaffung erklären läßt. Möglicherweise führten auch organisatorische und verwaltungstechnische Probleme zu Verzögerungen. Unter Umständen kam zu einem späteren Zeitpunkt erschwerend noch hinzu, dass aufgrund der Aufteilung als Abteikirche und Stadtkirche nicht nur der Konvent, sondern auch die katholische Gesamtkirchengemeinde München mitverantwortlich war. Diese hatte in der Sitzung am 15. Juli 1947 beschlossen, dass „nachdem die Übergangsschwierigkeiten der beiden letzten Jahre als überwunden zu betrachten sind, [...] die frühere, bewährte Bauordnung wieder in vollem Umfang durchzuführen sei.“<sup>668</sup> Die Bauordnung von 1930 wurde auch wenige Tage später an alle Stadtpfarreien geschickt und im beiliegenden Rundschreiben darauf hingewiesen, dass die Bauherrenfunktion der Katholischen Gesamtkirchenverwaltung zu beachten sei.<sup>669</sup>

Inwieweit diese und andere verwaltungsbedingte Schwierigkeiten den Baufortgang verzögerten, ist aufgrund der unvollständigen Quellenlage nur noch lückenhaft zu rekonstruieren. Der im Archiv des Stiftes noch unvollständig vorhandene Schriftverkehr lässt jedoch erahnen, dass es allein aufgrund behördlicher Schwierigkeiten schon zu Verzögerungen kam, so dass das Benediktinerstift St. Bonifaz mehrfach sein „Gesuch um Baugenehmigung für die Wiederherstellungsarbeiten an der Bonifatiusbasilika“ wiederholte.<sup>670</sup> Im Oktober 1946 stellte das Stift in einem Schreiben an die Lokalbaukommission dann klar, dass es zwei Baugesuche eingereicht hatte.<sup>671</sup> Während das zuerst eingereichte zweite Gesuch zur teilweisen Wiederinstandsetzung der Basilika von allen Stellen genehmigt wurde, wurde das erste Gesuch bezüglich der Wiederinstandsetzung der Klosterbauten im Dezember 1945 zwar von der Lokalbaukommission und der Militärregierung genehmigt, eine Genehmigung seitens des Referats XII des Stadtrates stand allerdings noch aus, da das „Gesuch dort noch nicht eingelaufen ist“. Nach Auskunft der Registratur der Lokalbaukommission wurde gegenüber den Antragstellern die „Vermutung“ ausgesprochen, dass „das Gesuch noch im Umlauf sei“<sup>672</sup>.

Noch bevor alle behördlichen Anträge genehmigt waren, gab noch einmal Georg Lill vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege eine Erklärung ab. In einem Gutachten vom 18. Juli 1946 attestierte er der Kirche St. Bonifaz, dass sie „ein bezeichnendes Werk für die Baukunst des 19. Jahrhunderts“ sei. Nach einer nur fünfzeiligen Beschreibung der Entstehungsgeschichte und des Kirchenraumes kommt er nun zu einem anderen, etwas überraschenden Fazit: „Da es sich bei dem Bauwerk um eine Nachschöpfung und um kein Original aus der Zeit selbst handelt, glauben wir, dass eine Wiederherstellung in unserer Zeit mit modernen Mitteln und eine Raumausschmückung durch Künstler der Jetztzeit möglich und sinnvoll ist.“<sup>673</sup> Mit diesem Gutachten kam eine entscheidende Wende in den Planungsverlauf, da Lill keine Weisung mehr zur Rekonstruktion gab und Döllgast die Grundlage für eine neue und andere Gestalt ermöglichte. Lill relativierte den Wiederaufbau und damit auch die Leistung Döllgasts allerdings wieder kurz vor Fertigstellung. 1949 wußte er in einem Nachkriegsbericht über die „Kunst im süddeutschen Kulturkreis“ über den Wie-

deraufbau von St. Bonifaz zu berichten: „Ein völliger Neuaufbau in Blankziegel, der künstlerisch kein Problem bieten würde, ist zur Zeit aus finanziellen Gründen völlig ausgeschlossen.“<sup>674</sup> Das Argument der Finanzierungsnot verband er damit, das Provisorische des Wiederaufbaus hervorzuheben: „Die westliche Hälfte wird endgültig aufgebaut und dient dann für ein oder zwei Generationen dem Gottesdienst, um später ohne Verlust des bisher Erstandenen fertiggestellt zu werden.“<sup>675</sup> Dass sich dahinter keine Rekonstruktionswünsche verbargen, ja die Ablehnung des Landesamtes für Denkmalpflege gegenüber einer Rekonstruktion sogar noch demonstrativer artikuliert wurde, wußte einige Jahre später Döllgast zu berichten. In einem Schreiben an die Lokalbaukommission von München sprach er davon, dass das Landesamt für Denkmalpflege eine finanzielle Unterstützung für „die Erneuerung der Basilika im alten Umfang und mit der ursprünglichen Ausstattung“ mit der Begründung verweigern würde, „es handle sich um die schwache Replik eines römischen Musters“<sup>676</sup>.

### Wiederaufbauplanungen von Hans Döllgast

Mit seinen ab 1946 entstandenen Entwurfsskizzen beabsichtigte Döllgast, „die noch brauchbaren Baureste mit den sparsamsten Mitteln zu retten und einen neuen, verglichen mit dem alten sehr bescheidenen Raum, für die Gemeinde zu gewinnen“<sup>677</sup>. Die Besucher der Basilika hätten nach diesem ersten Entwurf über eine offene Vorhalle das Mittelschiff betreten, das durch eine Abmauerung von seinen Seitenschiffen abgetrennt gewesen wäre. Im Norden hätte eine neue Giebelwand nach dem siebten Säulenjoch das Mittelschiff verkürzt.

Eine Überarbeitung des Entwurfs von 1948 sah die Überdachung der Seitenschiffe mit Notdächern und eine Weiterführung des westlichen Seitenschiffes vor. Zur Ausführung kam letztlich aber jener Entwurf, der 1949 entstanden war. Demzufolge wurde der fünfschiffige Raum, kurz nach der Stelle, an dem die Bomben den durchdringenden Schnitt in das Gebäude geschlagen hatten, in seiner gesamten Breite, aber mehr als die Hälfte verkürzt, wieder errichtet. Die bestehenden Bauteile blieben unverändert erhalten. Die fehlenden Mauerteile wurden durch vorhandene Trümmersteine ergänzt, wobei Döllgast in der Längswand die Bruchkante dadurch kennzeichnete, dass er die Elemente Wand und Fenster auf ihre grundlegende Typologie zurückführte und auf die ornamentalen Zierbänder und Lisenen verzichtete. Anstatt der reliefierten Einfassungen der Rundbogenfenster in den Obergaden, versah er diese mit einem zweifach überfangenen, gewölbten Sturz, der weniger das Einfassen des Fensters als vielmehr das Stützen einer Öffnung in der massiven Mauer markiert.

In der abschließenden Querwand im Norden, in Höhe der siebten Säulenreihe, wurden die Obergaden in gleichen Abständen weitergeführt und die ansonsten geschlossene Wand durch außenliegende Strebepfeiler gesichert. Im Inneren bildete die Mauer in der Chorseite des Mittelschiffes eine homogene, weiß geschlämmte Stirnwand, an der hinter dem Hauptaltar nur das großformatige Kreuzifix hing. Diese Christusdarstellung war als Leihgabe vom 1803 aufgehobenen Zisterzienserkloster Fürstenfeld in Fürstenfeldbruck nach St. Bonifaz gekommen. Kein Ordensbruder, son-



144

Wiederaufbau von St. Bonifaz



145

Hans Döllgast: Innenraumerspektive St. Bonifaz

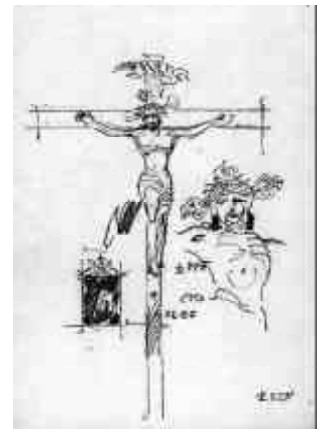
dem Döllgast selbst war dafür im Mai 1950 nach Fürstenfeldbruck gereist und hatte die angebotene Leihgabe besichtigt. In einem tags darauf verfaßten Brief an Pater Benedikt teilte er ihm, mit einigen geringfügigen Änderungsvorschlägen und einer illustrierenden Skizze, mit: „Ich würde Herrn Abt empfehlen die Gelegenheit zu erfassen. [...] Die Arbeit ist durchaus ernst zu nehmen und für Ihren Zweck bei richtiger Höhenlage und Befestigung durchaus brauchbar.“<sup>678</sup> Diese Aktion von Döllgast ist nicht ungewöhnlich für den Bauablauf. Eine Vielzahl von Plänen und Skizzen zeugen von der detaillierten Planung, in der Döllgast von der städtebaulichen Konzeption über die Gebäudeteile, die Elemente des Innenausbaus, bis zum Durchblickgitter der Brauttüre oder dem Tabernakelschlüssel mehrere Maßstabs- und Entscheidungsebenen maßgeblich begleitete.

Neben den zahlreichen Detailplänen muß den in allen Stadien des Entwurfsprozesses von Döllgast angefertigten Innenraumskizzen eine besondere Bewandnis zugesprochen werden. In einem axial auf den Altar gerichteten Blick zeigt er trotz der Beschränkung auf eine Stiftstärke und einer überwiegend farblosen Darstellung eine komplexe Aussage zur Raumqualität auf. Atmosphärische Wirkungen von Licht und Material mit der jeweiligen Struktur, der Textur, Blickbeziehungen und Konstruktionen vermitteln sich in eindrucksvoller Weise zu Stimmungsbildern. Bemerkenswert bei jeder Perspektive ist die Darstellung der raumbildenden Wände sowie der Boden- und Deckenflächen. Alle raumbegrenzenden Flächen scheinen schon in der Skizze ihre **Oberflächenqualität** zu zeigen: die sägerauhen Balken und Bretter genauso wie die aus den Trümmern herausgeholt, angeschlagenen Mauersteine, allesamt Produkte, die selbst oder deren Rohstoffe aus der Natur kommen. Die natürlichen Ordnungen und Regeln der Pflanzen und Lebewesen bewunderte er, da sie als „Gewachsenes“ den „Raum begreifen“, was die Architekten „selten oder nie“<sup>679</sup> tun. Dafür bot Döllgast im „Aufgebauten“ seiner Architektur den „Zementbrei, den man zwischen Bretter gießt“ oder „das gewalzte T-Profil“<sup>680</sup> als zu begreifende Oberflächen an.

Als Bodenbelag für St. Bonifaz fiel die Entscheidung auf 40x40cm große, schwarze und weiße Terrazzoplatten, die in ihrer Anordnung die einzelnen Bereiche hervorhoben. Genauso wichtig für die Raumwirkung des über 20m hohen Hauptschiffes war die Ausbildung der Dachkonstruktion. Die Dachneigung für das Mittelschiff war im Rahmen der Baugenehmigung mit 20° vorgegeben. Unter Mitarbeit des Bauingenieurs Ludwig Schneider aus München entstand hierfür eine Konstruktion, deren Binder als Zangenkonstruktion aus Fichtenkanthölzern ausgebildet wurden. Im Abstand von 3,50m lagern sie auf dem Mauerwerk des Mittelschiffes. Darauf wurden 1m hohe, vorgefertigte Tafeln aufgebracht, die inklusive Pfettensparren, Holzverschalung, Heraklithplatten zur Wärmeisolation und Kupferblech als Dachhaut ohne Einrüstung des Schiffes montiert werden konnten. Wie die Dachplatten wurden auch die Binder in vorgefertigtem Zustand vom Kranhaken am Firstknoten aufgenommen und plaziert. Durch die Scheibenwirkung können die Dachplatten gleichzeitig zur Aussteifung des Daches herangezogen werden. Die in den statischen Berechnungen ergänzende Angabe „Zu einem späteren Zeitpunkt soll in Höhe der Binder-



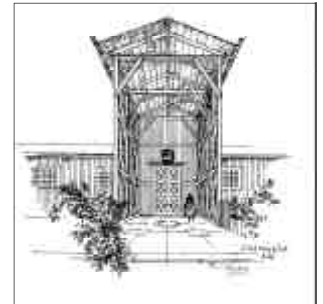
<sup>146</sup> Neuerrichtete nördliche Giebelwand von St. Bonifaz.



<sup>147</sup> Hans Döllgast: Zeichnung des Krufizix für St. Bonifaz

gurtete eine Decke, bestehend aus Gebälk und Schalung, eingezogen werden,<sup>681</sup> lässt sich nur als Überlegung des Statikers erklären, da in keiner Innenraumperspektive von Döllgast die Deckenuntersicht verkleidet war und die Decke letztlich in der Bauausführung auch als offene Konstruktion sichtbar blieb.

Die **sichtbare Deckenkonstruktion** entsprach zum einen der Bauweise des ursprünglichen Baus, zum anderen aber auch den Vorstellungen Döllgasts. Denn mit der offenen, leicht wirkenden Konstruktion, setzte er einen deutlichen Kontrast zu den geschlossenen, massiven Mauern, wodurch diese in ihrer schweren Wirkung noch gesteigert wurden. Desweiteren findet sich eine derartige Ausformung des Dachstuhls bei anderen Projekten Döllgasts, was auf einen besonderen Stellenwert hinweist. In einem Projekt der Nachkriegszeit wird deutlich, dass er mit diesem tektonischen Mittel auf einen besonderen Ausdruck abzielte. Es handelt sich um einen Entwurf, der nicht realisiert wurde und von dem auch keine erläuternden Texte existieren. Lediglich durch einige Skizzen ist die Konzeption für die **Notkirche St. Katharina** an der Grüntenstrasse in München dokumentiert. Dem niedrigen Baukörper, als Holzkonstruktion mit einer senkrechten Bretterfassade einer Baracke ähnlich, stellte Döllgast quer zum Kirchenraum eine hohe offene Eingangshalle zur Seite. Auf dieser, mit Aussteifungskreuzen ausgeführten Wänden, ruhte eine offene Holzkonstruktion mit einem flach geneigten Satteldach. Unterhalb der Traufe sollte sie eine einzelne Glocke aufnehmen und dadurch einen Glockenturm ersetzen. Diese den Hauptbau überragende, unverhüllte Holzskelettkonstruktion wäre zum einen ein städtebaulicher Akzent geworden, um den unscheinbaren Barackenbau aufzuwerten. Die aufragende und unverschlossene Ausführung dieses Empfangsbereichs hätte überdies die Besucher der Kirche, trotz des behelfsmäßigen Barackenbaus, in eine feierliche Stimmung versetzt. Sie hätte ihn würdevoll und der Bauaufgabe angemessen in den Kirchenraum geleitet.



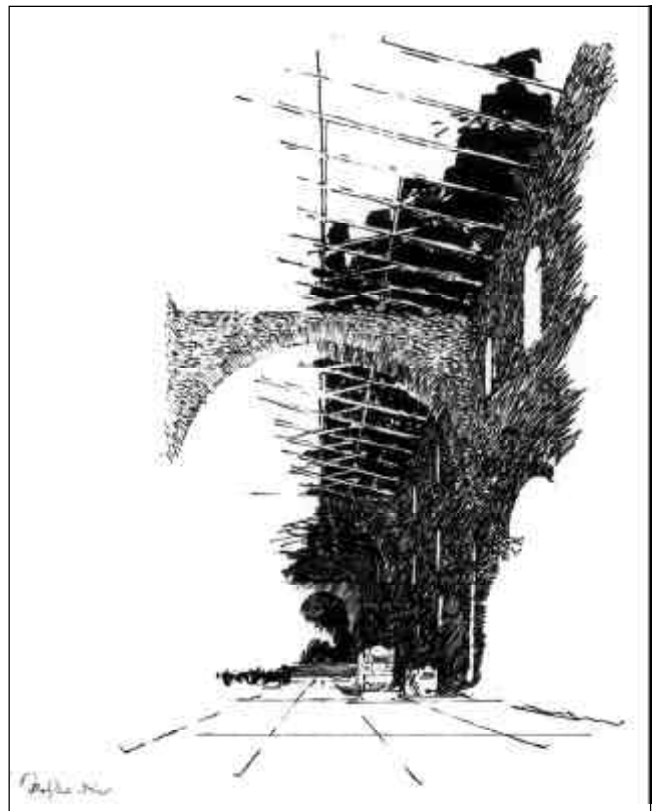
<sup>148</sup> Hans Döllgast: Entwurfskizze für St. Katharina in München, 1945

In den Jahren nach Fertigstellung von St. Bonifaz hoben verschiedene Rezipienten in ihrer Beurteilung die Reduktion als charakteristische Qualität hervor und lenkten dabei den Blick vor allem auf den Innenraum. Durch einen ersten Bericht über die anstehenden Wiederaufbaumaßnahmen erfuhren die Leser des „Baumeister“ im Dezember 1948 davon, dass Döllgast versuchte, „die noch brauchbaren Baureste mit den sparsamsten Mitteln zu retten und einen neuen, verglichen mit dem alten, sehr bescheidenen Raum für die Gemeinde zu gewinnen“<sup>682</sup>. Als „Die Abendzeitung“ am 30. August 1949 in einem Artikel vom Wiederaufbau der Kirche berichtete, wird vorausschauend von der Realisierung einer „kleinen, bescheidenen Basilika“<sup>683</sup> geschrieben und Gerhard Langmaack verstand den Wiederaufbau von St. Bonifaz zur gleichen Zeit als „ein glücklicher Versuch, aus den Bauresten [...] zu einem wohlproportionierten Kirchenraum zu kommen“, deren „traditionelle und denkmalpflegerische Anliegen auch durch moderne Mittel zu befriedigen“<sup>684</sup> seien.

Nach Fertigstellung besuchte auch Robert Vorhoelzer, befreundeter Architekt und Hochschulkollege von Döllgast an der Technischen Hochschu-

le München, die Kirche. In einem Brief an den Abt von St. Bonifaz vom Januar 1951 ließ er ihn wissen, dass er „tief ergriffen war von der Frömmigkeit des ganzen Werkes, den Säulen, die aus dem Altbau verwendet wurden und der gesamten Gestaltung des Innenraumes“<sup>685</sup>. Vorhoelzer weiter: „Es hat mich sehr an die Zeit erinnert, wo ich mit der Jugend im Kolleg besprach, dass der Raum dem Meßopfer adequat [adäquat; U.P.] sein muss und nicht übersteigert werden darf.“<sup>686</sup> Dieser Würdigung einer zurückhaltenden Angemessenheit kommt um so mehr Aufmerksamkeit zu, wenn man berücksichtigt, dass Robert Vorhoelzer, noch vor Döllgast, eine erste Grundrißskizze für den Wiederaufbau von St. Bonifaz gezeichnet hatte, in der die Integration eines verkleinerten Kirchenraums in den Mauerresten der Basilika festgehalten war, und Döllgast diese Skizze zeitweilig aufbewahrte.<sup>687</sup>

Als zwei Monate später die Zeitschrift „Baumeister“ mit Fotos und Zeichnungen ausführlich über den Wiederaufbau berichtete, wird in dem kurzen einführenden Text gelobt: „Der Architekt hat in vorbildlicher Zurückhaltung auf alle Wiederherstellung alter Einzelformen verzichtet und seine unvorstellbare geringen Mittel ganz auf die große Raumwirkung konzentriert. Dadurch ist eine Art von ‘Würde der Armut’ entstanden.“<sup>688</sup> Als Ende der fünfziger Jahre durch eine prosperierende Wirtschaft und rege Bautätigkeit auch in München an vielen Stellen die Zerstörungen des Krieges verschwunden waren, schilderte Otto Bierner ausführlich die Geschichte von St. Bonifaz im „Münchener Stadtanzeiger“<sup>689</sup>. Zum Wiederaufbau von Döllgast vertrat er die Meinung: „Die neue Kirche hat sich den Stil der Basilika weitgehend bewahrt, doch ist sie heller, schlichter und klarer geworden.“<sup>690</sup> Ein Jahrzehnt später, als weitere Bautätigkeiten der Abtei ein öffentliches Interesse weckten, würdigte Doris Schmidt den Wiederaufbau in der Süddeutschen Zeitung. In St. Bonifaz hatte Döllgast ihrer Meinung nach bewiesen, „dass man in Armut und Kargheit sehr wohl feierliche Würde wahren kann“<sup>691</sup>. In gleicher Weise kommen schließlich die Autoren eines 1998 erschienenen Buches<sup>692</sup> über den „Interpretierenden Wiederaufbau“ von St. Bonifaz zu dem emphatischen Urteil: „Gerade durch die äußerste Beschränkung der Mittel entstand ein in seiner Schlichtheit großartiger Kirchenraum.“<sup>693</sup>



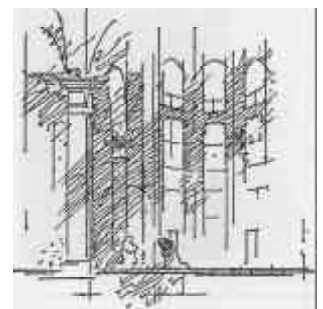
149 Hans Döllgast: Innenraumskizze für St. Bonifaz in München, 1946/47

Die Fertigstellung der Basilika konnte am 17. Dezember 1950 mit einem feierlichen Gottesdienst gefeiert werden. Im Frühjahr 1951 waren inklusive der Nacharbeiten alle Leistungen abgeschlossen. Ein halbes Jahr später bat Döllgast um die Überweisung des von ihm errechneten Honorars. Für

die Basilika und das Kloster blieb es nicht bei diesen Baumaßnahmen. Anfang der sechziger Jahre machte sich Döllgast erneut Überlegungen zum Umbau der Anlage, von denen allerdings nichts realisiert wurde. Stattdessen wurde 1971 unter der Leitung des Erzbischöflichen Baureferenten Carl Theodor Horn ein Verbindungsbau zwischen der wiedererrichteten Basilika und der alten Apsis fertiggestellt. Auch wenn der Architekt, in Anlehnung an Döllgast, „einfache, fast karge Räume“<sup>694</sup> erschaffen wollte, ist es offensichtlich, dass dieser Bau von einem anderen Architekten in einer anderen Zeit entworfen wurde. Noch problematischer wurde es durch die ab 1993 erfolgte Umgestaltung der Basilika. Nach einem gewonnenen Wettbewerb hatten die Künstler Friedrich Koller und Peter Burkart die Absicht, „den Raum noch stärker auf seine Mitte, den Altar, zu konzentrieren sowie ihm wieder Farbe zu geben“<sup>695</sup>. Dieser Umbau, der die liturgischen Vorgaben des Zweiten Vatikanums umsetzte, überformte in exaltierter Weise die Gestaltung von Döllgast und wirkt durch konteragierende Gestaltungsansätze. Heutzutage erzeugen polierte Steine und glänzende Metalloberflächen eine edle Raumwirkung, die nichts mehr von den damaligen Ansätzen Döllgasts vermittelt.

Diese Umformung von St. Bonifaz hat Döllgast nicht mehr erlebt. Er starb 1974 in München. Kurz zuvor erschien noch einmal ein kleines Büchlein, in dem seine Gedanken über „Räume“<sup>696</sup> festgehalten wurden. Es ist weniger ein schwergewichtiges Vermächtnis als eine Fortsetzung seiner „heiteren Baukunst“. Obgleich bald dreissig Jahre vergangen waren, hatte sich sein Stil und seine Sicht auf die Dinge nicht geändert. Wieder stellte er mittels Fotos, Zeichnungen und Schrift quer durch die Geschichte, von den antiken Tempeln bis zu alltäglichen Situationen, seine Vorstellungen zur Architektur dar. Die Kritik an der Technik- und Fortschrittsgläubigkeit der Menschen wurde zwar etwas deutlicher, aber sie blieb immer noch subtil. Er sprach in Gleichnissen, arbeitete mit Brüchen und Fragmenten im Text und stellte Fragen, ohne Antworten zu geben. Auf den Raum angesprochen, machte er deutlich, dass der Architekt seiner Zeit auch keine apodiktischen Erklärungen abgeben kann. Keine Verwissenschaftlichung der Architektur kann das Geheimnis der Räume ergründen. Vielmehr ist der Raum „für den, der damit anfängt, ein spröder Stoff, genug fatale Fragen. Der wird sich hüten, Herkunft und Grenzen anzutasten, der wird sich hart tun, an Zeit und Klang und anderen schönen Dingen vorbeizuschleichen. Bis dahin müssen Maler und Poeten es übernehmen, die Räume zu erklären, weil der von Standes wegen kompetente Meister stottert oder tot ist und Analysen verdächtiger sind als Horoskope.“<sup>697</sup>

Döllgast gründete das „Wunder Raum“ nicht im Religiösen, jedenfalls gab er dazu keine Auskunft. Aber er war auch kein Analytiker, sondern eher ein Poet, der mit den Mitteln der Architektur arbeitete, dem es darum ging, eine bestimmte Atmosphäre zu erzeugen. Doch diese genau festzuhalten war seiner Meinung nach nicht möglich - und auch nicht notwendig. Vielmehr ging es ihm in der Architektur „um Dinge, die zu erfassen, fünf Sinne noch zu wenig sind, die zu erklären und neu zu ordnen, kein zwingendes Bedürfnis vorliegt, die jedem Anlauf, sie darzustellen, trotz, aber immerhin genügend Stoff enthalten für ein bescheidenes, nebenbei auch nützliches Vergnügen“<sup>698</sup>.





## Heinrich Otto Vogel und der Wiederaufbau der Kirchen zwischen „Erbe und Aufgabe“

Zahlreiche historische Bauten der Stadt Trier, die schon um 15 v.Chr. durch Kaiser Augustus gegründet worden war, wurden durch etwa zwanzig Luftangriffe in nur vier Monaten, zwischen August und Dezember 1944, vernichtet und beschädigt. Die Innenstadt zwischen Hauptmarkt, Paulusplatz, Viehmarkt, Kaisertherme und Windstraße war weitestgehend zerstört. Neben den gotischen Profanbauten waren gleichermaßen die historisch wertvollen Kirchenbauten von den Bomben getroffen worden. Konnten die Schäden am Dom St. Peter noch relativ schnell behoben werden, musste für die erheblich beschädigte Liebfrauenkirche in unmittelbarer Nähe eine eigene Bauhütte eingerichtet werden, die bis 1950 die Hülle des Bauwerks wieder erstellte. Anschließend wurde der Innenraum nach einem Wettbewerbsentwurf von Rudolf Schwarz bis 1953 neu geordnet und die Ausbauten von ihm in einer „klaren, verständlichen und schlichten Form“<sup>699</sup> neu gestaltet.

Die **Basilika**, ehemalige Palastaula Kaiser Konstantins des Großen, die nach einer bewegten Geschichte seit 1859 als evangelische Erlöserkirche genutzt wurde, brannte nach dem alliierten Luftangriff am Mittag des 14. August 1944 völlig aus. Der spätklassizistische Innenausbau wurde dabei vollständig zerstört. Durch die Hitze waren die Marmorsäulen des Altars und die Orgelempore eingestürzt. In den folgenden Monaten entstanden zusätzliche Schäden durch Bomben- und Granatensplitter. Erste Bemühungen eines „Basilika-Ausschusses“, der sich im Januar 1947 zwecks der Frage eines Wiederaufbaus gegründet hatte, mündeten in Streitigkeiten. Mit Entschiedenheit formulierten dann 1951 Teilnehmer einer Tagung vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München eine Entschliessung, in der sie den „Gedanken eines provisorischen Einbaues für kirchliche Zwecke“<sup>700</sup> grundsätzlich ablehnten. Es sei die „Pflicht der Landesregierung“, den Wiederaufbau zu betreiben, notfalls müsse die Bundesregierung Unterstützung leisten. Aber erst nachdem sich Bundespräsident Heuss für die Wiederherstellung der Basilika einsetzte, wurde ein staatlicher Ausschuss gebildet, die auf die Baupflicht des Landes Rheinland-Pfalz als Rechtsnachfolger verwies. Daraufhin kam das Land im Februar 1953 zu dem Entschluß, dass die Basilika „wegen ihrer überragenden Bedeutung als Bauwerk aus der römischen Kaiserzeit wiederaufgebaut“<sup>701</sup> werden sollte. Bis 1956 erfolgte die Wiederherstellung durch das Staatliche Hochbauamt unter Leitung von Oberbaurat Erich Wirth. Die Innenausstattung und Gestaltung zur evangelischen Kirche erfolgte durch Baurat Heinrich Otto Vogel, der von 1935 bis 1945 Leiter des Hochbauamtes der Stadt Trier gewesen war und sich 1945 als freischaffender Architekt in Trier niedergelassen hatte. Schon kurz nach Kriegsende hatte er für die Evangelische Gemeinde Entwurfsvarianten erstellt, nach denen in die offene Ruine der Basilika eine Notkirche eingestellt worden wäre. Aber trotz der Fürsprache von Karl Gruber, der eines der Gutachten verfasste, wurde keiner der Entwürfe realisiert.



<sup>151</sup> Basilika in Trier. Zustand in den achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, ...



<sup>152</sup> ... 1952 ...



<sup>153</sup> ... und 1968.

## Wiederaufbau der katholischen Pfarrkirche St. Antonius

Als beim zweiten schweren Luftangriff auf Trier, am 21. Dezember 1944, große Bereiche der Innenstadt zerstört wurden, schlugen mehrere Bomben am Viehmarkt ein und zerstörten neben den dort stehenden Wohn- und Geschäftshäusern auch die katholische Pfarrkirche St. Antonius, das angrenzende Pfarrhaus sowie das Jugendheim der Gemeinde.

Diese Zerstörung reihte sich in die lange und ereignisreiche Geschichte der Pfarrei ein, die in Verbindung mit ihrer ehemaligen Mutterpfarrei „St. Maria zur Brücke“ bis in das 11. Jahrhundert zurückreicht. Nachdem um 1460 die Pfarrkirche „St. Maria zur Brücke“ baufällig geworden war, faßte man den Entschluß, anstatt einer Renovierung, die Kapelle St. Antonius zur neuen Pfarrkirche um- und auszubauen. Circa 1476 war der Umbau fertiggestellt und aus der ehemaligen Kapelle war unter dem Patronat des Heiligen Antonius dem Einsiedler, dem „Vater des Mönchtums“<sup>702</sup>, eine Pfarrkirche entstanden. Nach Verwüstung und Brand im 17. Jahrhundert sowie Umbauten und Ausbauten im 19. und 20. Jahrhundert zeigte sich St. Antonius vor seiner Zerstörung 1944 als asymmetrisch zweischiffige Anlage. Das fast 20m hohe Hauptschiff war mit einem filigranen spätgotischen Netzgewölbe in sechs Jochen überdeckt, dessen Rippen sich an der Nordwand aus Wandvorlagen und im Süden aus Pfeilern emporhoben. Das angrenzende, niedrige Seitenschiff war mit einem Kreuzrippengewölbe versehen. In der nordwestlichen Ecke, eingebettet in das Seitenschiff, stand mit einem quadratischem Grundriß der 45m hohe Turm.

Nachdem die Gemeinde am 16. Dezember 1944 die Meßfeier beendet hatte, brachte man „das Allerheiligste wegen der drohenden Luftangriffe in Sicherheit“<sup>703</sup>. Fünf Tage später wurden die angrenzenden Gebäude durch das Bombardement vollständig zerstört und die Kirche erlitt einen gewaltigen Schaden, der durch den Artilleriebeschuß in den folgenden Monaten zu weiteren schweren Zerstörungen führte. Im Gewölbe des Hauptschiffes hatten sich starke Risse gebildet. Überdies hatte es sich in seiner gesamten Längenausdehnung bis zu 15cm gesenkt und an einer Stelle war das Gewölbe durch das Fehlen eines Horizontalankers eingestürzt. Die Reste des Hauptschiffdaches waren eingebrochen und lagen auf dem einsturzgefährdeten Gewölbe. An der Ostseite des Hauptschiffes waren durch die Detonation einer Bombe die Schildmauern zwischen den Strebpfeilern nach außen herausgedrückt worden, wobei auch die spätgotischen Fenster völlig zerstört wurden. Darüber hinaus war die Westseite durch Artilleriebeschuß schwer beschädigt und an vielen Stellen der Umfassungsmauern waren Risse entstanden. Das Seitenschiffgewölbe stand noch, war allerdings bis zum Grade des Einsturzes aufgerissen. Der überwiegende Teil der Rippen war eingestürzt. Die nördliche Seitenschiffwand hatte sich nach außen geneigt und der Turmhelm des spätgotischen Turmes war durch den Beschuß schwer beschädigt worden.<sup>704</sup>

Mit diesem Zustand der Kirche sah sich 1945 Heinrich Otto Vogel konfrontiert, bevor er mit den Planungen zum Wiederaufbau begann. In „mühevoller Arbeit“<sup>705</sup> leitete er den Wiederaufbau, der allerdings erst 1946, unter schlechten Voraussetzungen, begann. „Durch die amtliche Zuweisung einer unzuverlässigen Baufirma“<sup>706</sup> sowie „die Nichtzuteilung von



<sup>154</sup> Zustand von St. Antonius in Trier am 7. Mai 1945



<sup>155</sup> St. Antonius, 1945



<sup>156</sup> St. Antonius, nach 1950

Material und Arbeitskräften“<sup>707</sup> konnten zunächst nur die Seitenschiffe gesichert und ein Notdach errichtet werden. Die Bögen zum Hauptschiff wurden zugemauert und das Seitenschiff als provisorischer Kirchenraum eingerichtet. An Weihnachten 1946 konnte die Gemeinde darin erstmals wieder ihren Gottesdienst feiern. Bis dahin hatten sich die Gemeindemitglieder im nahegelegenen Augustinerhof einen von ihnen als „Notkirche“ bezeichneten Raum ausgestattet, der sich jedoch schnell als zu klein erwies.

Noch vor der Währungsreform erwarb die Gemeinde das Bauholz für den Dachstuhl, der kurz darauf errichtet und gedeckt werden konnte. Anschließend wurde das Gewölbe erneuert. Fehlende Stellen wurden durch Bimsbeton ergänzt, über 350 lfm Gewölberippen hergestellt und eingezogen sowie die Risse sorgfältig durch unter Preßluft eingespritzten Torkret - einem Spritzbeton zur Herstellung von Wandputz - geschlossen. Das gesamte Hauptschiff wurde durch einen umlaufenden Stahlbetonkranz gesichert, in den die Werkstücke des spätgotischen Hauptgesimses eingefügt wurden. Zwei Strebepfeiler wurden „von Grund auf in Stand gesetzt“<sup>708</sup> und das Maßwerk der Fenster in der mittelalterlichen Aufteilung rekonstruiert. Die Fensterflächen wurden provisorisch verglast, bis sie 1974 durch eine künstlerische Neuverglasung ersetzt wurden. Da beim Wiederaufbau keine weiteren Gelder zur Verfügung standen, wurde auf Dachluken und Dachreiter verzichtet. Die vor der Zerstörung gerettete Kanzel wurde wieder eingebaut, ebenso der Marienaltar, der am 22. Januar 1950 wieder konsekriert wurde.

Diese Maßnahmen, die bis zum Sommer 1949 abgeschlossen waren, ähnelten in mancherlei Hinsicht den weiteren Wiederaufbauten, die Vogel nach 1945 sowohl für die katholische wie auch die evangelische Kirche leitete. Geographischer Schwerpunkt seiner Arbeit war Trier. Neben der Basilika und der Antoniuskirche erneuerte er hier in den ersten Nachkriegsjahren die Liebfrauenkirche, die Pfarrkirche St. Gangolf sowie die Pfarr- und Klosterkirche St. Matthias. Zahlreiche Profanbauten sowie Kirchenbauten in anderen Städten und dörflichen Gegenden ergänzten sein Oeuvre.<sup>709</sup> Durch ein Gutachtergremium erhielt Vogel beispielsweise den Auftrag, die 1447 als Pfeilerhalle vollendete und 1944 schwer beschädigte evangelische Kirche **St. Magni** in **Braunschweig** wieder aufzubauen. St. Magni war nach den Bombardements Braunschweigs ausgebrannt, das Dach war bis auf Reste über dem Altar zerstört und ein Großteil der



157, 158 Innenraum von St. Antonius in Trier, vor der Zerstörung und nach dem Wiederaufbau.

Außenwände war eingestürzt. Durch die Vermittlung des Pfarrers hatte 1946 zunächst Gerhard Langmaack einen prämierten Entwurf vorgestellt, der aber wegen Geldmangels nicht realisiert wurde. Langmaack hatte eine Aufschüttung des Chores um drei Meter mit dem Trümmermaterial vorgeschlagen. Erhöht sollte darauf der Altar als „Krippe, Thron und Sarkophag Christi“<sup>710</sup> stehen. An Stelle einer Realisierung nutzte die Gemeinde die geräumte und gesicherte Kirchenruine im vorhandenen Zustand. Der Wiederaufbau wurde für ein Jahrzehnt auf Eis gelegt. Improvisierend rückte die Gemeinde auf Stühlen nahe an den Altar und wünschte sich von dem ab 1956 planenden Architekten Vogel, „dem gottesdienstlichen Geschehen möglichst nahe zu sein“<sup>711</sup>. Dieser ließ die Reste der nördlichen Arkade abtragen, wodurch ein „übersichtlicher Raum“ entstand, „in dem 600 ungestörte Plätze eine echte Communio um die Stätte der Verkündung möglich“<sup>712</sup> wurde. Vogel schloß den Baukörper mit einem asymmetrischen Schleppdach, das auf einer im Inneren sichtbaren Betonkonstruktion liegt. Die übriggebliebenen Dekorationen aus dem 19. Jahrhundert im Chor wurden entfernt. Die Südwand des Langhauses wurde mit Bruchsteinen geschlossen, in die neben Trümmersteinen auch Spolien und Epitaphe eingemauert wurden. 1964, acht Jahre nach Planungsbeginn, war der Wiederaufbau abgeschlossen. Zu Beginn des Wiederaufbaus hatte Vogel erklärt, dass „eine echte Denkmalpflege [...] den schöpferischen Weg vor dem restaurierenden“<sup>713</sup> billige, was sich als seine prinzipielle Haltung gegenüber denkmalpflegerischen Belangen und auch als Legitimation seiner Arbeit verstehen läßt.

### **Kirchenbau zwischen „Erbe und Aufgabe“**

Die historische Einordnung der Architektur sah Vogel in einem Spannungsfeld, das er mit „Erbe und Aufgabe“<sup>714</sup> beschrieb. Höchstwahrscheinlich mit Bedacht wählte er den Begriff „Erbe“ und nicht Tradition. Ging es ihm doch nicht nur darum, rückwärtsgewandt eine überlieferte Kultur und konservative Werte zu bewahren. Ihn interessierte weniger eine traditionelle Baukunst oder gar, einen bestimmten Baustil zu propagieren. Das Erbe war für ihn näher an einer verpflichtenden Erinnerung, die dann wirksam werden sollte, wenn sie für die Gegenwart noch Bedeutung hatte. Allein schon durch „das Leben der Kir-



<sup>159</sup> Gottesdienst 1947 in der Magnikirche in Braunschweig.

che<sup>715</sup> sah er sich grundsätzlich in der Pflicht, nach dem Erbe zu fragen und dieses in Betracht zu ziehen. Für den Kirchenbau bedeutete das für ihn: „Kindheitserlebnis und Erbe der Väter sind dabei oft entscheidende Kräfte und üben eine tiefgreifende Wirkung aus. [...] Es mag eben ein Stück Urgrund des Christentums sein, daß das stets 'Neugeboren werden' vom alten, ewigen Erbe her ihr Leben darstellt: die Vergangenheit, das Heute und die Zukunft. Es ist die glaubende Hoffnung zur großen, zeitlosen Einheit, die nicht der Entwicklung, woraus sie auch geboren sei, schlechthin das Primat zuerkennt.“<sup>716</sup>

Diese Verpflichtung gegenüber dem Erbe bedeutete für ihn allerdings nicht, die baulich erhaltenen Produkte christlicher Geschichte als „unantastbares Denkmal“<sup>717</sup> anzusehen. Denn dem Erbe stand die „Aufgabe“ entgegen, die sich ebenso weniger mit einer progressiven Orientierung in die Zukunft gleichsetzen läßt, als mit einer Verantwortung für die Zukunft und damit, dass die Menschen ihre eigene Zeit nicht überschätzen und stattdessen bescheiden ihre Gegenwart gestalten sollten. Zwischen diesen Polen versuchte Vogel seine Arbeit abzustecken, eine Handlungsweise, die sich nach seinem Verständnis zwischen Vergangenheit und Zukunft aufspannte, um im Hier und Jetzt seine Begründung zu erfahren, um mit seiner „Arbeit beim Wiederaufbau der Kriegsverluste eine Brücke zwischen dem Gestern und Heute zu finden“<sup>718</sup>.

Auch Vogel wollte eine zeitgemäße Architektur, sah „das Brennende in Idee und Aufgabe im fordernden Heute“<sup>719</sup> der Nachkriegszeit. Die Katastrophe der Zerstörung, die „neue Kräfte“ zeugte, durfte seiner Meinung nach nicht dazu führen, dass das Erbe trotz aller berechtigter Kritik pauschal verurteilt wird. Dabei gestand er sich ein, dass er vor allem große Schwierigkeiten mit dem Historismus habe. Mit Vorbehalten näherte er sich den Kirchen, die in diesem Stil im 19. Jahrhundert neu gebaut oder überformt worden waren. Zugleich gestand er sich aber ein, dass er sich im Urteil über die Qualitäten jener Kirchen in der Vergangenheit oftmals geirrt hatte. Vor ihrer Zerstörung und selbst noch vor ihrer Erneuerung hätte er ihre Stärken in vielen Fällen nicht erkannt. Für ihn war es rückblickend eine wertvolle Erfahrung, die er bei den vielen Wiederaufbaumaßnahmen zerstörter Kirchen gemacht hatte. Vermeintlich sah er sich mehrfach vor die Aufgabe gestellt, „den Wiederaufbau von Werken der Pseudo-Jahrzehnte“ zu leiten. Doch dann mußte er sich zunehmend eine bedeutende Wirkung eingestehen: „Nicht selten wurde mir nach einer gründlichen Entdekorierung eines Raumes jener Epoche beachtenswerte Raumverhältnisse deutlich. Und wie oft ist uns der volle Wert und die ganze Würde auch eines denkmalwerten Raumes erst aufgegangen, nachdem er des formalistischen Kleides jüngster Renovierungen ledig war.“<sup>720</sup> Diese zunächst insgemein formulierte Geringschätzung, dann aber doch noch einsetzende Achtung des Historismus, teilte er mit manch anderen Kollegen seiner Zeit. Für den Aachener Dombaumeister Felix Kreusch waren die historisierenden Kirchen die „Stiefkinder unter den Baukunstwerken“<sup>721</sup>. Aber mit der Zerstörung und dem Wiederaufbau erkannte auch er räumliche Qualitäten in diesen Bauten. Die Zerstörung dieser Kirchen

bot demnach die Chance zur Klärung des Raumes, zur Beschränkung des Dekors und der Mittel. Erst „nachdem Säulen und Gewölbe hinweggefegt wurden, schält sich aus einer neugotischen Halle der freilich etwas pathetische aber klare Einraum des 19. Jahrhunderts heraus“<sup>722</sup>. Diese allgemeine Abkehr vom Historismus, die sich mitunter als eine Überheblichkeit gegenüber dem 19. Jahrhundert artikulierte, wurde von Kreusch unterstrichen durch die „Pflicht der Wiedergutmachung, den unbewußt guten Kern der Werke unserer Väter, wo er vorhanden ist, einzugestehen und gelten zu lassen, nachdem wir gezwungen wurden, ihre Werke ohne das bizarre Beiwerk zu sehen, als das, was sie wirklich sind, wenn sie es auch vorher nicht sein wollten“<sup>723</sup>.

Wie Vogel dem Erbe als auch der Aufgabe gerecht werden konnte, konkretisierte sich für ihn am Ort, dessen Gegebenheiten er in die Konzeption einzuschließen versuchte. Dazu band er die beteiligten Personen ein, berücksichtigte ortstypische Materialien und Handwerkstechniken, und ordnete die Baumaßnahme in den städtebaulichen Kontext ein. Mit dieser Vorgehensweise zielte er auf ein geschlossenes Ergebnis ab, das einen guten Architekten auszeichne. Denn der „neue Baumeister [...] wird im Geist und in der Sprache der Gegenwart Gemeinsames zu ergründen suchen. Die dazu notwendige Demut, - fachlich ausgesprochen Einfühlungsgabe, - wird in aller Vielheit der neuen Gestaltung dennoch ein einheitliches Werk hervorbringen“<sup>724</sup>.

Als vorbildliches Beispiel, das nach dem Krieg im Sinne seiner Ideen realisiert worden war, sah Vogel den Wiederaufbau der Franziskanerkirche in Köln. Voll des Lobes nannte er den Architekten Emil Steffann, denn er habe die Kirche „seiner formalistischen Äußerlichkeit unbemerkt entkleidet und wird der Schlichtheit und dem Ernst franziskanischen Wesens dienstbar“<sup>725</sup>.

### **Leitbild Reduktion in den Beiträgen zum Kirchenbau nach 1945**

In den Übersichtswerken zum Kirchenbau erschienen bis in die achtziger Jahre die Entwürfe, Überlegungen und realisierten Kirchen der unmittelbaren Nachkriegsjahre - wenn überhaupt - nur knapp und phrasenhaft unter der gleichbleibenden Bekundung, dass der materielle Mangel bis auf wenige Ausnahmen einen künstlerisch wertvollen Kirchenbau verhindert habe. Diese Erklärung galt in der **Rezeption** der zwischen 1945 bis 1950 entstandenen Beiträge als allgemeine Sprachregelung, der sich beispielsweise auch früh das Presseamt der Bundesregierung anschloß. In einer 1951 herausgegebenen Mitteilung über das „Bauen und Aufbauen“<sup>726</sup> in der Bundesrepublik wurde erwähnt, dass aufgrund des „Flüchtlings- und Vertriebenenstroms“ letzterens „allenthalben auch neue Kirchen entstehen mußten“<sup>727</sup>. Allerdings seien sie „bescheidener gehalten als früher, entsprechend den heutigen wirtschaftlichen Möglichkeiten.“<sup>728</sup> Willy Weyres verlängerte die 1933 begonnene Phase, in der „überhaupt nicht mehr“<sup>729</sup> Kirchen gebaut wurden, bis in das Jahr 1948 und blendete damit ein Stück deutscher Geschichte aus der Entwicklungsgeschichte des Kirchenbaus kurzerhand aus. Und für Hugo Schnell war es 1973 rückblickend allein dem „Mangel an Material und Geld“ zu verdanken, dass in den ersten Nachkriegsjahren „einfache Formen“<sup>730</sup> verlangt wurden. Die Bauten, die durch diese scheinbar ausschließlich materialistische Prämisse entstanden waren, schienen ihm nicht erwähnenswert zu sein. Denn neben den Notkirchen des HEKD fand er nur eine Hand voll Beispiele, die einer Nennung würdig waren. Erst nach der Währungsreform, als sich „ungefähr ab 1950 eine feste Wirtschaftsbasis ergab“, konnten „die ersten neuen Kirchen von Bedeutung entworfen und in Auftrag gegeben werden“<sup>731</sup>.

Der in den fünfziger Jahren einsetzende Kirchenbau-Boom machte es dann leicht, die Ansätze im Kirchenbau nach 1945 zu verdrängen. Wie gezeigt wurde, waren die Arbeiten dieser Zeit für die Entwicklungen im Kirchenbau jedoch weit wertvoller und wichtiger als bislang dargestellt wurde. Die verschiedenartigen Beiträge enthielten bemerkenswerte Vorschläge zu den Diskussionen um Sakralität und den liturgischen Überlegungen. Diese beiden Schwerpunkte bilden das Spektrum, das den Kirchenbau im 20. Jahrhundert zentral beschäftigte, innerhalb dessen die Beiträge bislang allerdings nur unzureichend gewürdigt wurden.

### **Merkmale des Sakralen**

In den Übersichtswerken zum Kirchenbau wurden nur wenige Bauten, wie die Scheunenkirche von Steffann und die „48 Notkirchen“, als würdig empfunden und aufgenommen. Insbesondere die theoretischen Ansätze und unrealisiert gebliebenen Entwürfe wurden neben den ausgeführten Bauten vernachlässigt. Das heißt, dass in den Darstellungen weniger die inhaltlichen Bemühungen zur Suche nach dem adäquaten Kirchenraum im Vordergrund standen, als vielmehr die Problematik der Realisierungsfähigkeit. Durch diese Fehlsichtigkeit, mit der sich die historische Bewertung der Architektur auf die gebauten Produkte, auf den Objektcharakter

der Architektur konzentrierte, ergab sich konsequenterweise ein verzerrtes Bild. Der starre Blick auf die Verknappung der Mittel bot nämlich genug Gründe zur Ausflucht, um die ohnehin schon beschränkte Sicht auf die baulich oft mangelhaften Kirchen als entschuldigungswürdige, „aus der Not geborene“ Bauten anzuführen - oder besser gesagt: unbetrachtet zu lassen. Mit dem Ton des Bedauerns konnten die als architekturhistorisch geringwertig eingeschätzten Kirchen vernachlässigt werden und man mißachtete damit zugleich eine kurze, aber bedeutungsvolle Phase der Architekturgeschichte.

Wie lassen sich also die architektonischen Beiträge in den ersten Nachkriegsjahren für die Debatte um Sakralität in der Moderne einordnen? Welche Antworten seitens der Architektur gab es in den Nachkriegsjahren auf die Frage nach dem Sakralen? Und welche architektonischen Impulse für die Liturgiebewegung des 20. Jahrhunderts gab es in dieser Phase?

Theologen wie Tillich oder Guardini hatten Auskunft gegeben, wie eine theologische Ästhetik im säkularisierten 20. Jahrhundert Geltung besitzen kann. Darüber hinaus stellt Albrecht Grözinger in seinem Werk „Praktische Theologie und Ästhetik“ weitere Positionen dar, wie Theologen in der Moderne ein ästhetisch zur Wirkung gebrachtes Verhältnis von Profanem und Sakralem verstanden haben.<sup>732</sup> Unter den Architekten blieben diese theologischen Theorien offenkundig jedoch weitgehend unrezipiert und unreflektiert, da auf sie fast gar kein Bezug genommen wurde. In diesem Punkt heben sich bekanntermaßen Bartning und Schwarz ab. Die immer wieder hervorgehobene Bedeutung dieser beiden Architekten für den Kirchenbau im 20. Jahrhundert entstand ja gerade dadurch, dass sie nicht nur in ihrer praktischen Arbeit wesentliche Beiträge geleistet haben, sondern auch Wesentliches zur Theoriebildung des Kirchenbaus beitrugen. Auch für die Arbeit von Langmaack und Steffann, in mancher Hinsicht auch für Böhm, Wendland, Vogel und Döllgast mag dies zutreffen, die architekturtheoretische Ansätze zum Kirchenbau in der Moderne lieferten. Diese Lehrgebäude waren allemal auch Glaubensbekenntnisse. In allen Beiträgen stand die Frage nach einer zeitgemäßen ästhetischen Umsetzung des Kirchenbaus aber vor einem Glaubensbekenntnis als Voraussetzung. Für die genannten wie auch für viele praktizierende Architekten, ohne intensiviertere theoretische Ausführungen zum Kirchenbau, galt mutmaßlich dennoch die 1949 geäußerte Forderung von Otto Gillen, der für die „christliche Kunst den christlichen Künstler voraussetzt.“<sup>733</sup> Denn auf unterschiedlichste Weise hatten die erwähnten Architekten ihre Gläubigkeit zum Ausdruck gebracht. Meist bezeugten sie im praktischen Alltag ihre Frömmigkeit. Die wenigen Äußerungen zu dieser vorgeblichen Grundlage, wie Schwarz' Diktum, dass ein „heiliger Bau“ nur aus „heiliger Wirklichkeit“<sup>734</sup> kommen könne, bestätigen zwar diese Legitimationsebene, da der Baumeister Bestandteil dieser Wirklichkeit war, zeugen aber zugleich von dem christlich hierarchischen Menschen- und Weltbild, das Schwarz hatte. Schwarz vermied in seinen Äußerungen zum Kirchenbau den Begriff des Sakralen, verwendete ihn eher in Verbindung mit dem



Begriff der Heimat und vermied damit auch eine umgangssprachlich gängige Gegensätzlichkeit zum Profanen. Mit der Ergänzung: „Nicht das Leben der Welt, sondern das Leben des Glaubens zeugt heilige Werke, des Glaubens aber unserer Zeit“ betonte Schwarz überdies die Zeitbezogenheit. Gillen's These, „Christliche Kunst ersteht nicht allein aus Können, sondern auch aus dem Glauben“<sup>735</sup>, war daher in dieser Resoltheit weniger Kern der Diskussionen, als die Thematik des Zeitgemäßen. Die Frage nach der Gläubigkeit des Architekten als Voraussetzung für einen gelungenen Kirchenbau blieb letztlich im Subjektiven und damit ungeklärt.

Auch bei der Frage nach einer individuellen Hierarchie, welchen Stellenwert das Sakrale zum Profanen einnimmt, deutet sich eine große, aber letztlich nicht zu klärende Bandbreite an. Während bei Theologen das Profane üblicherweise eine Position unterhalb des Sakralen einnimmt, und Schwarz in seinem Buch „Vom Bau der Kirche“ keinen Zweifel daran läßt, dass der Kirchenbau die höchste Bauaufgabe für einen Baumeister ist, liegt die Vermutung nahe, dass bei Max Taut der Kirchenbau eine unter anderen Bauaufgaben war. Doch diese vermeintliche Nivellierung oder das Ausbleiben einer expliziten Thematisierung des „Sakralen“ bei vielen Architekten kurz nach dem Krieg disqualifiziert nicht grundsätzlich ihre Arbeit und muß nicht als Defizit verstanden werden. Die Frage, wie Architekten eine Sakralität erzeugten bzw. erzeugen wollten, wird damit nicht hinfällig. Es steht eher für das Selbstverständnis der Architekten und spricht für eine Authentizität des Kirchenbaus. Denn einerseits wird dadurch das Autonomieverständnis der Architekten deutlich, mit dem sie sich durch ihre ethische und ästhetische Kompetenz als Schlüsselfiguren einstufen. Ohne sich in subjektivistischen Diskussionen zu verlieren, beriefen sie sich auf autonome Gestaltfindungsprozesse, um zugleich mit den Mitteln der Architektur Antworten zu geben, was das Sakrale in dieser Zeit sein kann, auch wenn sie es mitunter nicht explizit thematisierten. Die Autonomie der Architekten führte dabei nicht zu Material- oder Formexperimenten, zu einer aus dem Leitbild der Reduktion abweichenden Umsetzung subjektiver ästhetischer Interessen, an denen sich ein Streit um das Sakrale hätte entfachen können. Zum anderen hatte das Leitbild der Reduktion die Relevanz der Religion und damit auch die Gültigkeit von Kirchenbauten deutlich gemacht. Durch die Wertediskussion stand der Kirchenbau nicht unter Legitimationsdruck und zu einem ästhetischen Wettstreit mit besonderen Profanbauten gab es keine Anknüpfungspunkte. Der Streit um das Sakrale in der Architektur war in jener Zeit zu einer Nebensächlichkeit degradiert worden.

Als Anfang des 20. Jahrhunderts normative Vorgaben für den Kirchenbau aufgegeben wurden, mussten Architekten eine Antwort auf die Frage geben, was einen Kirchenbau zur Kirche werden läßt, wie eine ihm innezuwohnende Sakralität erzeugt werden könnte. Wodurch zeichnet sich ein Sakralraum einer Gemeinde innerhalb einer säkularisierten Gesellschaft aus? Die Antwort auf diese Frage wird von theologischer Seite bis heute nicht umfänglich durch konkrete architektonische Details vorgegeben. Ei-

nem dialogischen Prinzip folgend, geben liturgische Belange bis heute allein „Orientierungshilfe“, um „Hilfen zur Entscheidungsfindung zu geben“<sup>736</sup>. Die Architekten sind nach wie vor auf ihre Kompetenzen verwiesen.

Bei der sondierenden Frage, ob ein Kirchenbau adäquat seine Nutzung repräsentiere, machte sich die Kritik im 20. Jahrhundert vor allem an der Materialität und der Form fest, und zwar in dieser historischen Folge. Waren es in den zwanziger Jahren noch vorwiegend die industriell gefertigten Baumaterialien Beton, Stahl und Glas, denen eine sakrale Wirkung und damit eine Verwendung für den Kirchenbau abgesprochen wurde, weckten in den fünfziger Jahren eher die Formen der Neubauten und deren Zeichenhaftigkeit Assoziationen an profane Gebäude und Dinge. Abfällige Bezeichnungen wie „Sprungschanze Gottes“, „Seelensilo“, „Meßfabrik“, „Zwölfapostelbahnhof“, „Vater-unser-Garagen“, „Seelenbohrer“, „liturgische Badewanne“, „Kirche vom heiligen Zickzack“<sup>737</sup> oder auch „Nonnenschaukel“, „Seelenrutsche“, „Andachtssilo“ und „Zitronenpresse“<sup>738</sup> bringen dies zum Ausdruck. Dass bei diesen Bauten genau jene Materialien zum Einsatz kamen, die dreißig Jahre zuvor noch selbst im Zentrum der Kritik standen, mag bei der Wirkung der Kirchen eine Bedeutung gehabt haben, allerdings wurde die Materialität nicht mehr herausgestellt und explizit für die Wirkung verantwortlich gemacht. Die Formexperimente wurden begleitet von innovativ technischen Produktionsweisen, bis dann in den sechziger Jahren selbst eine industrielle Serienfertigung von Kirchenbauten üblich wurde. Die Kritik konnte auch diese produktions-technischen Modernisierungsschübe im Kirchenbau nicht verhindern.

### **Repräsentation des Sakralen**

Ein Charakteristikum, das bei Diskussionen um Sakralität stets angeführt wird, ist die Hervorhebung der repräsentativen Aufgabe des Kirchengebäudes als Zeichen für die Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Dieser grundsätzliche Anspruch an Architektur kam auch in den Beiträgen nach 1945 zum Ausdruck. Auch in diesen Beiträgen sollte die dahinterstehende Idee deutlich werden, sollte eine „Würde der Armut“<sup>739</sup> veranschaulicht werden. Die Notkirchen des HEKD äußerten sich für Bartning in einer „Sprache“, in der „Strenge und Einfachheit aus Armut, aus freudiger Armut, ‚sakraler‘ waren als übliche Zutaten“<sup>740</sup>, obschon notgedrungen eher nach der tugendhaften Wendung „aus der Not eine Tugend zu machen“ gelebt wurde und weniger nach dem Ideal einer „freiwilligen Armut“. Desungeachtet entstand eine Architektur der Askese, die die ersten Kirchenbauten nach 1945 auch auf unspektakuläre Weise zum Ausdruck brachten. Unmißverständlich zeugten sie von dieser Haltung und bildeten einen Gegenpart zur überhandnehmenden Bild- und Zeichenproduktion in folgenden Dekaden. Die Verwendung von Materialien aus Trümmerhaufen und die Umbauten von vormals mitunter sogar militärisch genutzten Gebäuden stehen genauso für dieses Ziel wie die schmucklosen Wiederaufbauten. Auch die Größe bemaß sich nicht mehr an städtebaulichen Repräsentationsansprüchen, sondern eher an ortsspezifischen Aspekten sowie innenräumlichen Kriterien. Das Fehlen des Kirchturmes, womit die

Kirchen eine horizontale Form stärkten und „kein senkrecht ragender Turm“ vertikale Zeichen setzte, wurde als „deutliche Gebärde der Bescheidenheit“<sup>741</sup> verstanden.

Die repräsentative Zurückhaltung der entstandenen Kirchen, das Fehlen städtebaulich markanter Merkmale, die Verkleinerung der Kubatur, die Verwendung provisorischer Bauelemente sowie die Umnutzung nicht kirchlicher Bauten wie Baracken oder gar Bunker erzeugte allerdings noch einen ungünstigen Nebeneffekt. Die Kirche näherte sich nämlich notbedingt und dem Leitbild der Reduktion folgend in ihrem Ausdruck jenen Bauten, die als profane Bauten bekannt waren und die ja selbst als provisorische Kirchenräume Verwendung fanden: den allseits bekannten Baracken, Versammlungs- und Lagerhallen, Schulräume, Scheunen, Wohnhäusern und Notunterkünften oder anderen Provisorien. Die Kirchen hatten ihren Status als Bauten mit einer auffällig repräsentativen Wirkung aufgegeben. Mit den überall erfolgten Zerstörungen hatte sie das gleiche Los getroffen wie die profanen Gebäude und gemeinsam mit ihnen waren sie dem Leitbild der Reduktion folgend neu entstanden. Das führte dazu, dass die Ähnlichkeiten zu profanen Bauten so groß waren wie kaum zuvor. Was als integratives Moment einer vorbildlichen Repräsentation von Bescheidenheit verstanden wurde, konnte als wertgeminderte Profanisierung des Kirchenbaus mißverstanden werden.

Die Frage nach der repräsentativen Wirkung dieser Kirchen führt zu ihrem ikonoklastischen Wesenszug. In Anlehnung an die These von Hans Maier, wonach „durch die Geschichte des Christentums auch ein ikonoklastischer Zug geht, eine immer wiederkehrende Bereitschaft zum Bildersturz und Bildersturm“<sup>742</sup>, handelte es sich bei den Kirchen dieser Zeit um Beispiele eines nicht ganz unfreiwilligen Ikonoklasmus, wenn man will, um einen **unfreiwillig befürworteten Ikonoklasmus**. Zu relativieren ist dies insofern, da sich seine Entstehung aus der Not begründete, aber dieser unter dem Leitbild der Reduktion keineswegs beklagt wurde. Dabei handelte es sich im weitesten Sinne um eine Reduktion von Bildern, schmückenden Elementen und Symbolen. Auch auf Bauteile mußte und sollte verzichtet werden, wie gerade der häufige Verzicht auf einen Glockenturm deutlich macht. Wie in den vorangegangenen Bilderstürmen blieb allein das Kreuz „als ikonographisches Minimum christlicher Kunst“<sup>743</sup>. Im Falle der Scheunenkirche von Steffann blieb selbst dieses symbolische Minimum einstweilen unter Lehm verborgen.

Die Schmucklosigkeit, die Verwendung von Trümmermaterial und Umnutzungen für kirchliche Zwecke ließ hingegen keine entsprechende Kritik aufkommen wie bei den Kirchen der zwanziger und dreissiger Jahre, denen noch die profane Wirkung von Werkshallen vorgeworfen wurde. Diesem Vorwurf hätte man sich auch durch ein Bekenntnis zum Pragmatismus entziehen können, was aber nur unterschwellig getan wurde. Denn die Verwendung von Trümmermaterialien im Kirchenbau war nur bedingt ein pragmatischer Wesenszug, genauso wenig wie die notgedrungen umgenutzten Profanbauten sowie die zahlreichen improvisierten Behelfs-

bauten und Provisorien. Denn mit dem Einsatz dieser Mittel verband sich eine Form des Läuterungsprozesses, der weit über eine pragmatische Auslegung hinausging, mit der die praktische Lebensgestaltung allein mit einem sittlichen Handeln gleichgesetzt worden wäre. Das zeigt nicht zuletzt die **ästhetische Wendung**, mit der das Trümmermaterial angenommen wurde. Es wurde nicht als ein ungleichmäßiges und unvollkommenes, ramponiertes und somit geringwertigeres Material angesehen. In den Trümmern gab es „kein 'schlechtes' Material“<sup>744</sup>. Stattdessen wurde es ideell aufgeladen und als ideales, der Katharsis entsprechendes Baumaterial verstanden. Der Makel des Unvollkommenen und Häßlichen wandelte sich durch die Geschichtlichkeit des Materials und den mühevollen Umgang bei der Wiederverwendung in eine ästhetische Entgegnung.

Mit der Wertschätzung der Materialien, die in dem Zustand, wie sie aus den Trümmern herausgeklaut wurden, zum Einsatz kamen und unbeschönigt in ihrer Ruppigkeit und Mangelhaftigkeit gezeigt wurden, wurde die Anfang des Jahrhunderts noch einer engeren Kritik unterliegenden Materialbeschränkungen im Kirchenbau weiter gedehnt und in den fünfziger Jahren der Weg in eine **Phase der Materialexperimente und Materialakzeptanz** geebnet. Der Trümmerstein hatte den Weg für schalungsraue Betonoberflächen bereitet, das sägerauhe Kantholz ging über in das industriell gefertigte Stahlprofil.

Die weit verbreitete Verwendung des Betons ab den fünfziger Jahren kam demnach nicht nur den neuen Leitbildern entgegen, für die er durch seine Formbarkeit ein ideales Baumaterial war, da sowohl dynamische Formen wie auch eine konstruktiv leistungsfähige, leicht wirkende Baustruktur mit ihm hergestellt werden konnten. Die Verbindung des omnipräsenten Betons zu seinem Vorgängermaterial des Trümmersteins wird nicht nur durch die gemeinsame „Erdschwere“ deutlich, sondern auch durch die Oberflächenqualität, die sich in der Verwendung beider Werkstoffe zeigte. Die sichtbaren Schalungsstöße und rauhen, groben Oberflächen, wie der Beton in dieser Zeit meist verarbeitet wurde, verweisen nicht nur auf den Anspruch einer Ehrlichkeit des Bauens, auf eine „Wahrheit“ der Konstruktion und des Materials, sondern sie lassen sich auf die Oberflächenqualität der Trümmerästhetik zurückbeziehen. Demnach wurde versucht, die taktile Qualität der Trümmersteine in die Ausbildung der Oberfläche des Betons zu überführen.

### **Betonung des Taktilen und der Leiblichkeit**

Die ikonoklastischen Züge wie auch die karge Erscheinung des Materials bei den ersten Nachkriegskirchen verweist auf diesen Aspekt des Taktilen. Mit der Bilder- und Zeichenarmut, dem Fehlen von Glockentürmen und städtebaulich dominanten Zeichen traten die unverhüllten Mauern und raumbildenden Elemente in den Vordergrund. Mit einer betonten Symbolik, die würdevoll inszeniert wurde, sollten die wiederverwendeten Baumaterialien, „die Zerstörungen, die uns trafen“<sup>745</sup>, sichtbar gemacht werden. Diese visuell vermittelte Absicht wurde aber besonders durch haptisch wahrnehmbare Qualitäten der Materialien begleitet. In ihrer Unregelmäßigkeit, den genarbten und rauhen Oberflächen, den beschlagenen Kan-

ten und vereinzelt eingesetzten Spolien kam vor allem das Taktile zur Wirkung. Auch die angekokelten Holzbinder der Notkirchen des HEKD zeigen neben dem symbolischen Verweis auf die Versehrbarkeit des Materials, eventuell sogar des Materialistischen überhaupt, eine rauhe, rissige und zugleich fragile Oberflächenqualität. Die Erneuerung der Architektur und damit der Menschen wurde vornehmlich am Material deutlich gemacht, das sich wie Phönix, der einst aus der Asche empor stieg, als Sinnbild der Erneuerung nach der Zerstörung zeigte und vor allem auch „begriffen“ werden konnte. Insofern bezeugen die ersten Nachkriegskirchen ihre Sakralität unter dem Leitbild der Reduktion durch die taktilen Eigenschaften der Oberflächen, bevor die Kirchen in den fünfziger Jahren durch ihre expressiven Formexperimente wieder stärker das visuell Szenografische hervorhoben.

Aus dieser Feststellung läßt sich wiederum eine restaurative Dimension des Leitbildes der Reduktion ableiten. Die visuelle Dominanz, die zufolge Platon dem Menschen zur Erschließung der Welt dient, wurde zugunsten eines niederen Sinnes relativiert. Die philosophische Anthropologie erklärt das Primat des Auges mit der Souveränität, die der Mensch durch die visuelle Wahrnehmung erhält. Die Entfernung zwischen dem Gesehenen und dem eigenen Leib verweist auf die Zeit und den Raum, den man hat, um sich auf die Dinge einzustellen. Die Distanz des Fernsinns Sehens macht auch darauf aufmerksam, dass damit eine Passivität verbunden werden kann, die sich mit einer Annäherung in eine Aktivität wandelt, in der die Dinge zu einer eigenen Sache werden. Demnach war die Akzentuierung des Taktilen also sowohl Ergebnis eines unfreiwillig befürworteten Ikonoklasmus, eine religiös motivierte Kritik am Verhalten der Menschen, wie auch Ergebnis einer zivilisationskritischen Haltung, aus der die Menschen „auf den Grund der Dinge verwiesen“ wurden. Dieses regressive Moment fand seine Entsprechung in der Architektur in einem „zurück zum Taktilen“, einem Bedürfnis nach Nähe zu den Dingen, aus dem man sich gleichsam seines Daseins vergewisserte.

Schwarz hatte auf dieses Charakteristikum der Hand, - dass „sie vermag zu berühren“<sup>746</sup> und „zu fühlen“<sup>747</sup> - bereits im „Bau der Kirche“ hingewiesen und die Verbindung zum Kirchenbau hergestellt. Da die Hand „Antwort auf die Geformtheit der Dinge“ sei, „gleichet sie dem sehenden Auge“, sie seien „Geschwister“, denn „beide gewahren die Oberflächen“<sup>748</sup>. Die Tätigkeit der Hand beschrieb Schwarz damit, dass sie „prüfend“ über die Oberflächen streicht. Dass er damit nicht an das überprüfende Tasten des ungläubigen Thomas, die Entmystifizierungsidee des Tastsinns<sup>749</sup>, sondern an das Kontemplative im Sakralen dachte, machte er gleich im Anschluß deutlich, da er dieses „Streichen“ als „Abformen und Streicheln, eine Art von stillem Gespräch“<sup>750</sup> bezeichnete. Bereits 1922 hatte Guardini die Bedeutung der Hand in seiner Schrift „von heiligen Zeichen“ hervorgehoben und begann mit ihr die Erörterung jener Elemente, „aus denen sich dann die höheren Gebilde der Liturgie aufbauen“<sup>751</sup>. Bei beiden mag dabei Thomas von Aquin eingeflossen sein, für den gleichfalls im Tastsinn „die gan-

ze sinnenhafte Wesenheit enthalten“ war und ohne ihn „kein sinnliches Leben“<sup>752</sup> möglich sei.

Mit den haptischen Wahrnehmungen verband Schwarz die kinetischen und propriozeptorischen Fähigkeiten der Hand. Die Hand erschließt sich „einen Weltteil, der dem Auge verwehrt ist, den Innenraum der Dinge. Durch prüfenden Druck oder Zug erforscht sie die Masse.“<sup>753</sup> Schwarz machte gleichwohl deutlich, dass er weder den Bezug von der „begreifenden Hand“<sup>754</sup> zum Massiven und Schweren, noch ihren Status gegenüber anderen Sinneseindrücken überbewerten wolle. Vielmehr schilderte er die Bedeutung der Hand ganz in dem Sinne, wie ihr Gehalt auch nach 1945 verstanden werden kann: Als relativierende Betrachtung gegenüber einer in der Moderne herrschenden Dominanz des Visuellen, als das Körperteil, mit dem der Mensch in der Lage ist, im Kleinen Raum zu bilden, mit dem er „vermag zu berühren“, zu „beruhigen, lieben und segnen“<sup>755</sup>. Denn im Gegensatz zum Auge „kann die Hand bergen“, aber sie „reicht nicht weit und ihre Höhlung ist klein“, sie ist „auf das Nahe gebaut, das Begrenzte, die Dinge“<sup>756</sup>. Allerdings liefert auch sie in der Ganzheit aller Sinneseindrücke „lediglich einen Beitrag zur Erkenntnis der wirklichen Welt“<sup>757</sup>. Letztlich gehe es darum, den „ganzen Leib“ zu betrachten, „dass die Welt wieder ganz wird und dass uns wieder ganze Werke gelingen“<sup>758</sup>. Einen ganzen Leib, der insofern eine doppelte Bedeutung hatte: In der Vorstellung der Kirche, die sich konkretisiert in der Gemeinde als „Leib Christi“ und der konstitutiven Leiblichkeit des Menschen. Beide Bedeutungen hatten jedoch seit der Renaissance ihren tiefgründigen Sinngehalt verloren. Wie Rudolf zur Lippe darlegte, ging seitdem sowohl das mittelalterliche Verständnis verloren, wonach sich die Gläubigen als „Leib Christi“ wussten, wie sich auch eine Entwicklung vom Leib- zum Körperverständnis vollzog, in der sich die spirituelle Seite des Leibes in Körpererfahrung, Körperbewußtsein oder Körpergedächtnis ausdifferenzierte.<sup>759</sup>

### **Stärkung der Liturgie**

Die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts von Theologen beider Konfessionen betonte Geltung der Liturgie für eine praktizierte Religiosität des modernen Menschen bekam mit den notdürftigen Kirchenräumen einen besonderen Stellenwert. Dabei konnten die an einer Liturgie Teilnehmenden zur religiösen Sinnwahrnehmung keinen Bezug auf konkrete Bilder nehmen, was ein erhöhtes Abstraktionsvermögen forderte, um sich dieser Handlung selbst und deren ästhetischer Bedeutung bewußt zu werden. In diesem Sinne wurde die Liturgie selbst in ihrer ästhetischen Qualität wirksam und eine Konzentration auf die Leiblichkeit und die Gemeinschaft gefördert.

Die Beiträge dieser Zeit stützten in vielerlei Hinsicht die Gedanken der Liturgischen Bewegung. Eine Stärkung erfuhr die Liturgie durch die **Fokussierung auf den Innenraum**. Wie deutlich wurde, war in den ersten Nachkriegsjahren ein zentraler Aspekt bei den Erörterungen des Raumverständnisses das Kennzeichnen eines Ortes, das Einfrieden, Umzäunen und Abschliessen. Dieses Raumverständnis schlug sich bei den Kirchen-

entwürfen dieser Zeit als evidente Abgrenzung von einer äußeren Welt nieder. Im Chaos der Welt war der Kirchenraum der Ort der individuellen Einkehr, die Möglichkeit zur Meditation und Andacht, zur Versenkung und zum Gebet. In keinem Beitrag, auch nicht in den großflächig verglasten Entwürfen von Taut, verwischen sich für den Kirchenbesucher die Grenzen zwischen Innen- und Außenraum. Immer wird ihm vor Augen geführt, dass er sich in einem Innen befindet. Diese Betonung des eingegrenzten Raumes mit dem konvergierenden Anspruch einer unauffällig gewordenen äußeren Gestalt des Kirchenbaus verweisen auf die zentrale Funktion des Kirchenraums, der nach katholischer Auslegung eine „räumliche Umschließung für die gottesdienstliche Feier“<sup>760</sup> sein soll. Der sich abgrenzende Kirchenraum ermöglichte Kontemplation und Feier der Liturgie. Er wurde wieder stärker zum „Ort des Zusammenseins“<sup>761</sup>. In ihm wurde die von Bartning geforderte „Gemeinschaft des Geistes sichtbar“ und es wurde möglich, „auch in den Sinnen wirksam zu machen“<sup>762</sup>. An diesem Punkt machte sich der zentrale Auftrag an die Architekten im Kirchenbau deutlich. Zur Vermittlung des Sinns der Religion bedarf es der Sinnlichkeit. Alles Gebaute und zu Gestaltende, selbst die Bildung von Raum durch die Gemeindeglieder war ihm anheimgestellt und unterlag seiner Kompetenz. Es handelte sich um den permanent von neuem abzuwägenden Zusammenhang zwischen der Liturgischen Handlung und den ästhetischen Qualitäten des Raumes. Ganz im Verständnis von Guardini, wonach sich die Liturgie auf eine Wirklichkeit bezieht, „die immer aufs neue geschieht“<sup>763</sup>, war auch für die Architekten stets aufs Neue diese Relation zwischen Handlungsebene und Raumqualität zu klären.

So wie die erhöhte Aufmerksamkeit auf den Innenraum den liturgischen Bestrebungen entgegen kam, begünstigte auch der **unfreiwillig befürwortete Ikonoklasmus** die Intentionen der Liturgischen Bewegung. Wenn man so will, entsprachen die ikonoklastischen Züge der Nachkriegskirchen den Kirchen der klassischen Moderne, allen voran die Arbeiten von Schwarz für Burg Rothenfels und Aachen, mit geringer Einschränkung auch die Bauten von Böhm, Weber, Bartning und Moser. Das soll heißen, dass Architekten die Liturgische Bewegung selbst als Neigung zur Bilderlosigkeit interpretierten, um die Gestaltwerdung der Liturgie als besondere Qualität hervorzuheben, um die Formen und Strukturen der Liturgischen Feier, die Liturgie als Handeln in Zeit und Raum anschaulich zu machen. Es wurde das forciert, was der Liturgiker Klemens Richter „nach heutigem Verständnis - und das heißt zugleich ursprünglich christlichem Verständnis“ als Bildhaftigkeit der Liturgie beschreibt. Die Gemeinde ist „Subjekt der Handlung“ und „wie die Teilnehmenden im Raum geordnet sind, wie sie Liturgie vollziehen, das alles stellt dar, wie sie sich selbst verstehen“<sup>764</sup>. Die ästhetischen Qualitäten werden nicht nur im architektonischen Objekt wahrgenommen, sondern das Ereignis selbst wird in seiner ästhetischen Qualität erkannt. Wenn demnach der Raum wieder stärker von der Liturgie geprägt wurde, die selbst als Bild verstanden wurde, konnten zusätzliche Bildwerke, wie Gemälde oder Skulpturen auf ihre liturgische Bedeutung kritisch befragt und bewußt auf sie verzichtet werden. Mit dieser

ästhetischen Dimension der Liturgie näherten sich die Architekten formal den Vertretern einer ornamentlosen Moderne, was - wie am Beispiel von St. Fronleichnam dargestellt - mitunter zu Fehldeutungen führte.

Eine Verbindung ließe sich allenfalls darüber herstellen, dass die raumbildenden Elemente in beiden Fällen auf die Handlungsebene verweisen. Die Interpretation wäre dann die, dass die Wände keine Ornamente mehr besitzen, weil die Formation der Menschen, ihr Handeln und ihre Gesten ein Muster in den Raum einschreiben. Doch was bei Taut oder Schütte-Lihotzky auf eine Rationalisierung des Haushaltes und ihrer Geräte hinauslief, um sich von der „Tyrannei des Leblosen“ zu befreien und stattdessen „selber der unanfechtbare Herrscher zu sein“<sup>765</sup>, zielte beim Gedanken des „Circumstantes“ darauf, eine „lebendige Mauer“<sup>766</sup> zu bilden, „den Raum als sichtbaren Leib einer um den Altar versammelten christlichen Gemeinde“<sup>767</sup> zu verstehen.

Da der Besucher im Innenraum der Nachkriegskirchen nur wenige künstlerisch gestaltete Objekte und Bilder wahrnehmen konnte, kam also nicht nur eine stärkere Konzentration auf die architektonischen Qualitäten zum Tragen, sondern auch eine Aufmerksamkeit auf die **Handlungsdimension der Liturgie**. Der begrenzte und geräumte Innenraum bot die Gelegenheit, ihn verstärkt als Handlungsraum zu verstehen. Diese Interpretation entsprach den liturgischen Ansprüchen und war trotzdem, besser gesagt gerade wegen des Mangels an Ausstattungsgegenständen eine Herausforderung an die Architekten. Denn einerseits war es aufgrund mangelnder Ausstattungsgegenstände leicht zu bewerkstelligen, den Raum nicht zu möblieren. Es kam der Liturgie zwar zugute, dass die Architekten ihren Auftrag nicht darin sahen, den Raum mit Mobiliar oder gar einer schmückenden Ausrüstung zu füllen. Der Freiraum begünstigte eine Gewährleistung der Handlungsfähigkeit, die für die liturgischen Vorgänge notwendig ist. Zugleich wurde es aber zum anspruchsvollen und beinahe unbewältigbaren Problem, mit den wenigen materiellen Möglichkeiten, beschränkt auf primäre architektonische Mittel, einen atmosphärisch anspruchsvollen Raum zu realisieren, der die liturgischen Handlungen entsprechend zur Entfaltung kommen ließ.

Für die katholischen Kirchen bedeutete diese Aufgabe die vorkonziliare Raumumsetzung einer „Sicht von der Gemeinde als liturgische Handlungsträgerin“<sup>768</sup>. Diese Innovation konnte sich insbesondere in den zerstörten Kirchen bemerkbar machen, deren Katastrophe der Verwüstung gleichsam die geeignete Gelegenheit gab, die Inhalte der Liturgischen Bewegung bereits vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil umzusetzen. Die ausgebauten oder ausgeräumten Kirchenräume gaben die Chance, den Altar von der Chorwand freizustellen und so zu plazieren, dass aus der Gemeinde eine Gemeinschaft entstehen konnte, - also eine Anordnung, in der der Zelebrant nicht mehr den Rücken zur Gemeinde kehrt („versus altare“), sondern mit der Gemeinde um den Altar steht und das Meßopfer feiert („versus populum“).

Resümiert man die Beiträge und befragt sie nach ihrem Liturgie- und Gemeindeverständnis, so muss man attestieren, dass sie in vielerlei Hin-



sicht den Forderungen der Liturgischen Bewegung entgegenkamen. Nicht eine aus formalen Abwägungen entstandene äußere Gestalt der Kirche bestimmte den Kirchenraum, sondern ein Raum, der sich aus der Bedeutung des Ortes gründete, und mit wenigen Mitteln zu einer besonderen Atmosphäre ausgebildet wurde, um der liturgischen Handlung gerecht zu werden. Der Ort als prätektonisches Phänomen wurde bestimmt durch die Zusammenführung der Gläubigen, dort wurde der Raum „eingefriedet“ und „bezirkt“, um die Gemeinschaft „in den Sinnen wirksam zu machen“. Ist die Alterität ein Merkmal des Sakralen im 20. Jahrhundert, - wie es Josef Pieper oder Thomas Sternberg beschrieben<sup>769</sup> - bezog sie sich auf den Innenraum und weniger auf eine symbolträchtige Inszenierung des Kirchengebäudes. Sie war subtil, weil sie sich materiell nur unwesentlich von den sonstigen Objekten abhob und zugleich lag darin ihre Aussage, denn im Alltäglichen sollte das Besondere erfahren werden. Die von Guardini geäußerte Zeitbezogenheit der Liturgie, die an die Wirklichkeit geknüpft ist, „die immer aufs neue geschieht“<sup>770</sup>, fand ihre Entsprechung im Wunsch nach einer zeitgemäßen Architektur. In einer gleichsam entschleunigten Zeit wurde die Dauer der liturgischen Handlung zum Zeitraum der Raumeignung, wie zugleich der Raum die heilige Handlung erst ermöglichte. Der „Weg zu liturgischem Leben“ konnte für Guardini nicht über eine „bloße Belehrung“ erfolgen, „sondern er geht vor allem durch das Tun“<sup>771</sup>. Dieses Tun war für ihn „etwas Elementares, in dem der ganze Mensch stehen muß“, es war für ihn „Das Knien, Das Stehen, Das Schreiten“<sup>772</sup>. Mithin also Elementargebärden, leibphänomenologische Züge und alltägliche Erfahrungen, mit denen ein sinnstiftender Bezug zur Religion in der Moderne eingebracht wurde. Doch überdies sollte der Liturgie eine besondere Form der Wirklichkeit zukommen, wonach ihre ästhetische Ausdruckskraft eine Wirkung entfaltete, in der Inhalt und Form nicht voneinander getrennt sind. Liturgie war eine eigene - in der historischen Situation insbesondere eine alternative - Wirklichkeitsebene.

An diesem Punkt fügen sich verschiedene der angesprochenen Aspekte zusammen, die in der säkularisierten Moderne verloren gingen, wo hingegen diese nach einer ikonographischen Auslegung spätmittelalterlicher Bilderwelten von Donat de Chapeaurouge im Mittelalter noch zusammen verstanden wurden und noch als Einheit zur Entfaltung kamen.<sup>773</sup> Das von Jaspers eingeforderte Wesensmerkmal der Demut (*humilitas*) wurde im Mittelalter von *humus*, der Erde, dem Erdboden, abgeleitet. Im besonderen Thomas von Aquin verwies auf diesen Zusammenhang.<sup>774</sup> Dahinter stand das Verständnis der Erde, aus dem einst der Mensch hervorging und in die seine leiblichen Reste wieder zurückkehren. Noch heute verstehen wir darunter jene Bodenschicht, in der als organische Bestandteile sowohl das Fruchtbare wie auch das Verwesene enthalten ist. Im Gegensatz zur „*Terra Mater*“, zur gottgleichen Verehrung der Erde in der Antike, wurde die Erde im Christentum aber ihrer Macht enthoben und in den von Gott erschaffenen Kosmos eingefügt. Mit anderen Worten, der Christ, der die Erde kniend oder bäuchlings berührt, bringt mit seiner Erdbundenheit, seiner ruhenden und ortsgebundenen Haltung, seine

Demut gegenüber Gott zum Ausdruck. Daher wurden gerade auch die asketisch lebenden Ordensgründer des Mittelalters in vergangenen Darstellungen auf der Erde sitzend oder kniend gezeigt. Und im 14. Jahrhundert schlug Ludolf von Sachsen schon die Brücke von der Erdgebundenheit zum scheinbar Banalen, zu „Stall, Krippe, Heu und den übrigen wertlosen Dingen“, die nicht verschmäht werden sollten, da mit ihnen „ein Beispiel vollkommener Demut“<sup>775</sup> gegeben werden könne.

### **Sehnsucht nach Gemeinschaft**

Im sozialen Verhalten mündete das im Leitbild der Reduktion auftretende Prinzip der Nähe in eine „Bejahung und Betonung der sozialen Bindungen des privaten Bereichs“<sup>776</sup>. Durch die nationale Deklassierung als „Verlierer“, die gesellschaftliche Diskriminierung als Flüchtling, erniedrigt zum Schulkind eines alliierten Umerziehungsprogramms („reeducation“), zudem noch arbeits- und mittellos hatten die Deutschen ihre gesellschaftlichen und sozialen Grundlagen verloren. Der „Rückgriff auf das Private als Lebenshalt“<sup>777</sup> führte dazu, dass man sich in Familien und familienähnliche Verbände zurückzog. Sie bildeten eine soziale Zelle, um die unwirtschaftlichen Umstände hinnehmen und überstehen zu können. Die Angehörigen und Mitbetroffenen boten Orientierung und Sicherheit, in der nach Thielicke die „Sehnsucht nach der Solidarität“<sup>778</sup> zufriedengestellt wurde. Allerdings wies Schelsky darauf hin, dass dies bei den Jugendlichen mit einer „Organisationsmüdigkeit und -abneigung“<sup>779</sup> einherging. Die Kirche hatte daher eine ambivalente Stellung in der Gesellschaft inne. Einerseits bot sie Wertvermittlung, unterstützt durch eine lebensnah praktizierte, vornehmlich materielle Unterstützung ihrer Hilfseinrichtungen sowie das Gefühl der Gemeinschaft in der Gemeinde. Gleichzeitig gab die Institution „Kirche“ aber auch Grund zur Ablehnung, da man sich „den großen Organisationen und ihren Programmen und Dogmen in gläubiger Identifikation und Organisationsbegeisterung“<sup>780</sup> nicht mehr hingeben wollte. Ist der letzte Punkt ein Grund, weshalb es die Kirchen schwer hatten, den Säkularisierungsprozess in der Nachkriegsgesellschaft zu wenden, so liegt in der ersten Deutung die Erklärung, weshalb nach dem Krieg das Gemeindegefühl betont und theologisch durch die Liturgie gefestigt wurde.

Das bildete den historischen Kontext, aus dem die Liturgische Bewegung nachhaltig ihre Gedanken als wesentliches Kriterium für den Kirchenbau in Deutschland einbringen konnte. Im Leitbild der Reduktion verband sich mit der Betonung auf die Liturgie das Bild eines Ursprungsgedankens der Gemeinde in der gemeinsam vollzogenen christlichen Feier. Durch die liturgische Handlung sollte sich die Gemeinde die Grundlage christlichen Glaubens vergegenwärtigen und durch die ästhetischen Erfahrungen auch eine religiöse Erfahrung in der Moderne ermöglichen. In dieser Absicht wird das regressive Moment der Liturgischen Bewegung deutlich, in der nach Schwarz versucht wurde, „die Messe in ihrer ursprünglichen Einfachheit, wie sie der evangelische Bericht schildert, zu feiern“<sup>781</sup>. Die Not war daher ein sinnstiftender Umstand, um „wieder eine wirkliche Gemeinde“ zu sein, „die sich zu einem gemeinsamen heiligen Mahl vereinigte“. Anstatt Vorschriften zu folgen, konnte „man wieder Gemeinde in aller Einfachheit sein“<sup>782</sup>.

- <sup>1</sup> vgl. Meyer: Von der Kunst, sparsam zu bauen, in: *archithese*, Heft 4, 1998, S.4-9
- <sup>2</sup> Gablers Wirtschafts-Lexikon, Bd. 6, Wiesbaden <sup>12</sup>1988, S.2734
- <sup>3</sup> Wilhelm Brix: Baukostenindex September 1948; in: *Die Neue Stadt*, Heft 10, 1948, S.425f
- <sup>4</sup> Willy Weyres: Die Wiederherstellung der Kirchen im Bistum Köln, in: Neuß (Hg.): *Rheinische Kirchen im Wiederaufbau*, Mönchengladbach 1951, S.20
- <sup>5</sup> Kleinlogel: Fertigungskonstruktionen im Beton- und Stahlbetonbau, Berlin <sup>2</sup>1947 (1928), S.93
- <sup>6</sup> Walter Brodbeck: Bauholznot; in: *Die Neue Stadt*, Heft 4, 1948, S.172f
- <sup>7</sup> Erich Maier-Stehle: Brief an das HEKD in Stuttgart vom 14.12.1948, AELKS, Akte 436-XVII
- <sup>8</sup> zit.n.: o.A.: *Kirchlicher Wiederaufbau*; in: MHEKD, Nr.34 (Januar), 1950, S.11
- <sup>9</sup> ebenda, S.11
- <sup>10</sup> Kanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland (Berliner Stelle): Rundschreiben an die Kirchenleitungen der Landes- und Provinzialkirchen in den westlichen Besatzungszonen vom 15.11.1948, AELKS, Akte 436-XVII
- <sup>11</sup> ebenda
- <sup>12</sup> Hermann Hampe in seinem Vortrag auf der 3. Evang. Kirchenbautagung 1948 in Berlin; zit.n. Kühne: *Die Gestaltung des Wortes*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.493
- <sup>13</sup> Rudolf Schwarz: Brief an Gerhard Langmaack vom 14.3.1961, NRS, Briefwechsel
- <sup>14</sup> ebenda
- <sup>15</sup> Rudolf Pfister: *Kirchenbau - heute?*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.458
- <sup>16</sup> zit.n. Hülsmann (Hg.): *Emil Steffann*, Bielefeld 1981, S.38
- <sup>17</sup> Holzmeister: *Kirchenbau ewig neu*, Innsbruck 1951
- <sup>18</sup> ebenda, S.8
- <sup>19</sup> vgl. Spitzbart-Maier: *Die Kirchenbauten Martin Elsaessers und ihre Voraussetzungen in der protestantischen Kirchenbautheorie und Liturgiediskussion*, Diss. Universität Stuttgart 1989
- <sup>20</sup> Hermann Mäckler: *Gedanken zum modernen Kirchenbau*; in: Beck (Hg.): *Sakralbauten in Frankfurt am Main*, Frankfurt 1956, S.71
- <sup>21</sup> o.A.: *Evangelische Kirche für Neuhaslau*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.484
- <sup>22</sup> Schultheis (Hg.): *Kirchen in Norddeutschland*, Hamburg 1953, S.29
- <sup>23</sup> ebenda, S.37
- <sup>24</sup> o.A.: *Von der Wiederherstellung denkmalswerter Kirchen in Mitteldeutschland*; in: *Kunst und Kirche*, Heft 4, 1957, S.158
- <sup>25</sup> Max Unglehart: Über den Bau kleinerer evangelischer Kirchen; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.474
- <sup>26</sup> ebenda, S.473
- <sup>27</sup> Otto Bartning: *Nachruf auf Max Unglehart*; in: *Der Architekt*, Heft 10, 1953, S.233
- <sup>28</sup> ebenda, S.233
- <sup>29</sup> o.A.: *Katholische Notkirche St. Josef in München*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.466
- <sup>30</sup> o.A.: *Katholische Notkirche Herz Jesu in München*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.469; s.a. Lieb; Sauermost (Hg.): *Münchens Kirchen*, München 1973, S.299
- <sup>31</sup> Dr.Zoller: Brief an den Ev. Oberkirchenrat vom 16.9.1945, AELKS, Akte 436-XIV
- <sup>32</sup> Evangelischer Oberkirchenrat: *Erlaß an alle Ev. Dekanatämter (Aktenzeichen Nr.A 5568)* vom 27.9.1945, AELKS, Akte 436-XIV
- <sup>33</sup> Langmaack: *Kirchenbau heute*, Hamburg 1949, S.64
- <sup>34</sup> Hans Josef Zechlin: *Die Kirche und die Baukunst*; in: *Neue Bauwelt*, Heft 28, 1948, S.438
- <sup>35</sup> s. Kunze (Hg.): *Evangelischer Kirchenbau vor neuen Aufgaben*, Göttingen 1947, S.5
- <sup>36</sup> vgl. Ev-luth. *Landeskirche Hannover: Rundschreiben an sämtliche Superintendenten vom 9.1.1946*, AELKS, Akte 436-XVII
- <sup>37</sup> o.A.: „*Dachziegelkreuzzug*“ ermöglicht Kirchenaufbau; in: MHEKD, Nr.20 (November), 1948, S.385
- <sup>38</sup> Dohmann; Jansen; Müller (Hg.): *Der Wiederaufbau der Kirchen i. d. Deutschen Demokr. Republik*, Berlin 1964, S.70
- <sup>39</sup> ebenda, S.70
- <sup>40</sup> zit.n.: Hans Christian Knuth: *Kirche und Kirchbau seit 1945 in Hamburg*, in: Soeffner (Hg.): *Dächer der Hoffnung*, Hamburg 1995, S.34
- <sup>41</sup> Hans Josef Zechlin: *Die Kirche und die Baukunst*; in: *Neue Bauwelt*, Heft 28, 1948, S.438
- <sup>42</sup> Girkon: *Der Architekt Peter Grund*, Darmstadt 1952, S.78
- <sup>43</sup> Günther Kühne: *Die Gestaltung des Wortes. Zur 3. Evangelischen Kirchenbautagung*; in: *Baumeister*, Heft 12, 1948, S.492
- <sup>44</sup> Hans Josef Zechlin: *Die Kirche und die Baukunst*; in: *Neue Bauwelt*, Heft 28, 1948, S.438
- <sup>45</sup> Hubert Näbli: *Von der christlichen Baugesinnung*; in: *Das Münster*, Heft 1/2, 1947, S.29-34
- <sup>46</sup> ebenda, S.29
- <sup>47</sup> Xaver Bliemsrieder: *Unsere Bauaufgabe*; in: *Das Münster*, 1.Jg., Heft 1/2, 1947, S.34
- <sup>48</sup> ebenda, S.35
- <sup>49</sup> ebenda, S.35
- <sup>50</sup> ebenda, S.35
- <sup>51</sup> Hugo Schnell: *Zur Konstitution des II. Vatikan. Konzils über Liturgie und Kunst*; in: *Das Münster*, Heft 1/2, 1964, S.62
- <sup>52</sup> Hugo Schnell: *Richtlinien zur wahren Erneuerung der christlichen Kunst*; in: *Das Münster*, Heft 3/4 (Sept./Okt.), 1948, S.102
- <sup>53</sup> Klemens Tilmann: *Aus Gesprächen über den Kirchenbau der Gegenwart*; in: *Das Münster*, Heft 5/6, 1947, S.163
- <sup>54</sup> ebenda, S.163
- <sup>55</sup> ebenda, S.163
- <sup>56</sup> Durth: *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen*, Braunschweig 1986
- <sup>57</sup> Cohen, Jean Louis; Hartmut Frank (Hg.): *Deutsch-französische Beziehungen 1940-1950 und ihre Auswirkungen auf Architektur und Stadtgestalt, unveröffentlichter Forschungsbericht*, Hamburg/Paris 1986-1989
- <sup>58</sup> vgl.a. Wolfgang Pehnt: „*Die Baukunst, ein Wissen des Herzens*“; in: *Fakultät für Arch. und Stadtpl. der Uni. Stgt. (Hg.): Der Wille zur Gestalt*, Stuttgart 1999, S.54-63
- <sup>59</sup> 1. Petr. 2,4
- <sup>60</sup> Emil Steffann: *Ein Beispiel religiöser Festgestaltung, undatiertes Manuskript aus dem Nachlaß Steffann*, zit.n.: Lienhardt (Hg.): *Emil Steffann*, Regensburg 1999, S.13
- <sup>61</sup> ebenda, S.14
- <sup>62</sup> Frühe Beiträge über die Arbeit von Steffann erschienen in: *Die Form*, Heft 2/3, 1934; *Gottesdienst*, Heft 37, 1936, u.a.; s. *Literaturverzeichnisse* in: Hülsmann, Gisberth (Hg.): *Emil Steffann*, Bielefeld 1981; Grexa, Susanne: *Der Architekt Emil Steffann 1899-1968*, Marburg 1999 sowie Lienhardt, Conrad (Hg.): *Emil Steffann (1899-1968). Werk Theorie Wirkung*, Regensburg 1999
- <sup>63</sup> Rudolf Schwarz: *Liturgie und Kirchenbau, Denkschrift zum WB St. Anna in Berlin-Lichterfelde (mit Emil Steffann)*, 1936, Manuskript, NRS, unveröffentliche Schriften
- <sup>64</sup> Grexa: *Der Architekt Emil Steffann 1899-1968*, Marburg 1999, zugl. Diss., Uni. Marburg 1997
- <sup>65</sup> Romano Guardini, Kanzlei Burg Rothenfels: Brief an Rudolf Schwarz vom 25.7.1927, NRS, Briefwechsel
- <sup>66</sup> Emil Steffann: *Erläuterungen auf einem Skizzenblatt, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt Nr.11b*
- <sup>67</sup> ebenda
- <sup>68</sup> franz. Schreibweise: Boust, dt. Schreibweise: Bust
- <sup>69</sup> Emil Steffann: *Baufibel für Lothringen*, 1943, Manuskript, DAM, Nachlaß Steffann
- <sup>70</sup> ebenda; die Einleitung zur *Baufibel* ist abgedruckt in: Hülsmann (Hg.): *Emil Steffann*, Bielefeld 1981, S.74
- <sup>71</sup> ebenda, S.74
- <sup>72</sup> Rudolf Schwarz: *Gutachten über Emil Steffann an die Gemeinschaft Lübecker Maler und Bildhauer e.V. vom 1.6.1946*, NRS, Briefwechsel, (Emil Steffann sollte zum Stadtbaumeister in Lübeck berufen werden)
- <sup>73</sup> ebenda
- <sup>74</sup> „P.“ (vermutlich Rudolf Pfister): *Wiederaufbau aus Trümmern*; in: *Baumeister*, Heft 8, 1950, S.489
- <sup>75</sup> ebenda, S.489
- <sup>76</sup> ebenda, S.489
- <sup>77</sup> Régamey: *Kirche und Kunst im XX. Jahrhundert*, Graz 1954, S.236

- <sup>78</sup> Henze; Filthaut: Kirchliche Kunst der Gegenwart, Recklinghausen 1954, S.33
- <sup>79</sup> Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München 1973, S.95
- <sup>80</sup> Gisberth Hülsmann; Jean Kail: Die „Notscheune“ von Emil Steffann; in: Kunst und Kirche, Heft 3, 1987, S.194
- <sup>81</sup> Gisberth Hülsmann: Die Notscheune im lothringischen Boust; in: Lienhardt (Hg.): Emil Steffann, Regensburg 1999, S.41ff
- <sup>82</sup> ebenda, S.42
- <sup>83</sup> zit.n. Grexa: Der Architekt Emil Steffann 1899-1968, Marburg 1999, S.34
- <sup>84</sup> Emil Steffann: Notkirchen; in: Das Münster, Heft 3/4, 1951, o.P.
- <sup>85</sup> ebenda, o.P.
- <sup>86</sup> ebenda, o.P.
- <sup>87</sup> Emil Steffann: Ein Kapellenbau in der Diaspora; in: Schwarz (Hg.): Betendes Werk, Würzburg 1938, S.108
- <sup>88</sup> ebenda, S.108
- <sup>89</sup> Äußerung von Steffann 1957, zit.n.: Hülsmann (Hg.): Emil Steffann, Bielefeld 1981, S.81
- <sup>90</sup> Emil Steffann: Notkirchen; in: Das Münster, Heft 3/4, 1951, o.P.
- <sup>91</sup> Abschrift des Preisgericht-Protokolls vom 27.9.1951, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt-Nr.41
- <sup>92</sup> Emil Steffann: WB Ulrichgasse, Baubeschreibung, 15.6.1951, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt-Nr.41
- <sup>93</sup> Emil Steffann: WB Ulrichgasse, Plan Nr.9, 15.6.1951, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt-Nr.41
- <sup>94</sup> Abschrift des Preisgericht-Protokolls vom 27.9.1951, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt-Nr.41
- <sup>95</sup> Steffann: Können wir noch Kirchen bauen?, Vortrag am 8.11.1950 in Beuron; in: Endrich (Hg.): Heilige Kunst, Stuttgart 1951, S.16f
- <sup>96</sup> ebenda, S.17
- <sup>97</sup> Dirks: Die Antwort der Mönche, Frankfurt am Main, <sup>2</sup>1953 (1952), S.228
- <sup>98</sup> ebenda, S.228
- <sup>99</sup> Emil Steffann: Können wir noch Kirchen bauen?; in: Baumeister, Heft 1, 1952, S.50
- <sup>100</sup> ebenda, S.50
- <sup>101</sup> Emil Steffann: Wiederaufbau der zerstörten Franziskanerkirche (Baubeschreibung), Manuskript, DAM, Nachlaß Steffann, Projekt Nr.41
- <sup>102</sup> ebenda
- <sup>103</sup> Emil Steffann: Können wir noch Kirchen bauen?; in: Baumeister, Heft 1, 1952, S.50
- <sup>104</sup> Mies van der Rohe über Rudolf Schwarz, in: Neumeyer: Das kunstlose Wort, Berlin 1986, S.398
- <sup>105</sup> s. Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne, Ostfildern-Ruit 1997
- <sup>106</sup> Rudolf Schwarz vor Studenten, 1958, zit.n. Rudolf Steinbach: Zur Person Rudolf Schwarz; in: Sundermann (Hg.): Rudolf Schwarz, Düsseldorf/Bonn 1981, S.120
- <sup>107</sup> Rudolf Schwarz: Der Architekt; in: Sundermann (Hg.): Rudolf Schwarz, Düsseldorf/Bonn 1981, S.122
- <sup>108</sup> Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne, Ostfildern-Ruit 1997; Hasler: Architektur als Ausdruck - Rudolf Schwarz, Zürich/Berlin 2000; Stegers: Räume der Wandlung. Studien zum Werk von Rudolf Schwarz, Braunschweig 2000
- <sup>109</sup> o.A.: Nachrichten und Anregungen; in: Das Münster, Heft 11/12 (Mai/Juni), 1948, S.356
- <sup>110</sup> vgl. Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.100
- <sup>111</sup> Rudolf Schwarz: Stadtlandschaft Diedenhofen, 1944, Manuskript, NRS, unveröffentlichte Schriften
- <sup>112</sup> ebenda, S.10
- <sup>113</sup> ebenda, S.10
- <sup>114</sup> Martin Heidegger: Bauen Wohnen Denken; in: Sabais (Hg.): Die Herausforderung, München 1963, S.73
- <sup>115</sup> Rudolf Schwarz: Stadtlandschaft Diedenhofen, 1944, Manuskript, NRS, unveröffentlichte Schriften, S.10
- <sup>116</sup> ebenda, S.10
- <sup>117</sup> ebenda, S.10
- <sup>118</sup> ebenda, S.11
- <sup>119</sup> ebenda, S.10
- <sup>120</sup> ebenda, S.11
- <sup>121</sup> ebenda, S.11
- <sup>122</sup> Rudolf Schwarz: Brief an Carl Georg Heise (Direktor der Hamb. Kunsthalle) vom 26.2.1946, NRS, Briefwechsel
- <sup>123</sup> ebenda
- <sup>124</sup> Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.17
- <sup>125</sup> Schmitt: Der Neuaufbau der Stadt Köln, Köln 1946, S.53f
- <sup>126</sup> Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.12
- <sup>127</sup> ebenda, S.13
- <sup>128</sup> ebenda, S.63
- <sup>129</sup> ebenda, S.63
- <sup>130</sup> Lambert Schneider: Brief an Rudolf Schwarz vom 1.6.1950, NRS, Briefwechsel
- <sup>131</sup> P. Hermann Keller: Gestaltung und Schöpfung. Zu Rudolf Schwarz' Buch "Von der Bebauung der Erde"; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1952, S.44
- <sup>132</sup> ebenda, S.46
- <sup>133</sup> ebenda, S.48
- <sup>134</sup> Rudolf Schwarz: Brief an Hermann Blomeier (Redaktion „Bauen und Wohnen“) vom 23.12.1949, NRS, Schriftwechsel
- <sup>135</sup> ebenda
- <sup>136</sup> Otto Bartning: Brief an Rudolf Schwarz vom 9.9.1947, NRS, Schriftwechsel
- <sup>137</sup> Bundesminister (Hg.): Dokumente Deutscher Kriegsschäden, Bonn 1958, S.167
- <sup>138</sup> ebenda, S.51
- <sup>139</sup> Rudolf Schwarz: Brief an Romano Guardini vom 17.1.1947, NRS, Schriftwechsel
- <sup>140</sup> Rudolf Schwarz: Was eigentlich ist der Gegenstand des Städtebaus?; in: Baukunst und Werkform, Heft 2, 1948, S.56-61
- <sup>141</sup> ebenda, S.56
- <sup>142</sup> Rudolf Schwarz: Der Mensch und die Großstadt, Manuskript 1955, NRS, unveröffentlichte Schriften
- <sup>143</sup> ebenda
- <sup>144</sup> Rudolf Schwarz: Was eigentlich ist der Gegenstand des Städtebaus?; in: Baukunst und Werkform, Heft 2, 1948, S.56
- <sup>145</sup> ebenda, S.58
- <sup>146</sup> ebenda, S.58
- <sup>147</sup> Rudolf Schwarz: Der Mensch und die Großstadt, Manuskript 1955, NRS, unveröffentlichte Schriften
- <sup>148</sup> ebenda
- <sup>149</sup> Rudolf Schwarz: Was eigentlich ist der Gegenstand des Städtebaus?; in: Baukunst und Werkform, Heft 2, 1948, S.56
- <sup>150</sup> ebenda, S.58
- <sup>151</sup> ebenda, S.58
- <sup>152</sup> zit.n. Ludmann; Jatho: Rudolf Schwarz - sein Konzept für das neue Köln; in: Architekten- und Ingenieurverein Köln (Hg.): Köln - seine Bauten 1928-1988, Köln 1991, S.96
- <sup>153</sup> Rudolf Schwarz: Das dritte Köln, Manuskript, 5 Seiten, 1949, S.5, NRS, unveröffentlichte Schriften
- <sup>154</sup> Ludmann; Jatho: Rudolf Schwarz - sein Konzept für das neue Köln; in: Architekten- und Ingenieurverein Köln (Hg.): Köln - seine Bauten 1928-1988, Köln 1991, S.115
- <sup>155</sup> ebenda, S.107
- <sup>156</sup> Rudolf Schwarz: Nachdenkliches und Vordenkliches zur Kölner Stadtplanung, Manuskript, 8 Seiten Köln (1952)/1953, NRS, unveröffentlichte Schriften
- <sup>157</sup> ebenda
- <sup>158</sup> ebenda
- <sup>159</sup> Martin Heidegger: Bauen Wohnen Denken; in: Sabais (Hg.): Die Herausforderung, München 1963, S.81
- <sup>160</sup> ebenda, S.81

- 161 ebenda, S.71  
 162 ebenda, S.80  
 163 ebenda, S.80  
 164 ebenda, S.77  
 165 Rudolf Schwarz: Das Anliegen der Baukunst; in: Sabais (Hg.): Die Herausforderung, München 1963, S.61-70  
 166 ebenda, S.66  
 167 Rudolf Schwarz: „Bilde Künstler, rede nicht“; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1953, S.9ff; sowie  
 in: Conrads u.a. (Hg.): Die Bauhaus-Debatte 1953. Dokumente einer verdrängten Kontroverse,  
 Braunschweig/Wiesbaden 1994, S.44  
 168 Rudolf Schwarz: Brief an Leitl vom 3.3.1953,  
 in: Conrads u.a. (Hg.): Die Bauhaus-Debatte 1953, Braunschweig/Wiesbaden 1994, S.48  
 169 Walter Gropius: Brief an Paul Klopfer vom 14.3.1953; in: ebenda, S.53  
 170 ebenda, S.53 (Botokode: Mensch mit schlechtem Benehmen)  
 171 Rudolf Schwarz: Brief an Romano Guardini vom 13.4.1951, NRS, Briefwechsel  
 172 ebenda  
 173 Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949  
 174 Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.62f  
 175 ebenda, S.63  
 176 ebenda, S.59  
 177 Rudolf Schwarz: Bericht über eine städtebauliche Studienreise durch England;  
 in: Die Neue Stadt, Heft Oktober, 1949, S.286-297  
 178 ebenda, S.295  
 179 ebenda, S.295  
 180 Rudolf Schwarz: Bericht über eine Studienreise nach Frankreich; in: Die Neue Stadt, Heft November, 1949, S.359f  
 181 ebenda, S.359  
 182 ebenda, S.359  
 183 Achleitner: Dreißig Jahre Zukunft. Bemerkungen zur Architektur der Bundesrepublik,  
 Vortrag im Okt.1979; in: Achleitner: Aufforderung zum Vertrauen, Salzburg 1987, S.157ff  
 184 Walter Dirks: Brief an Rudolf Schwarz vom 3.4.1947, NRS, Schriftwechsel  
 185 ebenda  
 186 Rudolf Schwarz: Brief an Walter Dirks vom 21.4.1947, NRS, Schriftwechsel  
 187 ebenda  
 188 ebenda  
 189 ebenda  
 190 ebenda  
 191 Rudolf Schwarz: Neues Bauen?, in: Wegweisung der Technik und andere Schriften zum Neuen Bauen 1926-1961;  
 hrsg. von Maria Schwarz und Ulrich Conrads, Braunschweig/Wiesbaden 1979, S.127  
 192 Rudolf Schwarz: Brief an Walter Dirks vom 21.4.1947, NRS, Schriftwechsel  
 193 Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.143  
 194 ebenda, S.143  
 195 ebenda, S.143  
 196 ebenda, S.143  
 197 ebenda, S.143  
 198 Schwarz: Kirchenbau, Heidelberg 1960, S.252  
 199 ebenda, S.252  
 200 Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.14  
 201 ebenda, S.14  
 202 zit.n.: ebenda, S.12  
 203 Romano Guardini: Zum Geleit; in: Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.143  
 204 ebenda  
 205 Achleitner: Aufforderung zum Vertrauen, Salzburg 1987, S.166  
 206 ebenda, S.164  
 207 Rudolf Schwarz: Brief an Pfarrer Neuroth, Kirche Johanniberg vom 9.2.1944, NRS, Briefwechsel  
 208 ebenda  
 209 ebenda  
 210 ebenda  
 211 ebenda  
 212 ebenda  
 213 ebenda  
 214 ebenda  
 215 Rudolf Schwarz: Brief an Dechant Heid vom 16.4.46: „Das ist nicht so einfach, wenn man alles verloren hat und die  
 hungrigen Kollegen inzwischen sich mit meinen Aufträgen gesättigt haben.“, NRS, Briefwechsel  
 216 Rudolf Schwarz: Brief an Robert Grosche vom 2.4.1946, NRS, Schriftwechsel  
 217 ebenda  
 218 ebenda  
 219 ebenda  
 220 s. NRS, Schriftwechsel mit Guardini, um 1947  
 221 Rudolf Schwarz: Brief an Alfons Leitl vom 26.10.46, NRS, Schriftwechsel  
 222 Rudolf Schwarz: Brief an Steffann vom 29.1.1947, DAM, Nachlaß Steffann, Schriftwechsel Steffann-Schwarz  
 223 Rudolf Schwarz: Brief an Mies van der Rohe vom 21.5.1947, NRS, Schriftwechsel  
 224 Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.260  
 225 Gesellschaft für christliche Kultur (Hg): Kirchen in Trümmern, Köln 1949, S.4 (Vorwort)  
 226 Schwarz: Wegweisung der Technik und andere Schriften zum Neuen Bauen 1926-1961;  
 hrsg. von Maria Schwarz und Ulrich Conrads, Braunschweig/Wiesbaden 1979, S.36f  
 227 ebenda, S.39  
 228 ebenda, S.36  
 229 Kraus: Die Originalität der Avantgarde und andere Mythen der Moderne, Dresden 2000, S.174  
 230 Schwarz: Wegweisung der Technik und andere Schriften zum Neuen Bauen 1926-1961;  
 hrsg. von Maria Schwarz und Ulrich Conrads, Braunschweig/Wiesbaden 1979, S.45  
 231 ebenda, S.45  
 232 ebenda, S.45  
 233 Rudolf Schwarz: Brief an Heid vom 22.5.1946, NRS, Briefwechsel  
 234 Pfarrer Bütfening: Brief an Schwarz vom 16.11.1949, NRS, Briefwechsel  
 235 Rudolf Schwarz: Brief an Pfarrer Bütfening vom 5.12.1949, NRS, Briefwechsel  
 236 Rudolf Schwarz: Brief an Emil Steffann vom 29.1.1947, DAM, Nachlaß Steffann, Schriftwechsel Steffann-Schwarz  
 237 Rudolf Schwarz: Erläuterungsbericht zu dem Entwurf eines Kirchenneubaus für die Ortschaften  
 Herkersdorf-Offhausen, Manuskript, 2 Seiten, 11.10.1948, NRS, Erläuterungsberichte  
 238 ebenda  
 239 ebenda  
 240 ebenda  
 241 ebenda  
 242 ebenda  
 243 ebenda  
 244 Rudolf Schwarz: Das dritte Köln, Manuskript, 5 Seiten, 1949, NRS, unveröffentlichte Schriften

- 245 ebenda
- 246 Gesellschaft für christliche Kultur (Hg.): Kirchen in Trümmern, Köln 1948, S.130
- 247 ebenda, S.84
- 248 Gesellschaft für christliche Kultur (Hg): Kirchen in Trümmern, Köln 1948
- 249 Rudolf Schwarz: Erläuterungsbericht, Vorschläge für den Wiederaufbau der Kirche St. Maria im Kapitol in Köln, Manuskript, NRS, Erläuterungsberichte
- 250 Paul Clemen: Rheinische Baudenkmäler und ihr Schicksal. Ein Aufruf an die Rheinländer, 1946, in: Clemen: Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf 1948, S.169
- 251 ebenda, S.174
- 252 ebenda, S.174
- 253 Rudolf Schwarz: Erläuterungsbericht, Vorschläge für den Wiederaufbau der Kirche St. Maria im Kapitol in Köln, Manuskript, NRS, Erläuterungsberichte
- 254 ebenda
- 255 zit.n.: Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.264
- 256 Die Bezeichnungen wurden von Hugo Schnell übernommen (Hugo Schnell: Christliche Kunst der Gegenwart; in: Das Münster, Heft 7/8, 1949, S.197); Pehnt; Strohl nennen die Bereiche „Hauptkirchenraum“ und „Kapelle“ (Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.264)
- 257 Hugo Schnell: Christliche Kunst der Gegenwart; in: Das Münster, Heft 7/8, 1949, S.197
- 258 ebenda, S.201
- 259 Rudolf Schwarz: Die neue Kirche der heiligen Anna (Erläuterungsbericht zu St. Anna in Düren); Manuskript, NRS, Erläuterungsberichte
- 260 ebenda
- 261 ebenda
- 262 ebenda
- 263 ebenda
- 264 ebenda
- 265 ebenda
- 266 ebenda
- 267 ebenda
- 268 ebenda
- 269 ebenda
- 270 ebenda
- 271 ebenda
- 272 ebenda
- 273 ebenda
- 274 ebenda
- 275 ebenda
- 276 ebenda
- 277 Hasler: Architektur als Ausdruck - Rudolf Schwarz, Zürich/Berlin 2000, S.239f
- 278 Rudolf Schwarz: Die neue Kirche der heiligen Anna (Erläuterungsbericht zu St. Anna in Düren); Manuskript, NRS, Erläuterungsberichte
- 279 ebenda
- 280 ebenda
- 281 ebenda
- 282 Rudolf Schwarz: Postkarte an Emil Steffann vom 20.5.38, DAM, Nachlaß Steffann, Briefwechsel Schwarz-Steffann
- 283 ebenda
- 284 Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.183  
(als Vorabdruck erschien das Kapitel „Das Heim“ gekürzt in: Bauen und Wohnen, Heft 5, 1948, S.121-124)
- 285 ebenda, S.183
- 286 Rudolf Schwarz: Bildung des fachlichen Nachwuchses an einer Akademie für den Neubau Deutschlands, Manuskript, 8 S., o.D. (um 1948), NRS, unveröffentlichte Schriften
- 287 ebenda
- 288 ebenda
- 289 Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.183
- 290 Rudolf Schwarz: Das Unplanbare; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S. 80-90;  
zugl. ein Kapitel in: Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, S.225-244
- 291 ebenda, S.88
- 292 ebenda, S.88
- 293 ebenda, S.88
- 294 Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.32
- 295 Rudolf Schwarz: Was eigentlich ist der Gegenstand des Städtebaus?, in: Baukunst und Werkform, Heft 2, 1948, S.56
- 296 Rudolf Schwarz: Das Unplanbare; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.88
- 297 ebenda, S.86
- 298 ebenda, S.84
- 299 Manfred Sundermann: Rudolf Schwarz - Denker und Baumeister;  
in: Sundermann; u.a. (Hg.): Rudolf Schwarz, Düsseldorf/Bonn, 1981, S.8-14
- 300 O.M. Ungers: Über das Denken und Entwerfen in Bildern und Vorstellungen; in: ebenda, S.23-25
- 301 Rudolf Schwarz: Brief an Hermann Blomeier (Red. „Bauen und Wohnen“) vom 28.1.1950, NRS, Briefwechsel
- 302 Rudolf Schwarz: Brief an Gerhard Langmaack vom 14.3.1961, NRS, Briefwechsel
- 303 Achleitner: Aufforderung zum Vertrauen, Salzburg 1987, S.166
- 304 Otto Bartning im Gespräch mit Stephan Hirzel; in: Kunst und Kirche, Heft 1, 1958, S.25
- 305 ebenda, S.25
- 306 Christian Berg: Gliederung des Hilfswerks; in: MHEKD, Nr.1 (April), 1947, S.14
- 307 ebenda, S.14
- 308 Hilfswerk der Württ. Evang. Landeskirche: Brief an den evang. Oberkirchenrat vom 14.12.1945, AELKS, Akte 5321
- 309 Otto Bartning: Notkirche (Nürnberg), 25.5.51, BATHD, Akte 301/50-1, S.5
- 310 Ahlhorn (Ev.-Luth. Landeskirche Hannover): Rundschreiben an sämtliche Superintendenten vom 9.1.1946, AELKS, Akte 436-XV
- 311 Eugen Gerstenmaier (HEKD): Rundschreiben Nr. II/11 vom 15.7.1946, AELKS, Akte Hilfswerk, Nr.1168
- 312 ebenda
- 313 s. Rundschreiben mit Protokoll des Zentralbüros von der Sitzung am 24.10.1946, AELKS, Akte Hilfswerk, Nr.1168
- 314 ebenda
- 315 ebenda
- 316 ebenda
- 317 ebenda
- 318 Otto Bartning im Gespräch mit Stephan Hirzel; in: Kunst und Kirche, Heft 1, 1958, S.25
- 319 Otto Bartning: Notkirche (Nürnberg), 25.5.51, BATHD, Akte 301/50-1, S.6
- 320 ebenda, S.6
- 321 Evang. Oberkirchenrat: Brief an das Dt. Nationalkomitee des Luth. Weltbundes vom 7.7.1949, AELKS, Akte 436-XVII
- 322 Schneider: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning, Marburg 1997, S.34
- 323 vgl.: Küster: Otto Bartning als Kirchbaumeister, Bonn 1982;  
Hartmann: Die Notkirchen von Otto Bartning, in: Kunst und Kirche, Heft 3, 1987, S.199-205;  
Schneider: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning, Marburg 1997;  
Gerbing: Die Auferstehungskirche in Pforzheim, Regensburg 2001
- 324 Näheres zur Pforzheimer Notkirche s.: Gerbing: Die Auferstehungskirche in Pforzheim, Regensburg 2001

- 325 zit.n. Bredow; Lerch (Hg.): Otto Bartning, Darmstadt 1983, S.66
- 326 Paul Girkon: Brief an Otto Bartning vom 3.2.1948, BATHD, Akte 301/47-1
- 327 vgl. Schneider: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning, Marburg 1997, S.17
- 328 Eugen Gerstenmaier: Hilfe für Deutschland. Rede in Kirchheim/Teck am 1.1.1946,  
in: Gerstenmaier: Reden und Aufsätze, Bd.1, Stuttgart 1956, S.64
- 329 Otto Bartning: Die Kirche auf dem Berge, Ansprache zur Weihe der Notkirche in Pforzheim am 24.10.1948,  
Manuskript, BATHD, 102/48A-1
- 330 Bartning: Vortrag auf der Tagung für kirchliche Kunst in Bielefeld am 4.9.1947, Manuskript, BATHD, 301/47-1
- 331 ebenda
- 332 ebenda
- 333 Bartning: Vortrag in Basel im Münstersaal, am 19.6.1950, Manuskript, BATHD, Akte 301/50-3
- 334 vgl. Küster: Otto Bartning als Kirchbaumeister, Bonn 1982, S.222f
- 335 Küster: Otto Bartning als Kirchbaumeister, Bonn 1982
- 336 ebenda, S.223
- 337 Ev. Oberkirchenrat Stuttgart: Notiz vom 27.4.1949, Aktenzeichen Nr.A.5494; AELKS, Akte 436-XVII
- 338 Hans Seytter: Brief an den Ev. Oberkirchenrat in Stuttgart vom 24.5.1949; AELKS, Akte 436-XVII
- 339 ebenda
- 340 ebenda
- 341 Dohmann; u.a. (Hg.): Der Wiederaufbau der Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1964
- 342 ebenda, S.68
- 343 ebenda, S.69
- 344 ebenda, S.69f
- 345 Hugo Schnell: Christliche Kunst der Gegenwart; in: Das Münster, Heft 7/8, 1949, S.199
- 346 ebenda, S.199
- 347 G.G.: Prof. Otto Bartning über die Notkirchenaktion; in: Heidelberger Tagblatt, 13.11.1950, BATHD, Akte 301/50-1
- 348 Otto Bartning: Ansprache zur Einweihung der Notkirche in Heilbronn,  
in: Kirchenblatt. Organ der Amerikanisch Lutherischen Kirche, 30.4.1949, S.8, BATHD, 301/4817
- 349 Zentralbüro des HEKD (Hg.): Dank und Verpflichtung, Stuttgart 1955, S.54
- 350 ebenda, S.54
- 351 Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München 1973, S.133
- 352 ebenda, S.133
- 353 Curt Horn: Otto Bartning 70 Jahre; in: Das Münster, Heft 7/8, 1953, S.179
- 354 Eugen Gerstenmaier: Kirche und Öffentlichkeit;  
in: Evangelisches Verlagswerk (Hg.): Die Kirche in der Öffentlichkeit, Stuttgart 1948, S.16
- 355 zit.n.: o.A.: Erste volksdeutsche Gruppensiedlung eingeweiht; in: MHEKD, Nr.26 (Mai), 1949, S.4
- 356 Prof. Seytter und Prof. Schumacher: Wortmeldung in der Sitzung des Landesausschusses (Stuttgart) des HEKD  
vom 31.7.1946 (Protokoll), AELKS, Akte DWW/Hilfswerk, Nr.172
- 357 Übereinkunft des Landesausschusses (Stuttgart) des HEKD; zit.n. ebenda
- 358 Rundfunkansprache Gerstenmaiers 1948, zit.n.: Foss: Politische Diakonie?, Frankfurt am Main 1986, S.82
- 359 Otto Fricke: Die theologischen Grundlagen des Hilfswerks; in: MHEKD, Nr.12 (März), 1948, S.189
- 360 Otto Bartning: Brief an Gustav Hartlaub vom 13.1.1954, BATHD, Akte 501/49-3
- 361 in: Sonntagsspiegel, Heft April, 1951, o.P.; BATHD, Akte 103/56A
- 362 Helmut de Haas: Er baute unser Gotteshaus; in: Welt am Sonntag, 4.11.1956, S.4
- 363 Otto Bartning: Brief an Gustav Hartlaub vom 13.1.1954, BATHD, Akte 501/49-3
- 364 MHEKD, Nr.21 (Dezember), 1948, S.3
- 365 o.A.: Notkirchen im Aufbau; in: MHEKD, Nr. 14 (Mai), 1948, S.246
- 366 o.A.: Baubeschreibung des Gemeindezentrums, BATHD, Akte 103/56A
- 367 Tgb.Nr. II/149/59, AELKS, Akte 436-XVIII
- 368 zit.n. Bredow; Lerch (Hg.): Otto Bartning, Darmstadt 1983, S.77
- 369 Küster: Otto Bartning als Kirchbaumeister, Bonn 1982, S.218
- 370 zit.n. ebenda, S.224
- 371 vgl. ebenda, S.224f
- 372 Friedrich Hammer: Hamburgs Evangelische Kirche in den Jahren 1945-1947;  
in: Schreyer (Hg.): Hamburger Jahrbuch für christl. Geistesleben 1945-1947, Hamburg 1947, S.247f
- 373 ebenda, S.248
- 374 Brief von Langmaack an Schumacher vom 19.8.1922; in: Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.91
- 375 s. Leumundzeugnis von Fritz Schumacher für Gerhard Langmaack vom 27.2.1946;  
in: Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.107f
- 376 Langmaack: Das Problem des protestantischen Kirchbaus, in: Kunst und Kirche, Berlin 1925;  
zit.n.: Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.26
- 377 Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.33
- 378 Gerhard Langmaack: Unser Massenschicksal und der Weg der Baukunst; in: Baugilde, Heft 15, 1934, S.511;  
zit.n.: Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.36
- 379 zit.n.: Brockhaus: Schauder und Idylle, München 1997, S.202
- 380 Gerhard Langmaack: Unser Massenschicksal und der Weg der Baukunst, in: Baugilde, Heft 15, 1934, S.511;  
zit.n.: Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.36
- 381 vgl. Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.40
- 382 Kunze (Hg.): Evangelischer Kirchenbau vor neuen Aufgaben, Göttingen 1947
- 383 ebenda, S.47ff
- 384 ebenda, S.51ff
- 385 ebenda, S.54
- 386 ebenda, S.56
- 387 ebenda, S.55
- 388 ebenda, S.58
- 389 Langmaack: Kirchenbau heute. Grundlagen zum Wiederaufbau und Neuschaffen, Hamburg 1949
- 390 Ev. Oberkirchenrat: Notiz, o.A., EZA, Bestand 2, Nr.5784
- 391 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.127
- 392 ebenda, S.127f
- 393 ebenda, S.136
- 394 ebenda, S.128f
- 395 ebenda, S.131
- 396 ebenda, S.131
- 397 ebenda, S.131
- 398 Stählin: Das Amt des Laien in Gottesdienst und kirchlicher Unterweisung, Kassel 1947
- 399 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.133
- 400 ebenda, S.134
- 401 ebenda, S.22
- 402 ebenda, S.20
- 403 ebenda, S.21
- 404 ebenda, S.21
- 405 Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.117ff
- 406 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.72
- 407 ebenda, S.59
- 408 ebenda, S.59

- 409 ebenda, S.59  
 410 ebenda, S.59  
 411 ebenda, S.57  
 412 ebenda, S.22  
 413 Gerhard Langmaack: Der gottesdienstliche Ort; in: Müller; Blankenburg (Hg.): Leiturgia, Bd.1, Kassel 1954, S.366-433  
 414 ebenda, S.370  
 415 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.69  
 416 ebenda, S.69  
 417 ebenda, S.69  
 418 ebenda, S.63  
 419 ebenda, S.64  
 420 ebenda, S.64  
 421 ebenda, S.64  
 422 Langmaack: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert, Kassel 1971  
 423 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.21  
 424 ebenda, S.175  
 425 ebenda, S.178  
 426 Langmaack: Brief an Schwarz vom 14.2.61, NRS, Briefwechsel  
 427 ebenda  
 428 Bartels (Hg.): Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.36  
 429 Gerhard Langmaack: Brief an Schwarz vom 14.2.61, NRS, Briefwechsel  
 430 Rudolf Schwarz: Brief an Langmaack vom 12.4.53, NRS, Briefwechsel  
 431 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.57  
 432 zit.n. Heinz Deutschland: Max Taut. Eine Chronologie; in: Deutschland; Geist (Hg.): Max Taut, Berlin 1999, S.11  
 433 Taut: Berlin im Aufbau, Berlin 1946  
 434 ebenda, o.P.  
 435 ebenda, o.P.  
 436 ebenda, o.P.  
 437 ebenda, o.P.  
 438 ebenda, o.P.  
 439 ebenda, o.P.  
 440 ebenda, o.P.  
 441 ebenda, o.P.  
 442 ebenda, o.P.  
 443 ebenda, o.P.  
 444 ebenda, o.P.  
 445 Neufert: Bauordnungslehre (BOL), Berlin 1943, S.446ff  
 446 Ernst Neufert: Vortrag in Lausanne im Juni 1948; in: Prigge (Hg.): Ernst Neufert, Frankfurt am Main 1999, S.384-395  
 447 Taut: Berlin im Aufbau, Berlin 1946, o.P.  
 448 ebenda, o.P.  
 449 ebenda, o.P.  
 450 Tilmann Buddensieg: Adolf Behne - Max Taut; in: Jaeger (Hg.): Max Taut. Bauten und Pläne, Berlin 1996, S.V  
 451 Taut: Berlin im Aufbau, Berlin 1946, o.P.  
 452 ebenda, o.P.  
 453 Akademie der Künste (Hg.): Max Taut 1884-1967, Berlin 1984  
 454 ebenda, S.19  
 455 ebenda, S.5  
 456 Jaeger (Hg.): Max Taut. Bauten und Pläne, Berlin 1996 (1927), S.11  
 457 ebenda, S.21  
 458 ebenda, S.21  
 459 Akademie der Künste (Hg.): Max Taut 1884-1967, Berlin 1984, S.43  
 460 Max Taut: Zum Aufbau einer neuen Stadt - Berlin; Manuskript 22S., SAdK, MTS-01-35  
 461 ebenda, S.1  
 462 Im Nachlaß von Max Taut findet sich darüber kein Nachweis.  
 463 Taut: Berlin im Aufbau, Berlin 1946, o.P.  
 464 Max Taut: Zum Aufbau einer neuen Stadt - Berlin; Manuskript, SAdK, MTS-01-35, S.7f  
 465 Taut: Berlin im Aufbau, Berlin 1946, o.P.  
 466 ebenda, o.P.  
 467 ebenda, o.P.  
 468 ebenda, o.P.  
 469 ebenda, o.P.  
 470 Heinrich Getzeny: Die moderne religiöse Kunst in Württemberg, in: Die christliche Kunst, Heft 5, 1929, S.152  
 471 sein Sohn Martin Schilling im Gespräch mit dem Autor am 8.6.1999 in Rottenburg am Neckar  
 472 Beurteilung der Partei vom 14.6.1940, DAR, Gild, Bü.38, Bl.121, 2.,  
 zit.n.: Paul Kopf: Buchau am Federsee in nationalsozialistischer Zeit;  
 in: Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.): Kirche im NS, Sigmaringen 1984, S.278  
 473 Erlass des Bischöflichen Ordinariats zu Rottenburg vom 16.12.1940; in: Endrich (Hg.): Heilige Kunst, Stuttgart 1949, S.66  
 474 Dekan Sorg: Brief an Martin Schilling vom 17.5.1945, NMS  
 475 ebenda  
 476 Martin Schilling: Neubau einer Marienkapelle bei Spaichingen (Erläuterungsbericht), 18.9.1947, NMS  
 477 ebenda  
 478 ebenda  
 479 Martin Schilling: Brief an das Kreisbauamt Ludwigsburg vom 3.1.1950, SAL, FL20/12, Bü7830  
 480 Erlass des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg vom 19.8.1948, in: Endrich (Hg.): Heilige Kunst, Stuttgart 1949, S.67  
 481 s. Martin Schilling: Pläne zu "USA Tropenbaracke als Notkirchlein", datiert: 11.8.49; NMS  
 482 Martin Schilling: Brief an das Kreisbauamt Ludwigsburg bez. der „Erstellung einer USA-Tropenbaracke als Notkirchlein“  
 in Heutingsheim vom 3.1.1950, SAL, FL20/12, Bü7830  
 483 Wolfgang Urban: Der katholische Kirchenbau im Landkreis Ludwigsburg nach 1945,  
 in: Kopf; Urban (Hg.): Zeit-Räume, Ludwigsburg 1990, S.33  
 484 Gemeinde „Mariä Himmelfahrt“ (Hg.): Wie unsere Kirche geworden ist, Aidlingen 1950, S.4  
 485 vgl. Kubin: Entstehung unserer katholischen Kirchengemeinde 1946 bis 1964,  
 Manuskript, o.P., Gemeinearchiv Mariä Himmelfahrt Aidlingen  
 486 ebenda  
 487 Egon Reiner: Martin Schilling (1896-1991); in: Heilige Kunst, 1991, S.211  
 488 vgl. Kier; Liesenfeld; Matzerath (Hg.): Architektur der 30er und 40er Jahre in Köln, Köln 1999, S.162  
 489 Hans von Amelen (Zeitzeuge) im Gespräch mit dem Autor am 11.4.1999 in Düsseldorf-Heerdt  
 490 Neufert: Bombensicherer Luftschutz im Wohnungsbau, Berlin 1941  
 491 ebenda, S.81  
 492 Kirchenvorstand Hl. Sakrament (Froitzheim): Brief an das Generalvikariat in Köln bezügl. der Genehmigung  
 zum Ankauf und Einrichtung einer Holzbaracke für Notkirche und Kindergarten vom 8.8.1945,  
 AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A2026/45  
 493 ebenda  
 494 vgl. Kammann: Carl Klinkhammer. Ruhrkaplan, Sanitätssoldat und Bunkerpastor, Düsseldorf 2001



- 495 Bruno Kammann: Carl Klinkhammer (1903-1997); in: Geschichte im Westen, Halbjahreszeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte, Heft 12, 1997, S.203
- 496 Carl Klinkhammer: Die deutschen Katholiken und die Schuldfrage; in: Neues Abendland, Heft 1, 1946, S.12-16, sowie in: Bucher (Hg.): Nachkriegsdeutschland: 1945-1949, Bd.10, Darmstadt 1990, S.214ff
- 497 ebenda, S.220
- 498 ebenda, S.221
- 499 ebenda, S.221
- 500 ebenda, S.221
- 501 zit.n.: Eschenburg: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd.1, Stuttgart 1983, S.64
- 502 Abschrift des Mietvertrags zwischen dem Deutschen Reich (Britische Zone), vertreten durch den Oberfinanzpräsidenten Düsseldorf als Vermittler und der Kath. Kirchengemeinde „Hl. Sakrament“ in Düsseldorf-Heerdt als Mieterin, AEK, Bauakte GVA II, 2755 / G1833/49
- 503 ebenda, §9
- 504 Abschrift des Protokolls der Kirchenvorstandssitzung vom 19.8.1947, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 505 ebenda
- 506 Hans von Amelen (Zeitzeuge) im Gespräch mit dem Autor am 11.4.1999 in Düsseldorf-Heerdt
- 507 vgl. Dokumente und Notizen in: AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 508 Hoster, Mann (Hg.): Vom Bauen, Bilden und Bewahren. Festschrift für Willy Weyres, Köln 1964, S.387
- 509 Willy Weyres: Brief an Carl Klinkhammer vom 29.7.1949, AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 510 ebenda
- 511 Umbauplan für den Luftschutzbunker Nr.13 mit Anscheiben von Carl Klinkhammer vom 6.2.1950, AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 512 ebenda, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 513 Abschrift des Protokolls der Kirchenvorstandssitzung vom 10.2.1950, AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A690/49
- 514 zit.n.: Carl Klinkhammer: Brief an das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln vom 29.1.1952; AEK, Bauakte GVA II, 2755 / A3024/52
- 515 ebenda
- 516 Carl Klinkhammer: Brief an Bundesfinanzminister vom 24.9.1954, AEK, Bauakte GVA II, 2755 / G1838/49
- 517 Vertrag vom 5.12.1955, AEK, Bauakten GVA II, 2755
- 518 Auszug aus dem Protokollbuch des Kirchenvorstandes von Hl.Sakrament über die Sitzung vom 22.4.1959, AEK, Bauakte GVA II, 2756 / A21599/62
- 519 Carl Klinkhammer: Brief an das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln vom 19.6.1959, AEK, Bauakte GVA II, 2756 / A21599/62
- 520 zit.n.: Bruno Kammann: Carl Klinkhammer (1903-1997); in: Geschichte im Westen, Heft 12, 1997, S.213
- 521 Max Karl Feiden in der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“, o.A.; zit.n.: Karl-Jürgen Miesen: Sonnenscheins Sohn; in: Waldenfels; Jäger (Hg.): Kirche in der Großstadt, Düsseldorf 1983, S.155
- 522 Wendland: Kirchenbau in dieser Zeit, Berlin 1957, S.14
- 523 Wendland: Kirchenbau in dieser Zeit, Berlin 1957
- 524 Untertitel von „Kirchenbau in dieser Zeit“
- 525 Winfried Wendland: Lebenslauf, o. J., Manuskript 2 Seiten, NWW
- 526 Wendland: Zum Heimgang von Otto Bartning, in: Die Zeichen der Zeit, Heft 4, 1959, o.P.
- 527 zit. n. Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934, München 1989, S.302
- 528 Wendland: Zum Heimgang von Otto Bartning, in: Die Zeichen der Zeit, Heft 4, 1959, o.P.
- 529 vgl. Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934, München 1989, S.318
- 530 Lörcher; Wendland; Schmitthener; K.J.Fischer: Kundgebung auf der 22.Jahrestagung des DWB in Würzburg; in: Teut: Architektur im Dritten Reich, Frankfurt am Main 1967, S.94
- 531 ebenda, S.94
- 532 vgl. Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934, München 1989, S.308ff
- 533 sein Sohn Dieter Wendland im Gespräch mit dem Autor am 19.7.2000 in Berlin
- 534 Wendland: Nationalsozialistische Kunstpolitik im neuen Preußen, in: Die Form, Heft 10, 1933, S.314
- 535 ebenda, S.314
- 536 ebenda, S.314
- 537 ebenda, S.315
- 538 ebenda, S.315
- 539 ebenda, S.315
- 540 Wendland: Kunst und Nation, Berlin 1934
- 541 ebenda, S.58
- 542 ebenda, S.58
- 543 ebenda, S.49
- 544 ebenda, S.8
- 545 ebenda, S.8
- 546 ebenda, S.32
- 547 ebenda, S.32
- 548 ebenda, S.32
- 549 ebenda, S.32
- 550 ebenda, S.59
- 551 ebenda, S.60f
- 552 ebenda, S.60
- 553 ebenda, S.60
- 554 Winfried Wendland: Brief an den Evangelischen Oberkirchenrat vom 2.12.38, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 555 ebenda
- 556 ebenda
- 557 ebenda
- 558 ebenda
- 559 ebenda
- 560 ebenda
- 561 Evang. Konsistorium der Mark Brandenburg: Brief an OKR vom 28.2.1939, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 562 Evang. Konsistoriums der Rheinprovinz: Brief an OKR vom 22.2.39, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 563 Evang. Konsistorium der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen: Brief an OKR vom 16.2.39, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 564 Evang. Konsistorium der Mark Brandenburg: Brief an OKR vom 28.2.1939, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 565 Kirchenprovinz Schlesien: Brief an OKR vom 9.3.1939, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 566 Evang. Konsistorium der Mark Brandenburg: Brief an OKR vom 28.2.1939, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 567 Evang. Konsistoriums Münster: Brief an OKR vom 20.1.1939, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 568 Wendland: Die Kunst der Kirche, Berlin 1940
- 569 ebenda, S.15
- 570 ebenda, S.16
- 571 ebenda, S.27
- 572 ebenda, S.28
- 573 ebenda, S.31
- 574 ebenda, S.52
- 575 ebenda, S.52f
- 576 Eckhardt (Hg.): Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd.1, Berlin 1978, S.148

- 577 Brief vom Gemeindegemeinderat der Zivilgemeinde der Garnisonskirche an ev. Oberkirchenrat vom 22.10.1949, EZA, Bestand 7, Nr.12700
- 578 Ev. Kirche im Rheinland: Brief an Dr. Söhngen vom 10.11.49, EZA, Bestand 7, Nr.12700
- 579 Brief vom Gemeindegemeinderat der Zivilgemeinde der Garnisonskirche an ev. Oberkirchenrat vom 22.10.1949, EZA, Bestand 7, Nr.12700
- 580 Schwipps: Garnisonskirche Potsdam, Berlin 2001, S.123f
- 581 Winfried Wendland: Lebenserinnerungen, Manuskript, transkribiert durch Ulrike Wendland, NWW, S.96
- 582 ebenda, S.98
- 583 Wendland: Über die Kleinkirche, in: Kunst und Kirche, Heft 13, 1936, S.10f
- 584 o.A.: Eine kleine evangelische Kirche in der Mark Brandenburg; in: Baumeister, Heft 12, 1955, S.828
- 585 ebenda, S.828
- 586 Wendland: Die Kunst der Kirche, Berlin 1940, S.31
- 587 Wendland: Kirchenbau in dieser Zeit, Berlin 1957, S.14
- 588 ebenda, S.7
- 589 ebenda, S.11
- 590 ebenda, S.12
- 591 Lill: Um Bayerns Kulturbauten. Zerstörung und Wiederaufbau, München <sup>2</sup>1946, S.27
- 592 ebenda, S.28
- 593 Beseler; Gutschow (Hg.): Kriegsschicksale Deutscher Architektur. Bd.2, Neumünster 1988, S.1329
- 594 Der Nachlaß von Dominikus Böhm befindet sich im Historischen Archiv der Stadt Köln (HASTK), Bestand 1208.
- 595 Dominikus Böhm: Brief an Dekan Bültgen, Vreden/Westfalen vom 17.8.46, HASTK, Bestand 1208, Akte 158/221
- 596 o.A.: Schadenshebung vom 7.2.1945; ABA, Akte 54.1.2. Augsburg St. Maximilian, 1892-1949
- 597 Beseler; Gutschow (Hg.): Kriegsschicksale Deutscher Architektur. Bd.2, Neumünster 1988, S.1330
- 598 s.a. Dokumente in: ABA, Akte 54.1.2. Augsburg St. Moritz, 1882-1949
- 599 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Meyer vom 21.8.45, HASTK, Akte 176
- 600 Böhm: Erläuterungsbericht St. Moritz; datiert: Jettingen 21.8.45, HASTK, Akte 176
- 601 ebenda
- 602 ebenda
- 603 ebenda
- 604 Johann Mair: Brief an das Bischöfliche Ordinariat vom 17.9.1945, ABA, Akte 54.1.2.
- 605 Dr. Bach: Bestätigungen des Bischöflichen Ordinariats vom 20. 9.1945 zur Reisegenehmigung von Dominikus und Gottfried Böhm, ABA, Akte 54.1.2.
- 606 Dr. Bach: Eine in deutsch und englisch verfasste Bestätigung des Bischöflichen Ordinariats vom 20. 9.1945 zur Befürwortung eines Wiederaufbaus von St. Moritz, ABA, Akte 54.1.2.
- 607 Diözesanbaumeister Link: Brief an Generalvikar Dr.Domm vom 8.4.46, ABA, Akte 53.1.1.
- 608 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrei vom 24.3.46, HASTK, Akte 176
- 609 Diözesanbaumeister Link: Brief an den Generalvikar Dr.Domm vom 8.4.1946, ABA, Akte Pfarrei St. Moritz
- 610 MAN: Schreiben vom 21.3.1946, ABA, Akte 53.1.1.
- 611 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Mair vom 14.2.1946, HASTK, Akte 176
- 612 Dominikus Böhm: Brief an das BLAD vom 24.3.1946, HASTK, Akte 176
- 613 ebenda
- 614 ebenda
- 615 ebenda
- 616 W. Bertram, Konservator am BLAD: Brief an Dominikus Böhm vom 17.6.1949, Akte 177
- 617 ebenda
- 618 W. Bertram, Konservator am BLAD: Brief an Dominikus Böhm vom 30.6.1949, Akte 177
- 619 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Mair vom 28.11.1949, HASTK, Akte 177
- 620 ebenda
- 621 Einladung zur ersten Messe nach der Wiedererrichtung von St. Moritz; ABA, Akte 53.1.1.
- 622 Stadtpfarrer Johann Mair: Brief an Dominikus Böhm vom 12.12.1949, HASTK, Akte 177
- 623 ebenda
- 624 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Mair vom 11.1.1950, HASTK, Akte 177
- 625 ebenda
- 626 ebenda
- 627 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Mair vom 28.11.1949, HASTK, Akte 177
- 628 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Mair vom 11.1.1950, HASTK, Akte 177
- 629 Schnell: Augsburg St. Moritz (Schnell Kunstführer Nr.482), München/Zürich <sup>2</sup>1977, S.10
- 630 Joseph Maria Ritz: Wiederaufbau und Denkmalpflege (1954)  
in: Hemmeter (Hg.): Bayerische Baudenkmäler im Zweiten Weltkrieg, München 1995, S.XX
- 631 Dominikus Böhm: Brief an Hugo Schnell (Redaktion „Das Münster“) vom 18.10.51, HASTK, Akte 160/191
- 632 Dr. Bach: Schadensbericht vom 10.9.1946; ABA, Akte 53.1.1. Augsburg St. Maximilian, 1892-1949
- 633 Dominikus Böhm: Brief an Hugo Schnell (Redaktion „Das Münster“) vom 18.10.51, HASTK, Akte 160/191
- 634 Dominikus Böhm: Brief an Rudolf Schwarz vom 11.3.1955, NRS, Schriftwechsel
- 635 Dominikus Böhm: Brief an Stadtpfarrer Meyer vom 21.8.1945, HASTK, Akte 176
- 636 ebenda
- 637 Dominikus Böhm: Brief an die Gesellschaft für christliche Kunst vom 11.12.1951, HASTK, Akte 162/466
- 638 Regierungsbaudirektor Vollert: Brief an Dominikus Böhm vom 16.1.1948, HASTK, Akte 160/366
- 639 Dominikus Böhm: Brief an Regierungsbaudirektor Vollert, Augsburg vom 29.11.1948, HASTK, Akte 160/366
- 640 ebenda
- 641 ebenda
- 642 ebenda (2.Seite: HASTK, Akte 117/367)
- 643 Dominikus Böhm: Erläuterungsbericht zu Plänen für die Errichtung eines Leichenhauses mit Friedhofsverwaltung in Neuburg an der Kamel, den er am 26.11.1946 an das kath. Pfarramt schickte (sowie an Georg Lill, BLAD; s.a. Brief vom 14.1.1947 an Lill; HASTK, 158/168), HASTK, Akte 158/173
- 644 ebenda
- 645 Dominikus Böhm: Brief an Regierungsbaudirektor Vollert, Augsburg vom 29.11.1948, HASTK, Akte 117/367 (S.2)
- 646 Dominikus Böhm: Brief an Rudolf Schwarz vom 11.3.1955, NRS, Schriftwechsel
- 647 Rudolf Schwarz: Brief an Dominikus Böhm vom 1.4.1955, NRS, Schriftwechsel
- 648 ebenda
- 649 Dominikus Böhm: Brief an Rudolf Schwarz vom 11.3.1955, NRS, Schriftwechsel
- 650 ebenda
- 651 Döllgast: Heitere Baukunst, München 1951
- 652 ebenda, S.14
- 653 Hans Döllgast: Der tote König; Zeitungsartikel o.D. und Quellenangabe, S.6, StBM
- 654 ebenda
- 655 zit.n.: Wolf Hofmann: St. Bonifaz; in: Lieb; Sauermost (Hg.): Münchens Kirchen, München 1973, S.213
- 656 Fuhrmann: Bauschädenfeststellung vom 25.1.1945, StBM
- 657 Willibald Mathäser: Die Münchener Basilika, Manuskript, S.3, StBM
- 658 Elmar W. Prinz: Bestätigung, Betreff: Instandsetzungsarbeiten im Benediktinerstift St. Bonifaz vom 4.6.1945, StBM
- 659 s. Benediktinerstift: Brief an die kath. Gesamtkirchengemeinde München vom 16.11.1945, StBM
- 660 Lill: Um Bayerns Kulturbauten. Zerstörung und Wiederaufbau, München 1946
- 661 Lill: Zerstörte Kunst in Bayern, München 1948
- 662 Georg Lill (BLAD): Bestätigung (Aktenzeichen Nr.4441) vom 13.7.1945, StBM
- 663 Georg Lill (BLAD): Bestätigung (Aktenzeichen Nr.505) vom 1.2.1946, StBM

- 664 ebenda  
 665 ebenda  
 666 ebenda  
 667 Fischer (Baubt. im Staatsminist. d. Innern): Brief an die Landesstelle für Eisen und Metalle vom 8.2.1946, StBM  
 668 Kath. Gesamtkirchenverwaltung München: Rundschreiben an alle Stadtpfarreien und Stadtpfarrkuratien vom 21.7.1947, StBM  
 669 Bauordnung für die Kath. Gesamtkirchengemeinde München vom 7.3.1930, 2 Seiten, StBM  
 670 Benedikt Herrmann: Brief an die Lokalbaukommission vom 8.7.1946, StBM  
 671 Benedikt Herrmann: Brief an die Lokalbaukommission vom 17.10.1946, StBM  
 672 ebenda (Herrmann zit. eine Auskunft, die er vom Referat XII erhalten hatte)  
 673 Georg Lill (BLAD): Gutachten, Betreff: Beabsichtigter Wiederaufbau von St. Bonifaz in München, 18.7.1946, StBM  
 674 Georg Lill: Einführende Worte zur Kunst im süddeutschen Kulturkreis; in: Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst (Hg.): Jahrbuch für christl. Kunst 1948/49, München, S.7  
 675 ebenda, S.7  
 676 Hans Döllgast: Brief an die Lokalbaukommission der Landeshauptstadt München vom 19.2.1963, StBM  
 677 zit.n.: Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, München 1984, S.134  
 678 Hans Döllgast: Brief an Pater Benedikt vom 16.5.1950, StBM  
 679 Döllgast: Räume - Räume, München 1972, S.28  
 680 ebenda, S.28  
 681 Ludwig Schneider (Ing. Büro Schneider): Planunterlagen zur Dachkonstruktion vom 12.4.1949, StBM, Akte Statische Berechnungen Ing. Büro Schneider  
 682 o.A.: Notausbau der zerstörten Bonifazius-Basilika in München; in: Baumeister, Heft 12, 1948, S.465  
 683 o.A.: Wiederaufbau von St. Bonifaz. Die „breite“ Basilika; in: Die Abendzeitung, 30.8.1949  
 684 Langmaack: Kirchenbau heute, Hamburg 1949, S.53  
 685 Robert Vorhoelzer: Brief an den Abt von St. Bonifaz vom 16.1.1951, StBM  
 686 ebenda  
 687 vgl. Peter; Wimmer: Von den Spuren, Salzburg 1998, S.18  
 688 Rudolf Pollerer: Wiederaufbau der Basilika St. Bonifaz in München; in: Baumeister, Heft 3, 1951, S.160  
 689 Otto Bierner: Die Sankt-Bonifaz-Basilika in München; in: Münchner Stadtanzeiger vom 13.11.1959  
 690 ebenda  
 691 Doris Schmidt: Künstlerische Einheit oder deutliche Zäsur; in: Süddeutsche Zeitung, 13.1.1968  
 692 Peter; Wimmer: Von den Spuren, Salzburg 1998  
 693 ebenda, S.18  
 694 ebenda, S.  
 695 Altman: St. Bonifaz München, Regensburg 1997, S.8  
 696 Döllgast: Räume - Räume, München 1972  
 697 ebenda, S.9  
 698 ebenda, S.8  
 699 Rudolf Schwarz: Brief an Mathias Hemgesberg vom 19.2.1951, BATR, Abt. 71.6, Nr.695  
 700 o.A.: Entschliessung für den Wiederaufbau der Trierer Basilika, in: Kunstchronik, Heft 5, 1951, S.121  
 701 zit.n.: Zahn: Die Basilika in Trier, Trier 1991, S.26  
 702 Gorys: Lexikon der Heiligen, München 1997, S.48  
 703 Keller, P.: Die Geschichte der Pfarrei St. Antonius, Manuskript, StATr  
 704 vgl. Heinrich Otto Vogel: Bericht über die bereits geleisteten Arbeiten, 9.7.1949, Manuskript, StATr  
 705 ebenda  
 706 Heinrich Otto Vogel: Bericht zur Wiederherstellung der Pfarrkirche St. Antonius vom 6.7.1948, Manuskript, BATR, Akte kath. Kirchengemeinde St. Antonius, Bl.10/11  
 707 ebenda  
 708 vgl. Heinrich Otto Vogel: Bericht über die bereits geleisteten Arbeiten, 9.7.1949, Manuskript, StATr  
 709 s.a. van Stipelen: Das kirchliche Bauen von Heinrich Otto Vogel im dörflichen Bereich, in: Bistum Trier (Hg.): Heinrich Otto Vogel, Trier 1990, S.89ff  
 710 zit.n.: Maas: Das Werk des Architekten Heinrich Otto Vogel, Saarbrücken 1992, S.42  
 711 ebenda, S.42  
 712 Heinrich Otto Vogel: Erbe und Aufgabe; in: Kunst und Kirche, Heft 4, 1957, S.163  
 713 ebenda, S.163  
 714 ebenda, S.160  
 715 ebenda, S.160  
 716 Heinrich Otto Vogel: Die Lukaskirche in Ludwigshafen; in: Der Turmhahn, 1961; zit.n.: Maas: Das Werk des Architekten Heinrich Otto Vogel, Saarbrücken 1993, S.85  
 717 Heinrich Otto Vogel: Erbe und Aufgabe; in: Kunst und Kirche, Heft 4, 1957, S.160  
 718 in: Bistum Trier (Hg.): Heinrich Otto Vogel, Trier 1990, S.75  
 719 Heinrich Otto Vogel: Erbe und Aufgabe; in: Kunst und Kirche, Heft 4, 1957, S.160  
 720 ebenda, S.160f  
 721 Felix Kreuzsch: Die Wiederherstellung der Kirchen im Bistum Aachen; in: Neuß (Hg.): Rheinische Kirchen im Wiederaufbau, Mönchengladbach 1951, S.20  
 722 ebenda, S.24  
 723 ebenda, S.24  
 724 Heinrich Otto Vogel: Die Gedanken des Baumeisters zu dem Wiederaufbau der Kreuzkirche, Bonn; in: Bistum Trier (Hg.): Heinrich Otto Vogel. Baumeister in Zeiten des Umbruchs, Trier 1990, S.28  
 725 Heinrich Otto Vogel: Erbe und Aufgabe; in: Kunst und Kirche, Heft 4, 1957, S.163  
 726 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.): 6 Jahre danach, Wiesbaden 1951, S.118-125  
 727 ebenda, S.123  
 728 ebenda, S.125  
 729 Weyres; Bartning (Hg.): Kirchen. Handbuch für den Kirchenbau, München 1959, S.82  
 730 Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München 1973, S.87  
 731 ebenda, S.88  
 732 Grözing: Praktische Theologie und Ästhetik, München 1991, S.73ff  
 733 Otto Gillen: Die christliche Kunst der Gegenwart; in: Das Münster, Heft 11/12, 1949, S.370  
 734 Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.5  
 735 Otto Gillen: Die christliche Kunst der Gegenwart; in: Das Münster, Heft 11/12, 1949, S.370  
 736 Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Liturgie und Bild, Bonn 1996, S.5  
 737 zit.n. Adam: Theologische Aspekte zum modernen Kirchenbau, Mainz 1968, S.7  
 738 zit.n. Neumann: Ängstliche Gedanken über den Kirchenbau der 50er Jahre; in: Dt. Nationalkomitee für Denkmalschutz (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre, Bonn 1988, S.28 und S.37  
 739 Rudolf Pollerer: Wiederaufbau der Basilika St. Bonifaz in München; in: Baumeister, Heft 3, 1951, S.160  
 740 Otto Bartning: Kirchenbau heute; in: Sonntagsblatt, Nr.52, 28.12.1952, S.24 (BATHD, Akte 301/52-1)  
 741 Otto Bartning: Ansprache zur Einweihung der Notkirche in Heilbronn; in: Kirchenblatt. Organ der Amerikanisch Lutherischen Kirche, 30.4.1949, S.8, BATHD, 301/4817  
 742 Hans Maier: Von der Schönheit des Christentums, Abschiedsvorlesung an der Ludwig-Maximilians-Universität in München am 26.7.1999, Manuskript  
 743 ebenda  
 744 Emil Steffann: Wiederaufbau aus Trümmern; in: Baumeister, Heft 8, 1950, S.494

- <sup>745</sup> Emil Steffann: Können wir noch Kirchen bauen?, Vortrag am 8.11.1950 in Beuron;  
in: Endrich (Hg.): Heilige Kunst 1951, Stuttgart 1951, S.17
- <sup>746</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg <sup>2</sup>1947, S.11
- <sup>747</sup> ebenda, S.12
- <sup>748</sup> ebenda, S.12
- <sup>749</sup> Roland Barthes betont in seinem Aufsatz „Der neue Citroen“, dass „der Tastsinn unter allen Sinnen  
der am stärksten entmystifizierende“ ist; in: Barthes: Mythen des Alltags, Frankfurt am Main 1964, S.76-78
- <sup>750</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg <sup>2</sup>1947, S.12
- <sup>751</sup> Guardini: von heiligen Zeichen, Leipzig 1952, S.5
- <sup>752</sup> vgl. Pieper: Zucht und Maß, Leipzig <sup>2</sup>1940, S.79
- <sup>753</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg <sup>2</sup>1947, S.12
- <sup>754</sup> ebenda, S.12
- <sup>755</sup> ebenda, S.11
- <sup>756</sup> ebenda, S.12
- <sup>757</sup> ebenda, S.13
- <sup>758</sup> ebenda, S.13
- <sup>759</sup> zur Lippe: Vom Leib zum Körper, Reinbek 1988
- <sup>760</sup> Richter: Kirchenräume und Kirchräume, Freiburg 1999, S.12
- <sup>761</sup> ebenda
- <sup>762</sup> Otto Bartning: Die Kirche auf dem Berge, Ansprache zur Weihe der Notkirche in Pforzheim am 24.10.1948,  
Manuskript, BATHD, 102/48A-1
- <sup>763</sup> Guardini: Von heiligen Zeichen, Leipzig 1952, S.5
- <sup>764</sup> Klemens Richter: Liturgiefähigkeit der Kunst?; in: Kunst und Kirche, Heft 2, 1998, S.104
- <sup>765</sup> Taut: Die neue Wohnung, Leipzig <sup>3</sup>1928, S.11
- <sup>766</sup> Emil Steffann: Ein Beispiel religiöser Festgestaltung; in: Lienhardt (Hg.): Emil Steffann (1899-1968), Regensburg 1999, S.13
- <sup>767</sup> Emil Steffann: Diasporakirche, in: Schwarz, Rudolf (Hg.): Gottesdienst. Ein Zeitbuch, Würzburg 1937, S.30
- <sup>768</sup> Klemens Richter: Liturgisches Handeln und gottesdienstlicher Raum;  
in: Bürgel (Hg.): Raum und Ritual, Göttingen 1995, S.59
- <sup>769</sup> Thomas Sternberg: Suche nach einer neuen Sakralität; in: Das Münster, Heft 1, 1996, S.142-147
- <sup>770</sup> Guardini: Von heiligen Zeichen, Leipzig 1952, S.5
- <sup>771</sup> ebenda, S.7
- <sup>772</sup> ebenda, S.7
- <sup>773</sup> de Chapeaurouge: Zur Symbolik des Erdbodens in der Kunst des Mittelalters, in: Das Münster, Heft1/2, 1964, S.38-58
- <sup>774</sup> ebenda, S.41
- <sup>775</sup> ebenda, S.50
- <sup>776</sup> Schelsky: Die skeptische Generation, Düsseldorf 1963, S.91
- <sup>777</sup> ebenda, S.92
- <sup>778</sup> Thielicke: Fragen des Christentums an die moderne Welt, Genf 1945, S.222
- <sup>779</sup> Schelsky: Die skeptische Generation, Düsseldorf 1963, S.92
- <sup>780</sup> ebenda, S.92
- <sup>781</sup> Rudolf Schwarz: Der neue Kirchenbau; in: Werk, Heft 4, 1949, S.107
- <sup>782</sup> ebenda, S.108